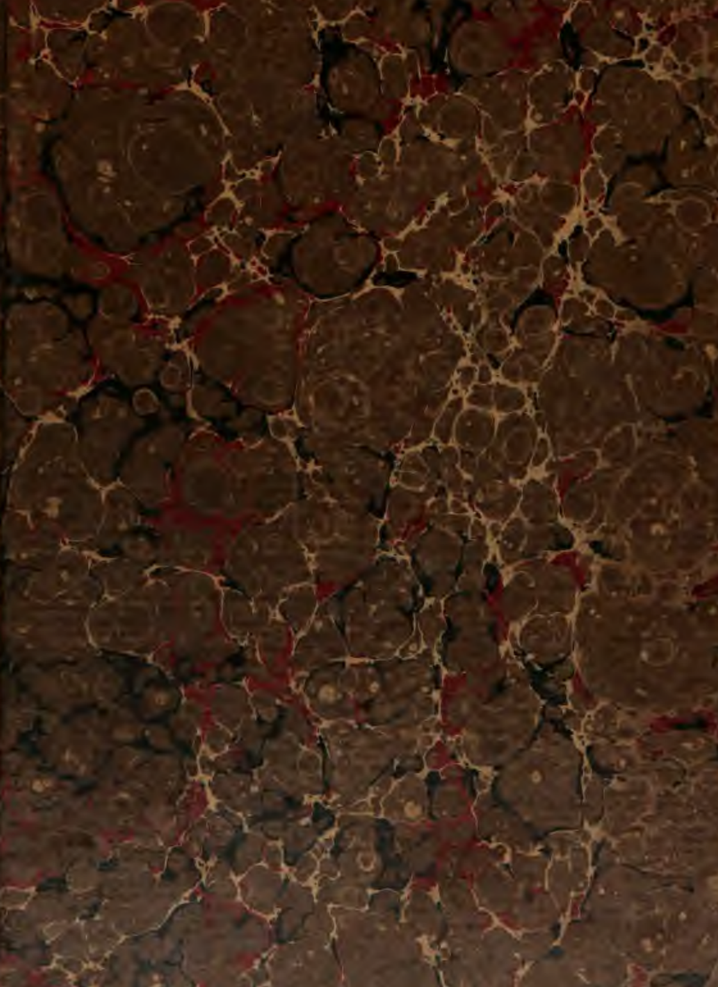
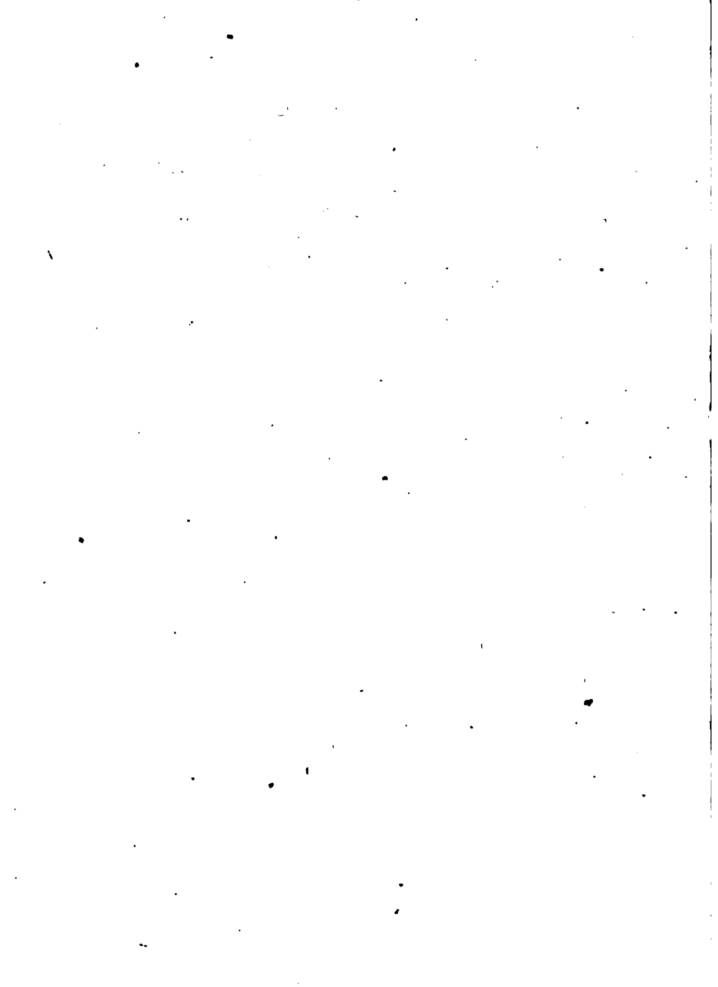



TAYLOR INSTITUTION
DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA



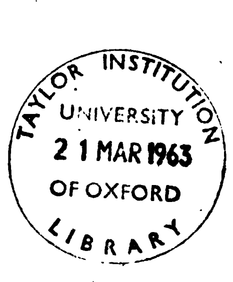


J. G. Jacobi's

sämmtliche Werke.

Dritter Band.

Zürich,
bey Orell, Füßli und Compagnie.
1825.


TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
2 1 MAR 1963
OF OXFORD
LIBRARY

Jacobi's Werke.

Dritten Bandes erste Abtheilung.



Neßir und Zulima.

Eine Erzählung nach Raphael.

1782.

— δι μετα λεγου βιωσαντες, Χριστιανοι εἰσι, κἀν ἀθεει ἐνομιϑησαν.

JUSTINUS MARTYR.

Vorrede.

Das Arabeske oder Moreske in der Malerey ist, wie Viele wissen, aber noch Mehrere nicht wissen, daher entstanden, daß die Araber und Mohren, nach den Gesetzen ihrer Religion, nichts Lebendiges abbilden dürfen. Es besteht in bloßem Laubwerk und andern willkührlichen Zierrathen. Die Neuern haben Thiere und Menschen, und

Raphael sogar griechische Gottheiten dabey angebracht. In einem, mit solcher Malerey, nach Mustern von Raphael, ausgezierten Saal kam eine Gesellschaft, nachdem sie die Menge, die Verschiedenheit und besondere Zusammenordnung der Bilder an den Wänden und über den Thüren bewundert hatte, auf die mancherley Spiele und Uebungen der Einbildungskraft zu reden. Unter andern gedachte man der Endreime. Alle stimmten darin überein, daß dergleichen oft, und im Ernste zu machen, verdorbnen Geschmack, so wie, sich gar nicht daran belustigen zu wollen, falsche Gravität bewiese; daß überwundene Schwierigkeit, in hundert Fällen, auch den denkenden Mann vergnügte, und diese bey den Endreimen nicht das einzige Verdienst wäre, daß kein geringer Grad von Phantasie dazu gehörte, die von einander entferntesten Begriffe unter Einen Hauptgedanken zu ordnen, jede Kluft zwischen denselben auszufüllen, auf einem gebahnten Wege dasjenige zu thun, was nur durch einen halsbrechenden Sprung möglich schien, und alles, was ein Fremder ohne Absicht hinwarf, so zu gebrauchen, als müßte es an der Stelle, wo es liegt, nothwendig da seyn. Wie? sagte einer

aus der Gesellschaft: wenn ich Euch ein solches Kunststück zum Besten gäbe, und aus den Bildern dieses Saals, so viel ihrer sind, eine Geschichte zusammensetzte? Man hielt ihn beym Worte. Während der Arbeit ging es ihm, wie es vielen ergangen ist, und vielen ergehen wird; er machte ganz etwas anderes, als er anfänglich gewollt hatte. Der kleine abenteuerliche Roman wurde zur langen ernsthaften Erzählung, das Hauptwerk zum Nebenwerke, und umgekehrt. So brachte der Verfasser uns folgende Blätter, welche, nach unsrer Meinung, verschiedenes enthalten, das andre außer unserm Zirkel gebrauchen können, und die wir deßwegen öffentlich mittheilen. Veranlassung und Form mögen gelobt oder getadelt werden, sie haben mit dem eigentlichen Inhalte derselben nichts zu thun. Uebrigens sehen ja unsere Deutschen gern etwas Neues; so daß mancher Schriftsteller ängstlich gesucht hat, was bey dieser Schrift durch einen Zufall sich von selbst anbot.

Einleitung.

Freylich ein seltsames Allerley von Laub, Thieren und Blumen, dergleichen man in keinem Welttheile findet, mit Arabischen und Maurischen Fähnlein, Ringen, und andern Zierrathen dazwischen, deren Bedeutung man nicht weiß! Man sollte glauben, Raphael habe mit seinem Pinsel nur gespielt, und etwas hingemalt für erwachsene Kinder, welche sich an der ewig schönen und mannigfaltigen Natur müde gesehen, welche, zur Veränderung, ihren Violen die Farbe der Schwäne, und ihren Schwänen die Farbe der Violen wünschen. Diese freuen sich oft über einen Schnirkel mehr, als über einen Zweig voll lebendiger Blätter. Indessen bleibt es wahr, daß, wenn ein großer Mann in dem, was seines Werks ist, nur zu spielen scheint, er gemeiniglich mehr thut, als andre, die sich es sauer werden lassen, um etwas recht wichtiges hervorzubringen. Auch

in diesem Allerley ist Raphaels Hand. Die Seele, welcher das Bild des Schönen überall folgt, wie der Schatten seinem Körper, hat es angehaucht. Sie offenbart sich dem Geweihten in jeder einzelnen Schwingung, in der Anordnung des Ganzen, in der Harmonie der Farben, und läßt den Ungeweihten ahnden, daß es in der Kunst etwas Gemeines und Heiliges gebe. Mitten unter die fremden Verzierungen hat sie, dem Auge zur Abwechselung, halb verloren, ihre Lieblingsformen aus dem Alterthum hingestreut. So führt sie uns durch einen barbarischen Tempel zu den griechischen Göttern; und den großen Raphael darf sein Werk nicht gereuen.

Wohl dem Manne, den nicht gereuen darf, was er, mit der Feder oder mit dem Pinsel, öffentlich hinschrieb! Er geht davon; aber in jedem Worte, in jeder Linie redet er, so lang ein Strich seiner Arbeit zu sehen ist, mit unzähligen Menschen. Die wenigsten kennt er; die meisten sind noch ungeboren. Er sagt mehr, als er selber zu sagen glaubt; einem jeglichen etwas andres, nachdem einer zu der Schrift oder zum Gemälde Sinn, Herz und Geist mitbringt. Jeder macht daraus, was er machen kann, und was er eben

zu dieser Zeit nöthig hat. Kurz, der Schöpfer im Kleinen wirkt, so wie der im Großen, in allen seinen Geschöpfen, selbst in den geringsten, mannigfach und beständig fort. Tausende sehen und benutzen, trennen und stellen sie zusammen nach ihren verschiedenen Fähigkeiten und Bedürfnissen, verpflanzen sie auf fremden Boden, wo Luft und Land ihre Gestalt, Erfindung ihren Gebrauch verändert. Um den Baum wachsen Sprößlinge zu Bäumen auf; und das Bild erzeugt Bilder, welche die Phantasie des einen der Phantasie des andern zur ferneren Bearbeitung mittheilt. Sogar die wenigen übrig gebliebenen Züge des fast erloschenen Werkes veranlassen manchen, der sie findet, dasjenige, was da war, zu errathen, und das Werk zu ergänzen. Ist es völlig erloschen, so erhält sich der Geist desselben oder ein Theil davon in Copien. Auch in dieser Schöpfung geht nichts unter. Wohl aber dem Manne, dem es gegeben ist zu schaffen, wie Raphael!

Guter Raphael! Dieses dein Arabeske, von dir im Vatikan zu Rom gemalt, wurde von vielen Händen nachgezeichnet, durchwanderte schon viele Reiche: und hier steht ein Theil des-

selben, in Auszügen von Heß und dem Gehülfen Nicodem, vor mir, in einem Privathause zu Düsseldorf am Rhein. Habe Dank für alles, was du mit jeder Figur vor beynahe dreyhundert Jahren in meine Seele maltest, ob dir gleich von mir und meinen heutigen Phantasien nichts träumen konnte! Das konntest du wissen, und hast es gewußt, daß, in allen Ländern und zu allen Zeiten, jede wohlgeordnete Seele über den Zauber sich freuen würde, womit du aus Natur und Kunst, und aus dir selber die von einander entferntesten Dinge zusammenrafftest, und zum regelmäßigen Ganzen vereinigtest. Als du sie, eins nach dem andern, hervorkommen sahst, jenes aus diesem sich entfalten, alle zu einander sich neigen, und sich decken, oder stützen, oder umfassen; als wirkliche Wesen neben Wesen der Einbildung so friedlich gingen, wie das zahme Gethier neben dem wilden im Paradiese, Wahrheit an Dichtung so schwesterlich sich anschmiegte, daß man, ohne der Natur untreu zu werden, in deinem Feenpalaste sich ergötzt; als der Farben mildes Licht in leichte Schatten dahinschmolz, und ihre Zusammenstimmung das für die Augen wurde, was den Ohren Wohlklang ist, der im Herzen

wiedertönt; da fühltest du, guter Raphael, zum voraus den Dank unzähliger Künstler, Kenner und Laien. Auch wußtest du gewiß, daß deine geharnischte Jungfrau, daß die mit dem Oelzweige, noch eine mit dem Horn des Ueberflusses, eine andere mit Schwert und Wage, so wie jener Jüngling mit seiner Leyer, allen kenntlich wären. Aber das träumte dir nicht, daß einer sich daran belustigen würde, zu allen Figuren deiner Arabeske, zu jenem Opfer, zu jenem Weibe mit Zepter und Apfel, zum badenden Mädchen, zu dem, welches sich verhüllt, und zu dem, welches den Schleyer abwirft, zu den einzelnen Köpfen, die sich unter das Laub an der Blumenranke mischen, sogar zu den Aehren im Blumentopfe, zu den Vögeln, Schmetterlingen, Hirschen, den Fahnen mit Sonne und Mond u. s. w., zu allen eine Deutung zu suchen, die du nicht hineingelegt, und selber schwerlich gefunden hättest. Warum sollte nicht ich, der ich kein großer Mann bin, wie du, mit der Feder spielen, wie du mit dem Pinsel, und, nach der Manier deines Saals, aus den vielen Dingen Eine Geschichte zusammensetzen? Die beyden weiblichen Köpfe dort mögen zwey Freun=

dinnen seyn, und Fatme und Zulima heissen. Leztere sey die Tochter von Neßir, von dem Manne, der, mit einem Buch in der Hand, an einem griechischen Altar sizt, worauf ein blosses Feuer brennt; und sie werde geliebt von dem Jüngling, welcher den Bogen trägt. Fatme bekommt jenen Flötenspieler zum Vater. Die einzelnen Männerköpfe sind Tartarn und Armenier.

Nachdem ich nun lange genug mit Raphael gesprochen habe, wende ich mich zu dir, lieber Bruder, und widme dir meine Geschichte. Sie heißt Neßir und Zulima.

Neßir und Zulima.

Erstes Buch.

Neßir wurde um das Jahr 1460 in Kirman geboren, in der Gegend von Persien, wo die Anhänger Zoroasters zu der Zeit hingeflüchtet waren, als Omar den letzten Persischen König überwunden, und der alten Par-

senreligion ein Ende gemacht hatte. Die Gauren wohnten hier im Stillen, immer getreu ihren heiligen Büchern, ihrem Feuerdienst, und ihren einfältigen, reinen Sitten. Sie trieben den Ackerbau und die Viehzucht, als ein der schaffenden und erhaltenden Gottheit, dem Vater des Lebens und der Ordnung wohlgefälliges Werk. Aber ihre Priester verstanden von Jahr zu Jahr weniger Zoroasters lebendiges Wort. Ueber den Buchstaben verloren sie den Geist, über Sinnbildern das, was diese bezeichneten, und über äußerlichen Gebräuchen die wahre, innere Kraft ihrer Lehre. Neßirs Vater, Arast, war auch einer von ihren Priestern; er aber wagte sich tiefer in die geheimen Schriften, und bey der Flamme des Altars ahndete ihm mehr, als seine Augen sahen. Jedesmal stieg er vom irdischen Feuer hinauf zur reineren Sonne, von der Sonne zu dem aus Licht gebornen Weltschöpfer Ormuzd, und von da zum allerhöchsten Urlichte, vor welchem er in Gehorsam und Liebe sich demüthigte. Neßir wollte des Vaters Gehülfe und Nachfolger im Priesterthum werden. An einem heitern Morgen führte ihn Arast, kurz vor Sonnenaufgang, auf einen

Berg, faßte seine Hand, sah eine Zeitlang stillschweigend dahin, wo es zu tagen begann; endlich sagt er zu ihm: Mein Sohn! der Mensch, welcher mit Weinen geboren wird, um zu sterben, hat einen armseligen Anfang und ein armseliges Ende, wenn er nicht anders woher kommt, als aus dem Schooße seiner Mutter, und nicht anders wohin geht, als in die Grube. Der Weg zwischen beyden ist kurz und mühsam. Mein Sohn! du weißt, daß du als ein Schöpfergedanke des Guten, Reinen und Heiligen da warst, ehe deine Mutter dich gebar; daß du aus ewigem Licht hervorgingst, zu demselben zurückkehrst, und eben dieses Licht allezeit über dir leuchtet, besser, reiner und heiliger als die Sonne. Selber steht es nicht am Himmel, ist auf Erden nicht in Holz oder Steinen verborgen, Menschenhände mögen es nicht anzünden. Aber wenn du seiner werth bist, so wirst du dich sehnen, das Unsichtbare zu sehen, und dich mit ihm zu besprechen. Schaue denn in der Sonne sein herrlichstes Bild, und bete an. Vergebens würdest du mitten in ihren Glanz hineinsehen, und ihr Wesen ergründen wollen; du kannst nur des Wiederglanzes dich erfreuen, und der Wärme, die sie umherstreut. O

mein Sohn! frage nicht, was Gott ist, frage nur, was er Dir ist. Nähere dich ihm, wenn der Mond seine Milde verkündigt, und gelobe ihm, in der Flamme des Herdes, Reinigkeit des Gedankens, des Worts und der That. Dieses war der ganze Dienst unsrer Väter vor Zoroaster, ehe Magier, durch Ahriman, den Schöpfer alles Bösen, das Licht in Finsterniß verkehrten. Zoroaster wurde von Ormuzd gesandt, damit er den Menschen geistiges Lebensfeuer wiederbrächte, und mit mehreren Gebräuchen ihnen mehr Erinnerungen gäbe an das, was nicht auf Erden wandelt, nicht mit gröberen Sinnen vernommen wird. Thue, was Zend-Avesta dir befiehlt, ohne zu klügeln, und gehorche Gott in seinem Propheten *).

Indem Arast so redete, kam die Sonne und verklärte sein Angesicht. Nesir fühlte die Gegenwart des Lichtschöpfers, und fiel nieder, weihte sich ihm, und empfing die Hoffnung eines unaufhörlichen Lebens an seinem Thron.

---

*) S. hier und bey mehreren folgenden Stellen die deutsche Uebersetzung von Zend-Avesta, nebst den Vorerinnerungen und Anmerkungen dazu.

Beyde gingen schweigend vom Berge hinab in ihre Hütte.

Denselben Abend sah Neßir aus dem Hüttenfenster, und auf einen gegenüber stehenden Baum fiel plötzlich ein Strahl des Mondes. Ihm war, als säh' er etwas Heiliges, als wäre die Stelle gezeichnet vom Fußtritt dessen, der alle Klarheit fort und fort an sich zieht und austheilt.

Am folgenden Tage sprach er zu seinem Vater: Du hast mich der Gottheit näher geführt; laß mich dein Werk vollenden. Gott redet, wenn er zu Menschen reden will, in der Einsamkeit. Auch Zoroastern hat er sich in unbewohnten Gebirgen offenbaret. Laß mich hingehen und ihn suchen.

Arast wurde betrübt. Ach! mein Sohn! willst du dich vergleichen mit ihm, mit welchem Ormuzd in der Wiege schon redete? Nur dann, wann Ahrimans Diener, die arglistigen Dews, im Kampfe mit den guten Geistern die Oberhand gewinnen, daß Zauberer die Weisen verdrängen, es überall Nacht wird auf dem Erdboden, und kaum noch der letzte Funke des höhern Lichts im Verborgenen glimmet, dann sendet aus dem Paradiese der Vater der Seelen eine seiner ge-

liebtesten, die aus dem Urquell der Weisheit getrunken, hernieder, und vereinigt sich genauer mit ihr, und rüstet sie aus mit Glanz und Kraft. Dann kommt sie, neuen Sieg zu bereiten dem Guten über das Böse; wieder anzufachen den glimmenden Funken, damit er die Gegend erhelle, und das Licht sich fortzeuge bis in die fernsten Länder. Sie, des Ewigen unmittelbare Gesandtin, muß sich absondern von den Unreinen, und sich heiligen zum großen Werke. Sie flieht in Wüsten, wo sie, mit Gott allein, nichts sieht, noch hört, als was Gottes ist; seine Sprache verstehen und reden, und vor niemandem sich fürchten lernt, als vor ihm. Du aber, mein Sohn, ehe du größeres Licht begehrst, lerne bey demjenigen sehen, welches zu hast. Zum Nachdenken fehlt es hier nicht an einsamen Oertern, und die Menschen um dich herum leben in Einfalt. Diese können dir helfen, und von dir sich helfen lassen, an der allgemeinen Lichtwerdung in der Schöpfung Ormuzds zu arbeiten. So sprach Arast.

Unter den Gauren ist Gehorsam gegen die Eltern ein so heiliges Gebot, daß, wenn es dreymal hinter einander bey derselben Gelegenheit

muthwillig übertreten wird, sie das ungehorsame Kind des Todes werth achten. Neßir gehorchte, und blieb. Aber nirgend fand er Ruhe. Sein Gesicht wurde blaß, sein Auge matt, und sein Blick, wie der eines auf eine fremde Küste geworfenen Mannes, welcher hinaussieht ins weite Meer, ob er nicht ein Schiff entdecke, das ihn zurückbringe nach seiner Heimath. Arast ging ihm nach, und redete freundlich mit ihm; Neßir antwortete voll Demuth, aber kurz. Eines Abends waren Vater und Sohn beysammen, und lasen im Zend. Jener unterrichtete diesen, was Bildersprache sey, und wie man dem Urworte nachspüren müsse. Da kam ein Nachtvogel um ihre Lampe geflattert, anfänglich in weiten, dann in engeren Kreisen, immer näher dem Lichte, bis er mit versengten Flügeln auf das Buch fiel. Ein Dew! schrie Neßir: denn, nach Zoroasters Lehre, sind alle Insekten Geschöpfe des bösen Ahriman. Nein, sagte Arast: diesen Vogel hat dein Schutzgeist hergesandt, dich zu warnen. Die Schmetterlinge, die am Tage fliegen, unter klarem Himmel, wo sie, von keinem Schatten getäuscht, von keinem verzehrenden Lichte geblendet, ohne Ge-

fahr auf jeglichem Gesträuch im Sonnenglanze sich baden, die vergleiche ich den Amschaspands und Izeds, den reinern Geistern, welche sicher um Ormuzd, ihren König, schweben, immer seliger durch sein Anschauen. Wir aber, wir Söhne der Erde, sind gleich dem Nachtvogel im Lampenschein. Wehe dem Vermessenen! Ihm begegnet, was du siehst.

Ach, mein Vater! antwortete Neßir: Sollte der, welcher ewiges Licht ist, seinem Geschöpfe, das mit einfältigem Herzen ihn sucht, wäre es auch im Lampenschein, nicht die Flügel bewahren? Vermessenheit ist nicht in mir, sondern Gefühl meiner Schwäche. Nur wenige Wochen ungestört, auf seinen Gebirgen, unter seinen Bäumen, an seinen Gewässern, mit ihm allein! Ach, mein Vater!

So gehe denn, sprach Arast, geh' im Frieden. Möge dein Gang ihm gefallen und der Heilige deine Seele bewachen!

Neßir lebte zwey Monden lang auf einem entfernten Berge, der in einer Kette von mehreren Bergen lag, auf der einen Seite Gras, Kräuter und Obstbäume, nebst einem Quell und einer Höhle, auf der andern dickes Gebüsch hatte, und

von dessen Spitze man einen Theil des wüsten Kirman überschaute. Weil er, aus Bedürfniß, demüthig der Wahrheit nachging, so fand er ihren Weg. Er sah keine Gesichte, als Auf- und Niedergang der Sonne, des Mondes und der Sterne, Morgen- und Abendroth, Wiederschein des Lichts auf dem Boden, im Wasser, und an den grünen Wipfeln; hörte keine Stimmen, als das mannigfaltige Rauschen des Windes über und unter sich, durchs Gehölz und durch die Höhle, oder Quellgeriesel, oder Gesang der kleinen, und Geschrey der Raubvögel; aber er sah und hörte darin, von Tage zu Tage klarer und vernehmlicher, das Angesicht und die Stimme Gottes. Hätt' er auf Wunder oder Erscheinung gehofft, so würde er jetzt ihrer willig entbehren. Er hatte mit Gott geredet, und wußte nun, daß er aller Orten wieder mit ihm reden könnte; darum machte er sich auf, und eilte zu seinem Vater zurück.

Als ihm die väterliche Hütte mit dem Feuertempel ins Auge fiel, da wurde sein Herz beklommen. Jene sah' er mit Liebe; dieser hingegen dünkte ihm so klein, so ärmlich; alles schien ihm so düster umher, daß er plötzlich

still stand, wie ein Verirrter, und hinter sich blickte nach der Spitze des Berges, von welchem er kam. Die Spitze war von der Sonne vergoldet. Sie war sein Altar gewesen am frühen Morgen; er hatte, beym Wehen der reinen Luft, wenn alle Blätter mit ihren Thautropfen zitterten, und dann glänzten, auf ihr seinen Gottesdienst gehalten mit der ganzen Natur. Welch einen Gottesdienst! Alles Tempel, so weit sein Gesichtskreis sich ausdehnte; vor ihm der Gottheit strahlendes Bild, und in seinem Innern unaussprechliche Worte! Das Andenken daran fuhr ihm durch die Seele, wie ein Blitz, welcher die schwarze Wolke sichtbar macht, worin er verschwindet. Von nun an sollte Neßir wieder im engen Bezirk eines Hauses, auf einem Gefäße voll Asche das angezündete Holz verehren, überlieferte Gebetsformeln nach vorgeschriebener Weise, bald drey, bald neun, bald hundertmal hersagen; den heiligen Barsom, das ist, ein Bündel von Baumästen, zusammenbinden, Homsaft bereiten, für Ochsenwasser zu Reinigungen sorgen, und dergleichen mehr. Lange stand er, konnte sein Gesicht vom Berge nicht wegkehren,

versetzte sich in die Zeit der ersten Magier, die beständig unter freyem Himmel opferten, und nach und nach stiegen mancherley Zweifel in ihm auf. Jeden Zweifel erklärt das Parsengesetz für Sünde. Neßir erschrak, und lief, als ob ihn jemand verfolgte, zu seinem Vater.

Als er zum Vater hereintrat, fand er denselben krank auf dem Bette. Mein Sohn! sprach Arast: ich habe mich nach dir gesehnt. Aber warum deine Stirn so finster? Was ist dir begegnet? Mit diesem Auge hast du nicht Gott gesehen! Ich habe ihn gesehen, antwortete Neßir: darum will ich die Wahrheit sagen, und dir nichts verschweigen. Auch verschwieg er nichts, sondern erzählte alles, was ihm begegnet war, auf dem Berge und bey der Rückkehr. Da hob Arast liebreich die Hand gegen ihn auf und sagte: Fürchte dich nicht; er hat mit dir geredet, und wird es ferner thun. Ormuzd erkennen und anrufen in jedem seiner Geschöpfe; Licht und Leben, Reinigkeit und Wachsthum fördern in sich und um sich: das ist der Grund des Gesetzes, der vollkommnen Geister einziger Gottesdienst. Aber Sprache der Menschen hat Buchstaben, Sinn der Menschen hat Bilder nöthig. Was kümmerts

dich, wo sie hergenommen sind? Wenn nur aus der Lichtschöpfung Ormuzds! Was zu schaffen ihm nicht zu klein war, das kann Zeichen der Anbetung werden. Wenn du den Barsom bindest, so verehre den, welcher die Baumäste grünen heißt, und alles eint und ordnet in seiner Welt. Bereite den Saft des unverweslichen Hombaums, den Trank der Unsterblichkeit, und harre auf die einstige Vollendung des hier angefangenen Guten, auf dessen ewigen Triumph. O mein Sohn! weiche nie vom Dienste deiner Vorfahren. Mit den Religionsgebräuchen, die man in unsrer Kindheit uns lehrte, hangen so viele andre Lehren; so viele der schönsten, wirksamsten Eindrücke jenes Alters zusammen. Der Tag, an welchem meine Mutter mich zuerst in den Feuertempel führte, hat meinem ganzen Leben wohlgethan; und mich däucht, es wäre mir nicht so leicht geworden, meinem Vater in seiner Rechtschaffenheit zu folgen, wenn ich angefangen hätte, anders zu beten und zu opfern, als er.

Neßir wurde ruhiger, ob er gleich nicht mit der vollen Andacht in den Tempel gehen konnte, womit er auf dem Berge sein Morgenopfer gebracht hatte. Araſt fühlte, daß von Tage zu

Tage seine Kräfte mehr abnahmen. Einst, als die Sonne zum Untergang sich neigte, und der Mond am Himmel stand, ließ er sich vor die Hütte bringen, sahe freudig in die Höhe, und sagte zu seinem Sohn: Hast du, wenn Sonne oder Mond verschwanden, jemals gefürchtet, sie möchten nicht wiederkehren? Das hab' ich nie, sagte Neßir. Weil du (versetzte jener) von Kind auf sie gekannt hast, und nicht Einmal vergebens auf sie gehofft. Wer eben so vertraut, wie du mit den Lichtern des Tages und der Nacht, mit dem ursprünglichen, reinen Lichte geworden ist, der hat eben so festen Glauben, daß dieses ewig ihm bleibe; der schließt die Augen im Tode, wie andre sich schlafen legen. Neßir weinte. Arast that ein leises Gebet, wurde zurückgetragen in seine Hütte, und starb, ehe der folgende Morgen begann.

Als er begann, und die Todtenherren mit der Leiche beschäftigt waren, da stand Neßir draußen, an die Hütte gelehnt, auf der Stelle, wo die untergehende Sonne vor wenigen Stunden noch seines Vaters Bett beschienen, und dieser ihn gefragt hatte: ob er jemals gefürchtet, die Sonne möchte nicht wiederkehren? Neßir

bedeckte sein Antlitz, und wünschte, daß sein Ende nahe wäre, und wie das Ende seines Vaters.

Arast wurde begraben, und sein Sohn Priester an seiner Statt. Bey dem Eintritt in den Tempel erschien dieser Neßirn ganz anders, als zuvor. Der weise Mann, welcher die Augen im Tode schloß, wie andre sich schlafen legen, der hatte hier, im Kleinen wie im Großen, getreu, seinen Gehorsam bewiesen, Holz und Rauchwerk in das Feuer geworfen, mit seinen Händen oft jenen Barsom gebunden, und jene Gefäße mit Homsaft gefüllt. Neßirn war es, als schwebte die heilige Seele über ihm, als würde durch einen Strahl ihrer Wonne alles im Tempel verherrlicht.

Ein Jahr nach des Vaters Tode nahm er, weil dieses zu den vornehmsten Pflichten der Parsen gehört, ein Weib. Sie gebar ihm keine Kinder, und erlaubte ihm, nach dem Gesetz, eine zweyte zu nehmen; aber ihr Blick, wenn sie des Morgens sich vor ihn stellte mit übergeschlagenen Händen, und ihn fragte: Was willst du, daß ich thun soll? darauf

dreymal die Hand von der Stirn auf die Erde, und von der Erde auf die Stirn legte — der Blick seines Weibes alsdann kettete sein Herz an das ihrige so fest, daß es ihm unmöglich war, am Busen einer andern zu ruhen. Endlich gebar sie ihm eine Tochter, welche der Mutter das Leben kostete.

Zulima, so hieß das Mädchen, knüpfte für ihren Vater, während seiner Betrübniß, ein neues Band der Liebe, das ihn, genauer als die vorigen, mit Gott und Menschen vereinigte, weil er mehr als jemals zu hoffen und zu fürchten, zu bitten und zu danken hatte. Alles auf Erden war um seiner Tochter willen ihm theuer geworden; denn alles sollte ihr wohl thun. Ohne Schmerz ist solch eine Liebe nicht. Oft, wenn das kleine Geschöpf aus der Wiege zu ihm in die Höhe lachte, mit der Unschuld, die, noch unversucht, den ihr angeschaffenen Himmel im Auge trägt, dann sah er wehmüthig auf die Lachende nieder, und seufzte: Ach Zulima, Zulima! daß ich deine Seele rein erhalten könnte, so rein, wie sie mir anvertraut ist! Aber du wirst deines Kinderglücks müde werden, und wünschen und suchen, finden und

verlieren, und das Bessere für Schlechteres dahin geben. Dann wird dein Wille nicht mehr seyn der heilige Wille dessen, der dich herabsandte!

Zulima wuchs heran, und war schön gebildet, schöner, denn alle Töchter Kirmans; aber sie war auch demüthiger und gehorsamer, denn sie alle; rein im Innersten, wie ein heiliges Feuer, welchem sich der Priester selbst, aus Furcht, es zu entweihen, nicht anders, als mit bedeckten Händen und halb bedecktem Antlitze genaht. Ihr Vater sollte jetzt in den Geheimnissen der Parsenreligion sie unterrichten. Damit sie Gebetsformeln und Ceremonien verstünde, war es unvermeidlich, daß er dem Mädchen die Namen der Amschaspands, Izeds und Dews auslegte, von den vier Himmelsvögeln, von dem goldglänzenden Hom und dem merkwürdigen Stier erzählte, woraus im Anfang alles hervorging, was auf Erden lebt und wächst, u. s. w. Neßir verehrte diese Bilder, als Bilder voll hohen Sinnes; aber konnte und durfte er dieselben seiner Tochter eben so vorstellen? Konnte und durfte er auf der andern Seite das arg=

lose Geschöpf berücken, welches, noch in keiner Sylbe von ihm getäuscht, auf sein Wort alles annahm, oder verwarf? Zulima's Glaube an die erste Quelle des Lichts und der Heiligkeit, an den Schöpfer aller Wesen, der sie untereinander und mit sich vereinigen will, an die Belohnung des Guten in dieser und in der zukünftigen Welt, ihr Glaube hieran war so kindlich, so lauter und fest, und beseligend, daß, ihn mit Fabeln zu beschweren, doppelte Sünde schien. Dennoch mußte Zulima durch solche Fabeln hindurch, wollte sie ein Glied des Parsengeschlechts werden. Neßir jammerte, wünschte dem gemeinen Vortrage der heiligen Wahrheit mehr Einfalt, wünschte das umsonst, und verzweifelte schon, einen Ausweg zu finden, als eine fremde Hand den unauflöslichen Knoten gewaltsam entzwey schnitt.

Neßir und Zulima.

Zweytes Buch.

Es lebte zu eben dieser Zeit in Smyrna, da geboren und erzogen, ein Priester der griechischen Kirche, Namens Diodorus, welcher mit demselben Gefühl an die apostolische Reinheit der ersten christlichen Gemeinden zurückdachte, womit Neßir in Persien an den einfältigen Dienst der ältesten Magier. Als Jüngling hatte Diodorus oft die Quelle des Flusses Meles besucht, und die Ilias in der Höhle gelesen, wo sie Homer gedichtet haben soll *). Nebst dem Homer war Plato sein Liebling geworden. Aus jenem hatte er Empfindung für Natur, Kenntniß des Menschen und menschlicher Bedürfnisse geschöpft; aus diesem höhere Begriffe von Geisterwelt, von Gott und seligem Daseyn, durch und in ihm; aus beyden Wohlgefallen an Schönheit und Ord-

*) Pausanias, im siebenten Buche.

nung. So war er zu den Wissenschaften seines künftigen Standes übergegangen. Seine Anführer, die Gottesgelehrten zu Smyrna, hielten es für rathsam, bey den heiligen Vätern des ersten und zweyten Jahrhunderts nicht lange zu verweilen; aus den spätern aber mit desto grösserem Fleiße die streitigen Sätze der verschiednen Kirchen, insonderheit der römischen, zu erlernen, und dadurch sich in wehrhaften Stand zu setzen. Diodorus mußte unter ihrer Aufsicht ein gleiches thun. In Kurzem war sein Kopf mit allerhand Systemen, und den dazu gehörigen Kunstwörtern, Erklärungen, Ketzernamen u. s. w. angefüllt. Er unterlag dabey den Versuchungen des jugendlichen Alters, in welchem vorzüglich das Wissen aufbläht; so daß er nach und nach an spitzfindigen Fragen und müßigem Wortstreite Lust fand. Aber er hatte sein Herz behalten; und wer das hat, für den kommen Stunden, wo er in seinen Busen greift. Diodorus merkte, daß es in dem seinigen kälter zu werden anfing. Da sah er traurig gen Himmel, und als er wieder um sich blickte, las er an allen Wänden: Wenn ich mit Menschen- und mit

Engelzungen redete, und hätte der Liebe nicht; und hörte überall die Stimme: Hast du mich lieb, so weide meine Schafe. Bey weiterer Prüfung seiner selbst wurde er inne, daß mit der Liebe sein Glaube geschwächt, vieles ihm durch vermeintes Aufklären dunkler geworden war, und er in Absicht des inneren Friedens mehr verloren als gewonnen hatte. Nun begann er das neue Testament wieder zu lesen, als ob er nichts wüßte, und die Schriften derer damit zu verbinden, welche zunächst auf die Jünger Jesu folgten.

Diodorus wurde, je vertrauter mit ihnen, desto demüthiger und liebender, und desto milder gegen die sogenannten Irrgläubigen. In Absicht dieser brachte insonderheit Justinus der Märtyrer, welcher, als Verehrer des Plato, am meisten seine Aufmerksamkeit auf sich zog, ihn auf andere Gedanken. Er las in demselben folgende Stelle: „Ich bitte Gott, daß man in der Gemeine der Christen mich finde, zu welcher ich von ganzer Seele mich bekenne. Nicht, als ob Plato's Lehre von der christlichen abwiche; sondern, weil sie nicht vollkommen ihr gleich ist, so wenig als die Lehre der

Uebrigen, der Stoiker, Dichter und Geschicht-schreiber, von denen jeder, nach dem in ihm wohnenden Funken göttlicher Vernunft, wenn er etwas mit ihr Verwandtes gesehen, etwas Vortreffliches gesagt hat*)." Eben der Justinus behauptet, daß Christus auch vom Sokrates zum Theil erkannt worden; und daß alle die, welche unter Griechen und Barbaren, vor oder nach Christo, jener göttlichen Vernunft gemäß gelebt hätten, oder lebten, obschon der Gottesverachtung beschuldigt, für Christen zu halten wären.**) Diese Fingerzeige führten den Diodorus immer weiter, bis er einsah: Ein Theil der Wahrheit sey überall; die ganze Wahrheit nirgend, als in ihm, in welchem alles gewesen, alles ist und seyn wird. Von nun an war seine Hauptbeschäftigung, solche Theile der Wahrheit in den Religionsmeinungen der verschiedenen Völker aufzusuchen, und sein

*) In seiner zweyten Apologie S. 132 nach der Londonschen Ausgabe von Stypanus Thirlbius 1722.

**) In der ersten Apologie S. 69 derselben Ausgabe.

vornehmster Wunsch, den Ueberbleibseln der alten Weisheit in Persien und Indien selber nachzuspüren. Ein Kaufmann in Smyrna, sein Freund, welcher rohe Seide und Tapeten aus Persien holte, gab ihm Gelegenheit hierzu. Diodorus reiste mit demselben, und eilte zu den Feuerpriestern nach Kirman, wo er eben anlangte, als Neßir wegen der Unterweisung seiner Zulima in Sorgen schwebte. Jener und dieser hatten gleiches dringendes Bedürfniß, fanden einander bald, und lernten bald einander verstehen. Den Parsen dürstete nach griechischer, wie den Griechen nach morgenländischer Weisheit. Was jeder wußte, lehrt' er getreulich seinen Freund; auch besprachen sich beyde über das Allgemeine von Gottesverehrung, Offenbarung und Ceremonien, mit gegenseitiger Offenherzigkeit. Allmählig kamen sie auf das Besondere der Lehre Zoroasters und der Religion Jesu. Diodorus bewunderte in Zend-Avesta die Einbildungskraft, welche das Ganze gedacht, und den Verstand, welcher es geordnet. Er lobte die Reinheit der Sittenlehre und die Art, wie den Augen des Volkes so auffallend sichtbar die große Kette gezeigt worden von Gott

bis zum Menschen, vom Menschen bis zum Baum und zum Senfkorn, und in dieser Kette der genaue Zusammenhang aller Glieder, und die Pflicht jedes vernünftigen Wesens, an der Fortdauer derselben zu arbeiten, mitzuwirken mit dem Schöpfer und Erhalter. Vorzüglich gefiel ihm das System von künftiger Wiederkehr des abgefallenen Ahriman und seiner Gehülfen zum Lichte, von der Läuterung böser Seelen, von der Zeit, wo jedes Verderben aufhören, und die ganze Schöpfung gut und glücklich seyn wird. Du hast mir, sagte Diodorus zu Neßir, keines der Geheimnisse deines Glaubens verhehlt, wie sollt ich dir etwas von den meinigen verhehlen, welche wir Christen nur deßwegen Geheimnisse nennen, weil nicht jeglicher sie faßt, da wir sonst öffentlich sie verkündigen allen Völkern? Aber, damit du an unsrer Lehre, die anfänglich den griechischen Weisen eine Thorheit war, dich nicht ärgerst, muß ich dich bitten, zuerst über folgende Punkte nachzudenken.

„Das Geschaffene kann nicht alles haben, was der Schöpfer; grobe verwesliche Materie nicht, was ein unsterblicher Geist. Der ewige, unerschaffene Geist, ohne welchen nichts wäre, ist

allein vollkommen; in allen Dingen außer ihm ist nothwendig Mangel an Vollkommenheit, oder Mischung des Guten und Bösen. Diese Nothwendigkeit ist dein Urgrund des Argen, dein Vater der Finsterniß, Ahriman, nebst den aus ihm gebornen Dews.

„Einer unsrer Philosophen*) stellte Gott unter dem Bilde eines Künstlers vor, der eine gewisse Materie bearbeitet, und von dessen Werke man behaupten kann, das Gute sey Wirkung der Kunst, das Böse Fehler der Materie. Der Philosoph unterschied ferner Endzweck des Künstlers, und Folge der Arbeit. Zum Beyspiel nahm er die Funken, die aus dem Eisen hervorspringen, wenn es geschmiedet wird.

„Die Seelen der Menschen kamen rein und gut aus den Händen ihres Gottes; aber als sie mit der Materie sich vereinigten, einen irdischen, sinnlichen Körper empfingen, die Bedürfnisse des Körpers fühlten, solche befriedigten, sinnlich wurden, da entfernten sie sich von dem reinen, heili-

*) Maximus Tyrius, ein Platoniker im zweyten Jahrhundert.

gen, guten Vater der Geister. Sinnlichkeit ist die Gewalt der Dews über die Seelen.

„Vom Sinnlichen den Geist abziehen, wer das kann, der bringt ihn der Gemeinschaft mit Gott näher. Wer aber am Sichtbaren genug hat, und Ruhe findet auf Erden, wie soll den nach jener Gemeinschaft verlangen? Du rufst ihn zum Lichtreiche Ormuzds umsonst. Rufe dennoch; aber thu' ihm keine Gewalt an. Sein Auge würde gen Himmel gerichtet, sein Herz im Staube seyn. Reinigkeit des Gedankens ist nimmer in ihm, wenn er betet, weil er die Seligkeit, welche von Gott kömmt, nicht begehrt.

„Ceremonien sind die Pforte, wodurch man vom Sichtbaren zum Unsichtbaren übergeht. Sind deren zu viel, so bleibt man in der Pforte stehen, und vergißt, wo man hin wollte.

„Wer keinen inneren Sinn hat für die Urquelle des Lebensfeuers, dem ist der heiligste Feueraltar weniger, als dem Andächtigen unter Euch ein Küchenfeuer.

„Zoroaster nahte sich dem Könige Gustasp, und erwarb sich dessen Gnade; that ein Wunder an des Königs Pferde, wodurch er ihn zum Glauben an Zend-Avesta bewog; nöthigte

durch eben dieses Wunder den Held Espendiar zum Versprechen, das neue Gesetz und den Gesetzgeber zu schützen; ließ sich, um seine göttliche Sendung zu bekräftigen, geschmolznes Erz auf die Brust gießen; schmeichelte dem Brahmen Tschengregatscha, damit dieser seine Lehre billigte; ließ überall Feuertempel bauen, und schrieb eine Menge gottesdienstlicher Gebräuche vor; zwang durch sein Ansehen zur Verehrung jener Tempel; rächte sich am Könige von Turan, der ihn nicht für einen Propheten hielt, und stellte zum Besten seiner Religion, durch den ehemals gelinderen Gustasp, ein grausames Blutvergießen an.

„Wenn nach Zoroaster ein Mann erschienen wäre, heilig im Wandel, und wahrhaftig im Thun, welcher noch eine höhere Weisheit gepredigt, und mit einfältigen Worten, in armseliger Gestalt, von Gott, als seinem Vater, geredet hätte, von dem er gesandt worden sey, und zu dem er zurückkehre; der Mann hätte die Gewaltigen nicht aufgesucht, den Weisen nicht geschmeichelt, sondern sich unter den Einfältigen des Volks wenige Vertraute gewählt; er hätte diejenigen, die keinen himmlischen Sinn gehabt, wenn sie gleich seinen Anhang hätten vermehren wollen, von sich ge-

wiesen; hätte seinem Gotte keinen besondern Tempel errichten lassen, und die Bürde des äußeren Dienstes erleichtert; keine Wunder gethan, um sich zu verherrlichen, sondern alle, um den Elenden zu helfen; hätte nur Lauterkeit der Seele, Verläugnung des Irdischen, Liebe zum Schöpfer und zu den Geschöpfen, Hoffnung eines ewigen Lebens gepredigt — dann wär' er von den Ruchlosen seiner Zeit ergriffen und getödtet worden; er hätte für seine Feinde gebetet, im Tode noch seinen Freunden ein künftiges Paradies versprochen, und Gott, dem Vater, seine Seele befohlen; wenn ein solcher erschienen wäre, welchem von beyden würdest du mehr vertrauen, Zoroastern, oder ihm?

„Erwäge das," sagte Diodorus zu Neßir, „während ich nach Indien reise. Wann ich wieder komme, will ich das Uebrige dich lehren." Mit dieser Versicherung gab er ihm ein Blatt, worauf das tägliche Gebet der Christen stand; und sie schieden wie Brüder von einander.

Diodorus sah mit Ehrfurcht und Wehmuth die Ufer des Ganges, wo Griechen ehemals aus den entferntesten Ländern hinkamen, Weisheit zu holen; wo Brachmanen, welche sichs

um diese Weisheit sauer werden ließen, ihren Schülern die härtesten Proben auflegten, und endlich der von ihnen errungene Trost nur ein Geheimniß für Wenige blieb. Zu gleicher Zeit ging alles vor ihm vorüber, was auf dem Erdboden geschehen war, um solchen Trost vom Himmel herabzuleiten; alle die Verirrungen der Vernunft und der Einbildungskraft, die freywilligen Verbannungen und Martern, die Kinderpossen und Frevelthaten, das Aechzen der Rechtschaffenen und die Obergewalt der Betrüger; alles wirkliche und vorgegebene Forschen nach dem, welcher einem jeden so nahe ist, und den meisten so fern dünkt: und Diodorus freute sich des Mittlers zwischen Gott und den Menschen. „O Du, mit deinem Frieden aus der Höhe, mit deinem sanften Joche! du hast es den Unmündigen offenbart. Auch dieses haben ihrer viele gemißbraucht, indem sie dazu oder davon gethan; aber vergehen wird es nimmer, und finden wird es, wer sein bedarf." So sprach er in einer seligen Stunde, welche für die Gefahren und Beschwerlichkeiten des langen Weges ihm lohnte. Von dem andern Lohn, den er gehofft hatte, wurde ihm wenig; denn unter dem Volke der Indianer war nichts weiter,

als verworrner Nachhall ihrer ehemaligen Lehre, unter den Braminen die unbestechliche Verschwiegenheit, unter den Fakirs *) Unwissenheit für Einfalt, Kasteyung ohne Selbstverläugnung, und auf einem Lager von Kuhmiste grober Stolz. Die Parsen, die sich hier aufhielten, gaben zu Entdeckungen gleichfalls keinen Anlaß. Sie wichen nur in Kleinigkeiten von denen in Kirman ab, und besaßen nicht so viel Gelehrsamkeit, als jene. An einen ihrer Priester, Namens Esedevaster, hatte Diodorus ein Empfehlungsschreiben von Neßir, mit angehängter Bitte, dem Christen nichts zu verheimlichen. Esedevaster war mit Neßir verwandt, und, was Redlichkeit des Herzens betraf, ihm ähnlich; sonst ein gewaltiger Eiferer für das Gesetz, voll Aberglaubens in Absicht der Gebetsformeln und Ceremonien, denen er in gewissen Fällen eigentliche Wunder zutraute. Seiner Meinung nach konnte dieser Ankömmling, der solches Verlangen nach Wahrheit, solche Hochachtung gegen Zend-Avesta und so tiefen Blick in Zoroasters Geheimnisse verrieth, durch das Anschauen

*) Indianischen Mönchen.

des heiligen Feuers übernatürlich erleuchtet und bekehrt werden. Indessen bewilligte das Gesetz nur einem Geweihten den Zugang zu demselben. Hierüber entstand im Gewissen des Priesters ein heftiger Streit. Endlich aber, weil Eifer, mit Aberglauben gepaart, fast immer aus Liebe zum Gesetze dawider handelt, erbot er sich, dem Diodorus die Feuerkapelle zu zeigen. Er wagte viel, und brauchte alle mögliche Behutsamkeit, daß niemand von seinem Vorhaben etwas erführe. Dennoch hatte ein anderer Priester, Esedevasters Feind, als die beyden zum Tempel gingen, sie ausgespäht; und kaum traten sie vor das Gitter, um das Feuer anzusehen, so kam ein Haufen gemeiner Parsen, griff sie, und drohte sie zu tödten, wofern der Grieche nicht opferte.*) Diodorus nahm, da sein Begleiter verstummte, das Wort, und sagte: Ich bin nicht gekommen, ihr Mehestans!**) euren Tempel zu entweihen. Jeder Ort, wo man, un-

*) Diese Begebenheit hat etwas ähnliches mit einer von Anquetil. S. Zend-Avesta, Th. I. vorläufige Nachrichten, S. XII. f.

**) Schüler Zoroasters.

ter welchem Namen es auch sey, zu Gott betet, ist mir heilig. Euer Gott heißt Ormuzd; nicht also der meine. Aber Ormuzd, welchen jenes Feuer abbildet, ist Urquell des Lichts in der sichtbaren und unsichtbaren Welt, ist Vater der Seelen, rein und gut, Erforscher des Guten, das kein Auge sieht, und dessen Vergelter in Ewigkeit. Eben das Wesen nenne ich mit einem andern Namen, zünde ihm kein Feuer an, bring' ihm nicht Weihrauch noch Opfer; aber ich hebe meine Hände täglich zu ihm auf, mit Reinheit des Gedankens, des Worts, und der That. Wer so die Hände zu ihm aufhebt, der leistet ihm den rechten Dienst: denn unter den Seligen ist sein Name nicht Laut des Mundes; vor seinem Thron ist nicht irdische Flamme, nicht Barsomband, noch Homsaft, noch Darunsbrot*), sondern Liebe und Wahrheit; alles ist erleuchtet, erwärmt und lebendig gemacht, und gebunden durch Liebe. Zwar lob' ich euch, daß ihr den äußern Dienst in Ehren haltet, weil der Mensch auf Erden seiner bedarf, auch die verschiedene Weise desselben mehr oder

*) Kleine ungesäuerte Brote zum Opfern.

weniger die Vollkommenheit des inneren Dienstes befördert. Ich lob' euch, daß ihr euern Diuti*) bey seinen Verrichtungen sprechen läßt. Ich thue Ormuzds Willen, denn auch ich wende Fleiß an, den Willen meines Gottes in den Gebräuchen, die mich an ihn erinnern sollen, zu erkennen und zu erfüllen; so, daß ich entschlossen bin, eher zu sterben, als hier zu opfern. Aber wäre gleich eure Weise die allein Gottgefällige, so bin ich dennoch gewiß, daß, wenn ihr mich tödtet, er meinen Geist aufnimmt; er, welcher in mein Herz ein höheres Wort, als in das eure gab; sintemal ihr dem Beleidiger verzeiht, der sich vor euch demüthigt, und ich gelehrt wurde, für meine Verfolger und Mörder zu beten.

Diodorus schwieg. Die Parsen standen eine Zeitlang unbeweglich; keiner wollte zuerst antworten oder etwas beginnen. Darauf murmelten sie unter einander, und entfernten sich, mit dem Vorsatze, die Weiseren um Rath zu fragen. Esedevaster und der Fremdling gingen heim. Jener kannte das Volk; deßwegen ermahnte er seinen Gastfreund, er möchte sich eiligst wegbegeben,

*) Der im Tempel den heiligen Dienst hat.

aber nicht durch Kirman zurückkehren, weil das Gerücht ihres Vorfalls in Kurzem dahin erschallen würde. Kaum eine Stunde war Diodorus von dannen, so hatten die Parsen Esedevaster aus seiner Wohnung gerissen, und ihn des Priesterthums entsetzt.

Es währte diesesmal länger als gewöhnlich, bis die Priester in Kirman aus Indien Nachricht empfingen. Neßir wartete voll Sehnsucht auf die Wiederkunft des Christen, wie man in der Morgendämmerung Tagesanbruch erwartet. Ein herrlicher Tag war es, der ihm in die Seele schimmerte; aber in Klarheit aufgehen konnte derselbe ohne Diodorus nicht. Oft wollte Neßir die einzelnen Züge von dem Manne, welchen jener Zoroastern entgegen gestellt hatte, zu einem Ganzen vereinigen; umsonst! Ihm ahndete nur; und je tröstlicher die Ahndung, desto inbrünstiger sein Verlangen! Diodorus kam nicht. Auf einmal breitete sich in Kirman die Geschichte von ihm aus mit dem Zusatze, daß Neßir ihn empfohlen und gebeten hätte, dem Griechen nichts zu verheimlichen. Neßir erschrak; denn weil seine Landesleute den Indianern an Gesetzeifer

nicht weichen wollten, so war eine schmähliche Verbannung ihm gewiß. Er that das Einzige, was ihm übrig blieb, verkaufte sein Erbtheil an einen Vertrauten, faßte Zulima bey der Hand, und floh.

Neßir und Zulima.

Drittes Buch.

Wer, in einer Hütte geboren und erzogen, sich von Kind an, wie die Seele in den Körper, hineingepaßt hat, daran gebaut und gebessert, darin gearbeitet und geruht, selber Holz auf den Herd gelegt und Oel auf die Lampe gegossen, der liebt die Hütte und alles, was darin ist; und muß er mit einer andern, auch mit einer bessern sie vertauschen, so trauert er, und wünscht sich in jene zurück. Wer aber, von Haus und Hof getrieben, dasteht, kein Obdach, keinen Winkel mehr hat, der ihm zugehört, ein solcher sieht gen Himmel. Neßir wußte längst, daß er auf Erden nicht daheim war; dennoch dünkt' er sich näher dem Himmel, als er kein Feuer

mehr auf eigenem Herde anzünden konnte, und von allen seinen Bäumen und Büschen nichts mitnahm, als einen Dornstab. Im Weggehen sah er nach dem Berge, wo sein Vater, von der Morgensonne bestrahlt, ihn zum Priester geweiht; dann auf den Ort hin, wo die Abendsonne des Sterbenden Angesicht verklärt hatte. Wir sehen uns wieder! sagte Neßir, mit der Gewißheit, mit welcher man zu sagen pflegt: Bis Morgen! Zulima nur, die gelassen neben ihm ging, das sechszehnjährige, blühende Mädchen zerriß ihm das Herz. Wenn ihr Auge dem seinen begegnete, dann konnt' er sich nicht enthalten, seine Flucht wie ein Werk des neidischen Ahriman zu betrachten. O hätt' er den gekannt, den er suchte, den Armen, Verlaßnen, welcher sprach: Sehet die Lilien, sehet die Vögel unter dem Himmel an! Kein Sperling fällt auf die Erde ohne den Willen meines Vaters; und auf euerm Haupte sind die Haare gezählt! Neßir hoffte ihn da zu finden, wo er seinen Weg hin nahm; denn er wollte nach Georgien, in ein christliches Land, welches schon zu der Zeit alle Religionen duldete.

Vier Tagereisen hatte Zulima so glücklich überstanden, daß sie gegen alles Ungemach, durch Liebe und Gehorsam nicht bloß gestärkt, sondern abgehärtet schien; aber am fünften Morgen wurde gleich nach Sonnenaufgang die Luft brennend heiß, der Boden glühte, und ihre Kräfte verzehrten sich, wie der Thau an den Blättern umher. Meine Tochter! sagte Neßir: Vielleicht entdecken wir auf jenem Hügel eine Herberge *), die wir bald erreichen können; da wollen wir diesen Tag über rasten. Sie kamen auf die Spitze des Hügels, und sahen vor sich eine große versengte Wüste, ohne Baum und Quell, mit einem einzelnen, weit entlegnen Gehölze. Was Neßir empfand, hätt' ein andrer in lautem Jammergeschrey von sich gerufen. Er verschloß es in seiner Brust. Auch Zulima schwieg, indem sie mit halb erloschnem Blick, als wäre noch Trost darin, ihren Vater anlachte. Neßir betete leise zu Ormuzd: Ich habe sie vom Schooß ihrer Mutter genommen, da sie geboren ward, und dir sie geweiht, und dir vertraut, daß du sie bewahren würdest, wie

*) Caravanserai. S. Chardins Reisen. Th. II.

du aller Geschöpfe dich annimmst in Frost und Hitze. Nun aber soll sie, die nichts gesündiget hat, verschmachten in dieser Wüste! Heiliger, herrlicher König! wenn du Macht hast, zu walten in deiner Schöpfung, und zu beschirmen die reinen Seelen in ihr; o so zerschmettre den Erzfeind Ahriman, welcher die Quellen austrocknet, die Bäume anhaucht, daß sie verdorren, und Grausamkeit erweist an deinen Lieblingen. Ueberfluß ist für den Gerechten, der rein ist: Ach! und Zulima wird dahin sterben, weil sie vergebens um einen Tropfen Wasser fleht!

Die Noth, welche Neßirn dieses Gebet auspreßte, die härteste worin er jemals gewesen war, ließ ihm nicht Freyheit des Geistes genug, um den ganzen Inbegriff seiner Worte, sammt den Folgerungen daraus, zu erwägen. Langsam ging er mit Zulima den Hügel hinunter, auf den einzelnen Wald zu, der an ihrer Straße lag. Bey jedem Schritte fürchtete sie, ohnmächtig niederzusinken. Er starrte, wie das letzte Mittel zur Rettung, ein kleines Gewölk an, das über dem Walde aufstieg, und zu welchem mehrere Wolken sich sammelten. Unmerklich

bewegte sichs fort. Endlich kam es näher, und mit ihm ein sachtes Wehen durch die Wüste. Je näher die Wolken, je schneller. Nicht lange, so hatten sie die Sonne bedeckt, und ein kühler Wind erfrischte die Luft. Zulima richtete sich auf, wie eine getränkte Blume. Welch ein Anblick für Neßir! Beyde verfolgten muthig ihren Weg, und waren drey Stunden vor Mittag im Schatten der Gehölzes.

Am Eingang desselben lechzte noch das Gras, und gelbliche Blätter hingen matt an dürren Zweigen; aber weiter hinein wurd' es lustig und grün. Verschiedene Bäche kreuzten sich da, und wässerten den Boden, welcher mehrentheils Dattelbäume trug, worunter die beyden Wanderer sich lagerten, und bey Datteln und Quellwasser, das nach dem Genusse jener Früchte besonders lieblich ist, den gütigen Ormuzd priesen, der in der Wüste ihnen solch ein Ruhebett und solch ein Mahl bereitet hatte. Unterdessen flog ein Vogel über sie her, einem nahen Baume zu, seine Jungen dort zu füttern. Am Fuße des Baums hatten Ameisen ihr Nest. Der Parse dacht' an gewisse Worte des christlichen Priesters zurück, wie dieser behauptete: Ein und eben der-

selbe Gott habe die Lerche in den Kornfeldern, und die Raupe an Blüthenästen, Schaf und Tiger, Heuschrecken, Bienen und Ameisen geschaffen, damit ein jegliches in seiner Art seines Lebens sich freue. So komme Frühling und Winter, Regen und Dürre von einem und eben demselben, welcher denen, die ihn lieben, auch den Nackenden und Hungrigen, alles zum Besten dienen lasse. Zugleich erinnerte sich Neßir des Gebets, das er selbst vor wenigen Stunden auf dem Hügel gesprochen hatte, und fuhr darüber zusammen, als hätt' er eine Lästerung gesagt. Dennoch war es im Geiste seiner Religion. Nun verglich er mit dem seinigen das Gebet der Christen, und sank in tiefe Schwermuth. Zulima ängstete sich, ohne fragen zu dürfen; bald aber sah er mit Augen voll himmlischen Trostes sie an: O Zulima! kein böser Gott hat das Gras auf dem Wege versengt, auf welchem wir zu diesen Früchten und zu diesen Bächen gelangten, hierher, wo Vögel ihre Jungen versorgen. Auch hat kein böser Gott uns von unsrer Heimath entfernt. Wie dein Vater dich mit aller seiner Liebe durch eine brennende

Wüste geführt hat in kühle Schatten, so der Vater der Menschen seine Freunde.

Mitten in der Rede wurde Neßir unterbrochen; denn er hörte Männer- und Weiberstimmen, die sich näherten, und sprang auf. Es waren arme Bauersleute; sie wohnten jenseits des Waldes, und suchten hier Schutz vor der Hitze, und Datteln zur Nahrung. Einige davon gehörten zu einer benachbarten Herberge, welcher sie frisches Wasser, Milch, Reis und andere Bedürfnisse lieferten *). Diese baten die Fremdlinge, mit ihnen dahin zu gehen, weil es Abend wurde, und ein furchtbares Gewitter am Himmel stand. Neßir und Zulima folgten ihnen. Kaum waren sie unter Dach, so erhob sich ein Sturm und trieb das Gewitter herbey. Es kam aus Süd-Ost, in schwarzen Wolken, die sich heulend über einander wälzten, und, so weit man sehen konnte, sich ausdehnten. Nur in Westen blieb es still und klar. Während des Donners behielt die untergehende Sonne ihren vollen Glanz, und sandte durch die blaue Luft noch ihren letzten Wiederschein den vorüberziehenden

---

*) S. Chardins Reisen, an mehreren Orten

schwarzen Wolken, deren Saum sie vergoldete. Neßirn bebte das Herz vor Entzücken. Er fiel nieder vor dem Einzigen, der mit seiner Abendsonne seine Gewitternacht erleuchtet; mächtig ist, zu walten in jedem Winkel der Schöpfung, und zu beschirmen die reinen Seelen in ihr.

Sobald der Tag wieder graute, zogen die Fremdlinge weiter. Sie reisten von nun an langsamer, nicht anders, als in der Morgen- und Abendkühle. Ihr Weg ging fürs erste nach der Stadt Chiras *).

Ehe sie die Stadt erreichten, verirrte sich Neßir im Gebirge, und gerieth auf eine Straße, welche zwischen hohen Felsen in kleinere sich theilte, so daß zur Rechten und Linken, auf- und abwärts verschiedene Gänge führten, worunter es ihm mit einiger Sicherheit zu wählen unmöglich war. Auf Gerathewohl nahm er denjenigen, der ihm für seine Tochter am bequemsten schien. Er tröstete sie mit dem Andenken an die Wüste, und beyde wanderten ohne Kummer; obgleich über ihnen die hangenden Felsen immer näher

*) Oder Shiras.

sich zusammenthaten, bis sie zur Pforte sich wölbten. Neßir und Zulima gingen hindurch. Auf Einmal öffnete sich ihnen ein herrlicher Schauplatz. Ein halber Zirkel von nackten Bergen und von Klippen, deren viele senkrecht, wie Säulen, da standen, umschloß einen verwilderten Lustgarten, voll ungeheurer Cypressen und Ahorne. Die ältesten dieser Bäume ließen von drey Männern mit ausgebreiteten Armen sich nicht umschlingen, und bis an ihre Spitze langte kein Bogenschuß *). Der Garten selber hatte vier Erhöhungen; auf jeder einen Teich, mit kostbarem Marmor eingefaßt; auf der obersten lagen Trümmer eines Tempels. Vor plötzlichem Erstaunen blieben unsre Wandrer, ohne einen Schritt weiter zu thun, in der Oeffnung des Gewölbes, und überschauten das Ganze. Nun wollten sie hin, und die Herrlichkeiten einzeln betrachten; da bemerkte Neßir an der Felsenwand neben sich eine ausgehauene weibliche Figur mit Wage und Schwert. Gegenüber war eine ähnliche mit Zepter und Apfel. Zulima fragte nach beyder Bedeutung, und als sie hörte, jene sey

*) Chardin.

die Gerechtigkeit, hatte sie eine kindliche Freude, in ein Land zu kommen, wo man ihren Vater gewiß nicht verbannen würde. Gutes Mädchen! sagte Neßir: Mir ist erzählt worden, daß ein Volk, welches Künste liebt, gemeiniglich mit seinen Tugenden umgeht, wie mit seinen Helden, von denen es die mehrsten Bilder machen soll, wenn sie gestorben sind. Die zweyte, fuhr Neßir fort, könnte, nach dem, was mich Diodorus gelehrt hat, das Glück vorstellen; denn in ihren Händen ist Oberherrschaft und Preis der Schönheit; und jene bringt, so wie diese, alle Güter der Erde mit sich. Die Griechen hielten das Glück für eine willkührlich handelnde Göttin, weil mancher den Zepter erhält, dem wohl eher mein Knotenstab gebührte, und manche Schönheit, welche den Preis nicht sucht, und eben deßwegen am vorzüglichsten ihn verdient, seiner entbehren muß. O Zulima! könntest du jemals ihn suchen in der neuen Welt, die sich vor dir aufthun, und wo so vieles dich blenden wird — könntest du es, so wärest du besser verschmachtet in der Einöde. O Zulima! denk' an unsre arme Hütte, an meine Liebe gegen dich, an deine Freuden; und was nicht mit

solcher Liebe solche Freuden dir giebt, das stoße von dir!

Noch verstand das unschuldige Mädchen diese Worte nicht völlig; aber ihr Vater wußte, sie würde sich derselben erinnern, und sie verstehen, sobald es ihr Noth thäte.

Als beyde den Felsengang verließen, war die Sonne fast hinter den Bergen, der Mond am Himmel, und Luft und Licht eben so, wie an dem Abend, an welchem Arast seine grünen Bäume zum letztenmal sah. Neßir verbarg, was in ihm vorging; er wollte Zulima nicht traurig machen. Dennoch hörte sie etwas im Ton seiner Stimme, das ihr Innerstes bewegte. Das Gespräch wurde leiser und abgebrochener. So durchwandelten sie den Garten, und kamen schweigend an die Trümmer des Tempels. Dieser, ganz von Marmor, war vermuthlich das Werk eines Schülers des Telephanes aus Phocis *), und für einen Griechen aus dem Gefolge des Macedonischen Eroberers verfertigt

---

*) Welcher, nach Persien berufen, für den Darius und Xerxes gearbeitet hat. S. Naturgeschichte des Plinius, B. 34. C. 8.

worden. Er hatte vier Säulen gehabt. Zwey derselben standen noch, eine gegen Süden, die andere gegen Norden; zwey lagen auf dem Boden, ziemlich unversehrt. An jeglicher erkannte man eine Figur in halb erhobener Arbeit. An der ersten eine Pallas mit Helm, Schild und Lanze; an der zweyten eine Göttin mit unbedecktem Haupte, Panzer und Waffen zu ihren Füßen, die einen Oelzweig in der Linken hielt, in der Rechten eine zur Erde gekehrte Fackel, um die Rüstung zu verbrennen. Die Bilder an den liegenden Säulen war Apollo mit der Leyer, und ein Weib mit halb offener Brust und einem Horn voll Blumen. In der Mitte des Tempels erhob sich ein runder griechischer Altar. Neßir glaubte, das System seines Freundes Diodorus hier versinnlicht zu sehen. Krieg und Frieden, das ist, immerwährendes Leben; Wirken der Kräfte in, durch, mit, und wider einander; Auflösung, und neue Vereinigung; unaufhörliches Schaffen; Ueberfluß, wenn es einem genügt an den Gaben der Natur; Harmonie im Ganzen, und Mißtöne, zur Verstärkung des Wohllauts; überall Schweben des Urgeistes, Zeugen, Ernähren, Ordnen; Ruhe zum Kampf,

und Kampf zur besseren Ruhe; Tod zur Auferstehung und zur dauernden Seligkeit. Ueberall Gott und Gottesverehrung unter mancherley Bildern und Namen!

Zulima blickte mit einiger Verlegenheit nach dem Berge, hinter welchem nun die Sonne vollends verschwunden war, uud wies ihrem Vater den Abendstern. Dieser verstand sie, und da er keinen andern Ausweg aus dem Garten entdeckte, als hinter dem Tempel einen schmalen, durch Felsen gehauenen Gang, so wagte er mit seiner Tochter sich hinein. Ungefähr tausend Schritte waren sie hinauf und hinabgestiegen, als sie nicht weit von sich ein Licht schimmern sahen. Neßir folgte demselben, und kam an die Zelle eines alten Derwisch, der eben sein Gebet verrichtete, gleich aber davon abbrach, und mit demüthiger Geberde auf den Fremden zuging. Es wird Nacht, sagt der Alte, und rings umher findest du keine Herberge. Nimm jene zweyte Zelle die leer ist, ich will meinen Vorrath mit dir theilen, und dich morgen, so früh du es verlangst, auf die rechte Straße bringen.

Für den Parsen war es ein wohlthuender Gedanke von den Händen eines Mohame-

daners gespeist zu werden. Nach geendigtem Mahle sagt' er: Liebe Zulima, sey getrost! Alles Volk betet doch einen Gott an, welcher den Müden zu erquicken, und den Verirrten zurecht zu weisen gebeut. Auch der Grieche, dessen Tempel wir sahen, hätte uns seine Thür nicht verschlossen. Ich glaub' es, erwiederte sie: Aber, vergieb mein Vater, wie konntest du so lange weilen bey den Götzenbildern und dem Götzenaltar, die uns ein Gräuel sind? Ein Gräuel mit Recht, antwortete Neßir, wegen ihres Mißbrauchs. Nur hüte dich vor Aberglauben! Nicht das Auge verunreinigt, sondern das Herz. Viele der Unsrigen üben durch die Art, wie sie Feuer, Wasser, Berge, selbst die himmlischen Geister, die Amschaspands und Izeds anrufen, einen gröbern Bilderdienst, enfernen sich mehr vom innern Wesen, als mancher Grieche bey seinen Götzen von Marmor, welche ihm etwas von überirdischer Vollkommenheit, von göttlicher Schönheit und Kraft in körperlicher Hülle darstellten, und der Seele, vermöge des Auges, das Unsichtbare zu empfinden gaben. Jeder Altar, fuhr Neßir fort, ist ein Beweis, daß Menschen Gott suchten; darum ist keiner mir ein Gräuel.

Ueberdieß halte ich dafür, daß weder ein metallenes Gefäß, wie jene in unsern Feuerkapellen, noch ein steinerner Opfertisch, wie der, von welchem du redest, an ihm selber heilig oder unheilig sey. Hätten aber die Griechen auch den ihrigen befleckt, so reinigten ihn Thau und Regen viele Jahrhunderte durch; und wir, liebe Zulima, dürfen uns kein Gewissen daraus machen, auf ihm ein Werk der Liebe und des Gehorsams zu verrichten. So sprach er, und führte seine Tochter zu den Trümmern des Tempels zurück. Man sah jedes Blatt auf den Bäumen, und hörte keines. Er trug Zend-Avesta; sie ein Kästchen voll Weihrauch, welches nicht ohne Absicht aus Kirman war mitgenommen worden. Neßir that jetzt, was er thun zu können in dem Augenblicke gewünscht hatte, da, bey seinem Eintritte in den Garten, Sonne und Mond ihn so lebhaft an die Sterbenacht seines Vaters, und an eins von dessen letzten Geboten erinnerten. Nachdem er verdorrtes Gesträuch auf den Altar zusammengetragen und angezündet, warf er einige Körner Weihrauch in die Flamme, und sprach, mit festerem Glauben als je, dreymal

die Worte: Ueberfluß und Behescht *) sind für den Gerechten, der rein ist; der Heilige ist rein, der reine und himmlische Werke thut **). Dann redete er zu der Seele Arasts: Heilige Seele, die du mich ermahntest, nie vom Dienste unserer Vorfahren zu weichen! Ich gehorchte dir bis zur Stunde, da ich meine Hütte verließ. Siehe! nun gebe ich, was ich zu geben vermag, diesen Weihrauch. Meine Demuth gefalle Ormuzd! Er sende mir einen Strahl von dem Urlichte, zu welchem du vollendet bist!

Wie der Morgen schimmerte, waren Neßir und Zulima, vom Dervisch geleitet, auf der rechten Straße nach Chiras, und in der Herberge daselbst, ehe die Sonne den Boden völlig erwärmt hatte. Zwey Tage ruhten sie dort. Zur Fortsetzung der Reise erhandelte Neßir ein Maulthier, und Zulima einen Schleyer, nach der Sitte des Landes. So zogen sie weiter, durch die schöne Ebne von Persepolis, und

---

*) Der Theil des Himmels, wo Ormuzd und die Seligen wohnen.

**) Aus Zend-Avesta.

kamen, ohne irgend ein Abenteuer, nach Ispahan. Damals war Ispahan nicht mehr, was es vor Tamerlan gewesen, und noch nicht, was es durch Abas den Großen wurde; dennoch mit seinen Palästen, Bädern, Moscheen, öffentlichen Plätzen, Grabmaalen und Lusthäusern, ansehnlich genug, um dem Mädchen aus Kirman einen Begriff von den Herrlichkeiten der Welt beyzubringen. Sie aber ging unter denselben daher, wie unter den hohen Bäumen des Gartens jenseit Chiras, unversucht, immer getreu der verlornen Hütte.

Neßir gesellte sich zu einer Caravane, und reisete mit derselben bis Jirvan; von da wieder mit seiner Tochter allein bis an den Berg, welcher Armenien und Georgien scheidet, und zum Gebirge Taurus gehört. Als sie, am Fuße des Berges, in einem Flecken zu Mittage aßen, hielt vor dem Hause, worin sie sich befanden, ein großer Zug von Kameelen, Pferden und Maulthieren. Es war ein Gesandter des Königs von Carthuel in Georgien, der vom Persischen Hofe an den seinigen nach Tifflis zurückkehrte. Das Mädchen aus Kirman hatte, weil hier niemand dergleichen trug,

seinen Schleyer abgelegt, und zog den Blick des Gesandten auf sich. An Wuchs konnte sie nicht leicht von einer Georgianerin übertreffen werden, und was ihr, verglichen mit einer solchen, an Feinheit der Züge und Zartheit der Farbe entging, das ersetzte doppelt die frische Blüthe der Unschuld, ihr Auge voll Liebe, ihre jungfräuliche Stirn, der Mund, dem man es ansah, daß er nie zu einer Lüge sich aufthat, und ein über ihre ganze Gestalt ausgegossenes, ich möchte sagen, heiliges Wesen; welches dem Unreinen Zunder für die Wollust, dem Reinen Ahndung des Himmels gab. Sizi, so hieß der Ankömmling, erbot sich, Vater und Tochter in seinem Gefolge mit nach Tifflis zu nehmen, und befahl, zwey seiner besten Pferde für sie zu bereiten. Dieses Anerbieten, auf die Art, wie es geschah, litt keine Weigerung. Neßir und Zulima reisten also mit ihren neuen Gefährten über den Berg. Jenseits, am Ufer des Flusses Acalstapha, welcher vor dem Flecken Dilyian vorbeyfließt, entdeckte Neßir auf einem rohen Stein folgende griechische Inschrift: Euphrates und Parmenio, beyde aus Macedonien, flohen nicht vor dem

Tode. Sie verließen nur den Zerstörer von Persepolis. Für den Parsen, dessen Volk den Alexander, wie jeden Eroberer verabscheut, war diese Inschrift das Merkwürdigste auf dem ganzen Wege von hier bis Tifflis, wo er, gestärkt im Vertrauen auf Ormuzd, anlangte, in der festen Hoffnung, jetzt am Ziel seiner Wanderschaft zu seyn.

Aber die Prüfung war noch nicht zu Ende. Gleich am zweyten Abend nach seiner Ankunft wurde Neßir von einem aus dem Gefolge des Sizi aufgesucht; der rief ihn bey Seite, und sprach: Guter Alter! Gewiß hat die Ungerechtigkeit der Menschen dich aus deiner Wohnung vertrieben, wie meinen Vater einst aus der seinigen, als er mit meiner Schwester und mir aus Circassien hierher flüchtete. Zum Lohn für die treuen Dienste, die er hier einem Großen des Reichs geleistet hatte, nahm dieser mit Gewalt meine Schwester, welche schön war, und sandte sie als Geschenk an einen Minister des persischen Königs, um sich in einer Hofangelegenheit denselben günstig zu machen. Mein Vater starb darüber vor Gram. Damit auch du nicht vor Gram sterbest in der Fremde, komme

ich, dich zu warnen; denn ich weiß, daß Sizi mit dem Fürsten von deiner Tochter geredet, und der Fürst ihm versprochen hat, sie zu sehen. Geschieht es, so ist deine Zulima dahin! Mache dich auf, eh' es Morgen wird, und fliehe nach Shirvan *), und zeuch bis an den Caucasus; da wirst du, nicht weit von Derbent **), gastfreye Leute finden, welche dich aufnehmen.

Der arme Neßir that also. Er zog mit seiner Tochter nach Shirvan, bis an den Caucasus. Am Fuße desselben gerieth er, nach vielen beschwerlichen Tagen, in der Abenddämmerung, auf einem waldigen Hügel in die Irre. Zulima konnte ihre Thränen nicht zurückhalten; es war seit dem Abschied von Kirman das erstemal. Ihr Vater blickte sie an, als wollte sein Herz brechen, und von ihr hinauf, durch die Wipfel der in einander geflochtenen Bäume, zu den kommenden Sternen. „O Diodorus! daß du nicht Alles mir sagtest!

*) Das Albanien der Alten. Es stößt an Georgien.

**) Am caspischen Meere, der Grenzort zwischen Dagestan und Shirvan.

nicht alles von deinem Glauben an die erbarmende Seele dessen, welcher durch Leiden einging zur Herrlichkeit"! Während dieser Klage hörte Neßir plötzlich, er wußte nicht, ob den Gesang eines Vogels, oder den Ton eines Instruments? Noch hatte ihm kein Vogel so gesungen, kein Instrument so getönt *). Er eilte darauf zu, arbeitete sich durch kleines Gesträuch um den Hügel herum, und kam auf den jenseitigen grasigen Abhang desselben, wo ein Mann neben seiner Hütte, an den Stumpfen eines Baums gelehnt, auf einer doppelten Flöte blies. Als die Fremdlinge dem Manne sich näherten, nahm er die Flöte vom Munde, ging ihnen entgegen, und nöthigte sie, bey ihm zu herbergen. Die Hütte war schlecht, aber reinlich; niemand darin, als ein Mädchen, ungefähr in gleichem Alter mit Zulima. Der Wirth hing seine Flöte neben ein kleines hölzernes Kreutz, um welches sich eine Krone von Dornen wand, redete freundlich mit den Gästen, und setzte ihnen vor, was er hatte.

---

*) Die Parsen brauchen zu ihrer Musik Trommeln von Thon oder Holz, kreischende metallene Flöten und Klapperbleche.

Am folgenden Tage bat er sie, noch zu bleiben; am dritten wieder; am vierten mußte Neßir mit ihm auf den nächsten angrenzenden Hügel steigen, auf dessen Spitze eine Säule errichtet, und mit altpersischen Worten beschrieben war, folgenden Inhalts: Parmenio, der Macedonier, brachte zuerst die Flöte hierher zu den Festen der Mondgöttin *) Ehret unter diesem Stein das Grab des Fremdlings, und nehmt, zu seinem Andenken, den Wanderer auf. Neßir erinnerte sich der Inschrift am Flusse bey Dilyian, und sein Führer sagte zu ihm: Wir beten längst keine Mondgöttin mehr an; ich und meine Nachbarn sind Christen, die übrigen im Lande größtentheils Mohamedaner: dennoch hat in unserm Bezirke, seit der Zerstörung von Persepolis, mit der Flöte die Gastfreyheit sich erhalten, ohne Rücksicht auf Vaterstadt oder Glauben. Nirgend kannst du sicherer seyn, als hier. Ueberdieß verlangt dieser Boden wenig Wartung, und bringt alles im Ueberfluß. Du siehst, wie die Weinstöcke sich an den Bäumen

*) Strabo's Erdbeschreibung. Bd. II.

wild in die Höhe schlängeln. Gefällt es dir, so schlage deine Hütte neben der meinigen auf, und baue den Acker, den ich von einem Herrn in Derbent zur Lehn trage; denn ich ich werde alt, und habe genug an der Viehzucht. Wir sind beyde ohne Weib, unsere Kinder lieben einander. Laß sie Schwestern, uns Brüder werden, und den, welcher seinen Freund überlebt, für dessen Tochter sorgen.

Neßir fiel dem gutherzigen Ibben, dieß war der Name seines Führers, um den Hals. Auf dem Rückwege bestimmten sie den Platz, wo Neßir bauen sollte, und Zulima freute sich, bey ihrer Gespielin Fatme zu wohnen.

Der Parse hatte so oft mit Blicken, die etwas besseres als Neugier verriethen, auf das Kreuz hingesehen, daß Ibben es für Sünde hielt, ihm die Bedeutung desselben länger zu verschweigen. Aber ach! wie verschieden war sein Christus im Dornenkranze von dem heiligen, leidenden Manne des Diodorus! An Ibben lag die Schuld nicht. Er hatte mit einfältiger Treue gelernt, was man ihn gelehrt; gehalten, was die Priester ihm befohlen, nach seinem Gewissen gethan, und Gegenwärtiges und Zukünf=

tiges Gott anheim gestellt. Aber der Geist des Christenthums war in Georgien und den benachbarten Ländern, wenn er jemals da gewesen, gänzlich verloren gegangen. Einige Kirchengebräuche; Wachslichter, vor Bildern angezündet; stundenlange Gebete, und strenges Fasten; hierin bestand ihre ganze Religion *). Kein Schatten von der Hoheit desjenigen, der, ehe die Völker vor ihm knieten, seinen Jüngern die Füße wusch! Kein Funke seiner Liebe, kein Tropfen seines Trostes; nichts von dem himmlischen Sinn, welcher nur eines bedarf, und der Welt das ihrige läßt; noch von der Zuversicht, womit seit mehr als tausend Jahren unzählige der Weisen und der Einfältigen auf den Namen eines Gekreuzigten dahin starben!

Also fand Neßir eine Stätte der Ruhe; den Frieden aber, dessen sein Herz bedurfte, fand

*) Die Unwissenheit dieser Leute ist so groß, daß sie die römischkatholischen Missionarien nicht für ächte Christen halten, weil dieselben nicht eben so fasten, wie sie. Ihre Priester berauschen sich bey jeder Gelegenheit, und haben junge Sclavinnen, ohne daß jemand Aergerniß daran nimmt. S. Chardins Reisen, im zweyten Theil.

er nicht. Jedoch ahndete ihm, daß er bald dazu gelangen, daß bald in Erfüllung gehen würde, was er einst in Kirman gewünscht: sein Ende möchte seyn, wie das Ende seines Vaters.

Unterdessen wurden die beyden Mädchen immer vertrauter. Fatme, ein argloses, frohes, liebendes Geschöpf, ehrte Zulima, gleich einem Wesen höherer Art. Zu demüthig, um ihr nacheifern zu wollen, that sie nur, was ihre Freundin billigte. Wo Zulima war, glaubte sie nicht sündigen zu können. Diese wiederum fühlte neues Leben in sich, wenn Fatme, das Kind der Natur, in Gottes Welt hineinlachte, so unbesorgt, als wäre weit und breit kein Leiden darin. Beyde gingen eines Tags an einen von Hügeln umschlossenen, rings mit Büschen bewachsenen Teich, und badeten sich. Als sie eben im Wasser waren, hörten sie am jenseitigen Ufer etwas rauschen, und sahen einen Jüngling vom Hügel herab, mit einem Bogen in der Hand, auf sie zueilen. Sie sprangen aus dem Teiche, warfen ihre Kleider um, und kamen glücklich in ihre Hütte. Das ist Mehru aus Derbent,

sagte Ibben, mein Lehnsherr, welcher ein Land-
haus in unserer Nachbarschaft hat, und in den
hiesigen Wäldern zu jagen pflegt; ein Christ, wie
ich, ehemals fromm, ohne Tadel; jetzt aber völ-
lig in der Gewalt einer jungen leichtsinnigen
Sclavin aus Georgien, die nach und nach
alles Gute an ihm verderben wird. Zu fürchten
hast du indessen nichts, liebe Zulima; denn
noch hat er unter meinem Dache mir keinen
Strohhalm weggenommen, obwohl er es gedurft;
indem er in dieser Gegend über seiner Vasallen
Ehre, Gut und Blut unumschränkter Herr ist.
Nur hüte dich vor jenem Teich, und bleibe in
der Nähe von unsrer Wohnung.

Ein Christ? dachte Neßir. Ein christliches
Land? In ihren Häusern das Bild des Kreutzes
mit Dornen, und weit um sich herum auch das
Reinste nicht vor ihrer wollüstigen Begierde sicher?
Und sie rühmen sich, Eines Geschlechts, Kinder
Eines Vaters zu seyn, da vor dem Mächtigen
der Schwache flieht, wie das Wild vor dem Jä-
ger, und dem Großen Recht ist, was dem Wall-
fisch im Meer, die Kleineren zu verschlingen? Wie
viel besser und heiliger meine Brüder in Kir-

man! Selbst die Anhänger Mohameds *), wie viel gerechter, denn diese! Gott! kann ich meine Zulima nicht schützen, o so rufe mich weg von der Erde, und bring' ihre Seele dereinst unbefleckt wieder zu mir;

Abermals war die untergehende Sonne mit dem Monde zugleich am Himmel: da saß Zulima neben Fatmen in der Wiese und erzählte ihr von dem Garten jenseits Chiras, von den Götzenbildern, und dem griechischen Altar. Kommt! sagte Ibben, wir wollen Neßirn entgegen; und er führte sie nach dem Hügel, auf welchem der Parse gewöhnlich sein Abendgebet verrichtete. Hinauf stiegen sie nicht, aus Furcht ihn zu stören. Die Sonne schwand; sie warteten vergebens. Nun eilten sie auf die Spitze, und suchten, und fanden ihn, daß er da lag, wie ein Schlafender; aber kalt, blaß, ohne Athem, wie einer, den Gott gerufen hat, und der hingefahren ist in Frieden. Zulima schrie laut, und stürzte zu seinen Füßen. Aber ihn weckte keine Stimme der Liebe mehr! Ihre Freundin lag

*) Neßir hatte nur die persischen Mohamedaner kennen lernen.

neben ihr. Ibben sah mit gefalteten Händen starr auf die Leiche. So gingen die Sterne über ihnen auf.

Von der Stunde an war Ibben Zulima's Vater: Sie aber weinte Tag und Nacht um ihren treuen Gefährten, lief, aller Warnungen ungeachtet jeden Morgen und jeden Abend hin, wo dessen Gebeine ruhten, mit Fatmen, und allein, als hätte sie ferner in der Welt nichts zu fürchten, oder als wäre sie dort in der heiligsten Freystätte. Am sechsten Morgen, da Ibben vor seiner Hütte arbeitete, kam ein Geheul über die Wiese, und mit ihm Fatme, welche die Hände rang, und einmal über das andere: Zulima! rief. Zulima war von drey gewaffneten Männern aufgefangen, und weggeführt worden.

Ehe noch Fatme reden konnte, hatten die Männer schon ihre Beute auf halbem Wege nach Mehru's Landhause; eine Stunde darauf, an Ort und Stelle. Das liebende, geliebte Mädchen wurde von zwey Verschnittenen empfangen, in ein Bad gebracht, gezwungen, sich zu waschen, und aus goldnen Gefäßen zu salben; dann von Sclavinnen mit Perlen und kostbaren Kleidern

geschmückt, und der Georgianerin, Namens Dareian, zugesellt. Mehru trat ins Zimmer. Ein schöner Jüngling, welcher, für alles, was edel ist, geboren, seine Bestimmung vergessen, aber nicht verläugnet zu haben schien. Tröste dich, sagte er zu dem Mädchen aus Kirman, dir soll kein Leid widerfahren. Laßt sehen, welche von beyden die schönste ist! Augenblicklich warf die Georgianerin ab, was sie um und an sich hatte, und stand da, wie vor dem Zeuxis die griechischen Mädchen, nach denen er seine Helena malte. Zulima glaubte vor Scham zu versinken. Sie barg das Gesicht in ihren Schleyer, und als Mehru denselben aufheben wollte, faßte sie Muth; denn sie erinnerte sich der Rede ihres Vaters bey dem Bilde mit Zepter und Apfel. Grausamer! sagte Zulima, wer gab dir Gewalt über mich? Habe ich etwas von dir begehrt? Ich fordere mein Gewand, und will in meine Hütte zurück. Mein Vater flüchtete hierher, weil Christen hier wohnen, weil man unter Christen ihm Sicherheit versprach; und du lässest mitten in meinem Jammer über seinen Tod, von seinem Grabe mich wegreißen. Er aber ist bey Gott, und betet für meine Un-

schuld. Hörst du mich nicht, so wird ihn Gott hören; und wehe dir!

Bey den letzten Worten zerflossen ihre gen Himmel gerichteten Augen in Thränen. Dareian erhob ein lautes Gelächter; aber Mehru strafte die Buhlerin durch einen Blick voll Verachtung, und ging stillschweigend hinaus.

Ueberall verfolgte ihn das Auge, das weinend zum Himmel flehte, und überall das Lachen der unverschämten Dareian. Er hatte bisher Wollust empfunden, jetzt empfand er Liebe, die erste Liebe, deren Macht so groß ist, und die, wenn ein heiliges, engelreines Mädchen sie einflößt, in der Seele des Menschen, um sie zu läutern, Wunder thut.

Zulima bekam ihr eigenes Gemach; welchem Mehru nicht anders, als mit Ehrerbietung sich näherte. Dennoch war es ihm unmöglich, ihre Thränen zu stillen. Endlich sprach er: Vergieb: was ich gethan habe! du bist frey; mein Gesinde wartet auf deinen Wink, um dich zu geleiten, wohin du begehrst. Aber, Zulima! du hast nicht umsonst den Namen der Unschuld vor mir ausgesprochen. Ach! wenn du meiner dich erbarmen, und dein Werk vollenden wolltest,

nur so lange weilen, bis ich Dareian verabschiedet! Sicherer, als von nun an in meinem Hause, warst du in der Hütte deines Vaters nicht. Zulima! deinen Vater selbst rufe ich zum Zeugen an, daß er, wenn ich lüge, den Zorn Gottes auf mich herab bete.

Die gute Zulima fühlte, sie wußte nicht was für ein Mitleiden, das auf eine besondere Art sie ängstete, und ihr wohl that. Margen, erwiederte sie, will ich antworten.

Indem sie das sagte, standen Maulthiere mit Sänften im inneren Hofe des Palastes bereit, um Zulima und Dareian, zur Ergötzung in der Abendkühle, an den Fluß Kur zu bringen. Die Mädchen stiegen aus, wo das Ufer am einsamsten, und ein Gehölz voll Singvögel in der Nähe war. Da saßen sie auf einem hingespreiteten goldnen Teppich, umringt von Mehrus Verschnittnen und Sclaven. Plötzlich kam aus dem Gehölze eine Rotte von Tartaren, welche über die Sclaven herfiel, einige tödtete, die andern in die Flucht schlug, und mit den Mädchen nach Dagestan eilte*). Beyde wurden

*) Die Tartarn von Dagestan streiften bis an die Thore von Derbent.

auf dem Markte zu Tifflis, die Georgianerin an Türken, ihre Mitgeraubte an Armenier verhandelt. Jene schiffte man nach Konstantinopel ein; diese war nach Ispahan bestimmt. Aber Zulima sprach zu den Armeniern: Was denkt ihr mit mir zu gewinnen? Der Gram hat mich abgezehrt, und meine Augen sind durch langes Weinen getrübt. Wollt ihr nach Shirvan mich führen, so weiß ich Einen, der euch lohnen wird.

Mehru wanderte unterdessen gleich einem Schatten umher, welchem das Bild der Hölle folgt. Kein Wort ging aus seinem Munde; nur daß er dann und wann, knieend vor dem zurückgelassenen Parsenkleide der armen Zulima, wie vor dem Kleide einer Heiligen, die er zu Tode gemartert, ihren Namen, und Vergebung! Vergebung! rief. Aber Vergebung wurde ihm nicht. Hätte er ein Königreich gehabt, er hätte sie damit erkauft. Sein einziger Trost war der von seinen Sclaven zuvor oft mißhandelte Ibben, wenn er an der Pforte des Palastes gelegen, und gewinselt hatte, um Zulima zu befreyen. Er und Fatme wohnten jetzt im Palast, und wurden herrlich gehal-

ten; denn für den unglücklichen Mehru blieb diese Vergütung allein übrig. Und sie liebten Zulima.

Sechs Monden lang war das Haus, wo Mehru nicht lebte, sondern nur athmete, öde und still, wie ein Grabmaal. Da ertönte, wie Jubel der Auferstehung, ein Freudengeschrey. Die Armenier brachten ihre Sclavin.

Ein Jahr nachher zeichnete Raphael im Vatican zu Rom die Bilder, welche mich zur Erzählung dieser Geschichte veranlaßten; und da nahm der glückliche Mehru vom Schooße seiner Gemahlin Zulima seinen erstgebornen Sohn, und nannte ihn Nesir.



Der Tod des Orpheus.

Ein Singspiel in drey Aufzügen

Personen.

Orpheus.
Eurydice, seine Gemahlin.
Deianira, ihre Freundin.
Amedes, ein Greis, ehemaliger Priester in der Stadt Sais in Aegypten.
Gottheiten und Geister der Unterwelt.
Thracische Männer und Weiber.

Die Hauptscene ist in einer Gegend von Thracien.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

(Wald. Hohe alte Eichen, umwunden mit Epheu. Weiter hinten öffnet sich die Aussicht. Rechter Hand ein Rosengebüsch, nebst einem sehr einfachen Tempel des Bacchus, der über dasselbe hervorragt, und nur zum Theil von der Seite gesehen wird. Linker Hand, der Fuß eines Rebenhugels. Zwischen beyden ein zum Tempel gehöriger Hain. Ganz in der Ferne, rauhe Gebirge, die sich in den Wolken verlieren.)

Deianira und Amedes.

Deianira.

O gehe nicht vorüber,
Amedes! Siehe, wie verlassen
Ich um die Gattin deines Orpheus klage!
Ihr Grab und dieser Ort
Sind heilig mir in meinem Leiden,
Wie dir; es blühen nur uns beyden
Die Rosen noch am Tempel dort,
Wovon Eurydice, voll jugendlicher Freuden,
Die schönsten las, und sie mit frommer Hand
Um den Altar des Bacchus wand;
Die Rosen, ach! die Gift und schnellen Tod
Für meine Freundin bargen, wo die Schlange ...
Du kennest jenen Baum!
Da sank die Holde, lag mit blassen Lippen
An meinem Busen, und vermochte kaum
Ein letztes Lebewohl zu sagen ...
Amedes, bleibe!

Amedes. Deine Klagen
Sind meinem Herzen werth, o Deianira!
Wie du, so trauert keine
Der Weiber Thraciens um sie, nicht Eine
Der jüngeren Gespielen.

Deianira. Hörtest du,
Wie neben der geliebten Leiche
Sie winselten, wie sie mit Jammerschrey
Durch öde Wälder liefen,
Daß ihnen nach: Eurydice!
Die heulenden Gebirge riefen?
Ach! aber nicht geschlossen war
Der Aschenkrug, so buhlten ihre Blicke
Schon um den Sänger Orpheus, eifersüchtig,
Als könnte der Getreue je
Für ihre schnöden Reize leben;
Als könnten sie die Göttliche,
Die er verlor, ihm wiedergeben!

Amedes. Ein leichtes Volk! Es kennet Wollust nur,
Und spricht von Liebe. Dich zu ihm gesellen,
Das kannst du nie. Du wirst auf Erden einsam
Den Frühling kommen und verschwinden sehn,
Umher an Rosenbüschen gehn,
Und keine Rose pflücken; immer suchen,
Was du nicht findest .... Bey der Freundin Asche!
Mich jammert dein.

Deianira. Und dennoch wär'
Ich nicht verlassen, wenn ich nur das Antlitz

Des Orpheus sähe, der in Wüsten,
Vielleicht an ferne Meere floh.
Ihn aufzuspüren, hab' ich alle Thäler
Durchirret, jede Felsenspitz' erklommen,
Und nirgend noch sein Klagelied vernommen.
O, sage du mir: wo ist Orpheus? Dir
Verhehlt er nichts, dem Freund und Lehrer,
Dem zweyten Vater, welchen er, als Jüngling,
Im weit entlegenen Aegypten fand,
Der, edelmüthig, Volk und Vaterland,
Die Flur am Nil, der wohlgebauten Sais
Berühmten Tempel, sammt der Priesterwürde,
Dahin gab, seinen Schüler hier zu leiten
Im wilden Thracien, mit ihm die Schar
Der frechen Männer, als sie den Altar
Durch Menschenblut entweihten,
Zum reinen Dienst der Götter zu bereiten ...
Nein! Dir verschwieg ers nicht.

Amedes. Er that,
Was auch die Besten, wenn sie nur die Stimme
Des Schmerzes hören wollen; sie entziehen
Dem Freunde sich, und fürchten klugen Rath.
Er schwieg.

Deianira. Du aber, fragst du nicht die
Götter

Um sein Geheimniß? Wessen Seele,
Verwandt mit ihnen, höher strebt,
Und mehr dort oben, als hienieden lebt,
Vor dem bedecket weder Wald noch Höhle
Des Lieblings Flucht.

Amedes. Was soll ich, Deianira,
Dich täuschen? Ja, ich habe sie gefragt:
Da offenbarte mir ein Traumgesicht
Den Gang des Orpheus.

Deianira. Rede!
Wo ist er? Unsre Männer wandern
Ihm nach, die Wildniß durch; es seufzen
Um ihn die Mädchenchöre; seine Spur
Verrath' ich keinem, störe selber
Ihn nicht auf seiner Trauerbahn.
Von weitem will ich horchen; will ihm nah'n,
Sobald er ruft; sobald er wieder
Sich wendet, mich entfernen,
Und dann in bergenden Gesträuchen
Ihm unsichtbar zur Seite schleichen.
Für meine Liebe, meine Thränen,
Dieß Einzige!

Amedes. Wohlan, so wisse!
Der Klagende ging in die Finsternisse
Des Tartarus hinab.

Das Saitenspiel, das ihm Apollo gab,
Soll Herzen da bezwingen,
Bey denen sonst kein Bitten gilt. Er schwor,
Den theuern Schatten los zu flehen;
Wo nicht, dem unversöhnten Pluto
Zum Opfer sich zu weihn.

Deianira. Mir schauert . . . Ach! wird
ers vollbringen?

Amedes. Den Ausgang sehn allein die
Parzen;
Erwart' ihn im Cypressenhain,
Mit dem zufrieden, was von ihrem Willen
Die Untergötter mir enthüllen.

Die Leyer tönt am finstern Thor;
Der Hölle Qualen schweigen.
Er geht, sie folgt, er wird empor
Mit ihr zur Sonne steigen;
Doch, wehe, wehe, wenn er nicht
Den guten Göttern glaubet!

Schon dämmert ihm des Tages Licht;
Doch wehe, wenn er zweifelt!
Ein leises Wort, ein halber Blick;
Und weggeschwunden ist sein Glück,
Ist ewig ihm geraubet.

(Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Deianira (allein).

Den Schatten los zu flehen?
Zu bändigen die Ungeheuer
Am nachtumhüllten Fluß,
Der Todesgöttin ewig festem Schluß
Entgegen? . . . Zwar hat seine Leyer
Der Wunder viele schon gethan,
Noch mehr die Rede voller Weisheit.
Bezähmt zu seinen Füßen sahn
Wir Thraciens empörte Völker liegen,
Die weder Recht noch Sitte band;
Wir sahn vor ihm sich Menschenwürger schmiegen,
Und von der waffenleeren Hand
Des Sängers ihr Gesetz empfangen . . .
Hat Pluto je der Liebenden Verlangen
Erfüllt, so wird vergebens nicht
Die goldnen Saiten Orpheus rühren;
So wird er im Triumph zurück die Gattin führen.

Ihr Unerbittlichen!
O, darf ich hoffen?
Ist euer Schattenreich
Dem Weisen offen,
Und Klang der Lieder
Noch eure Lust?

Dann kommt Eurydice,
Dann kommt sie wieder
An diese klopfende
Getreue Brust!

(Geht ab.)

Dritter Auftritt.

(Kahle, überhangende Felsen, die in einer gewissen Entfernung anfangen sich zu wölben. Das Gewölbe wird von aufgethürmten Felsenmassen, wie von Pfeilern, unterstützt, und diese verhindern die weitere Aussicht. Tiefe Nacht. Wilde Symphonie, voll Schrecken, Furcht und Verzweiflung.)

Zwey Chöre hinter der Scene, da wo die Felsen sich wölben; **höllische Geister**; dann **Orpheus** und **eine unsichtbare Gottheit**, die ihm antwortet.

Beyde Chöre hinter der Scene.

Götter! uns Armen
Erbarmen, Erbarmen!

Erstes Chor.

Kurze Rast in unendlicher Noth;

Zweytes Chor.

Tod, ihr Götter, uns! ewigen Tod!

Alle.

Ach! uns Armen
Erbarmen, Erbarmen!

(Höllische Geister mit glühenden Ketten und brennenden Fackeln stürmen hervor, und erleuchten die Nacht. Wilder Tanz während den folgenden Gesängen.)

Eine Stimme hinter der Scene.

O jammert lauter, jammert ins Geheul
Des Sturms, daß ich die tausend Flüche
Nicht höre!

Eine andre. Schweiget, daß sie hören
Die Flüche!

Eine andre. Furie, zurück
Mit deiner Fackel! Wie sie flammt! ich sehe
Des Volkes rächerischen Blick!

Eine andre. Die Fackel näher!

Mehrere Stimmen. Wehe, wehe!
Sie nannten sich Väter, nannten sich Hirten;
Sie spotteten nur der armen Verirrten:
Wehe des Drängers goldnem Stab!

Eine Stimme. Wohin vor deinen grauen Haaren?
Vergieb, vergieb dem Sohne!

Eine andre. Lasset ab,
Ihr Kinder!

Eine andre. Du, in deinen Rosenjahren!
Was folgst du mir, und deutest auf dein Grab
Mit jungfräulichen Thränen?

Eine andre. Drohe nicht,
O Mutter!

Eine andre. Kehre weg dein blasses Angesicht
Von dem Verräther;

(Die höllischen Geister entfernen sich.)

Beyde Chöre.

Götter! uns Armen
Erbarmen, Erbarmen!

Erstes Chor.

Kurze Rast in unendlicher Noth!

Zweytes Chor.

Tod, ihr Götter, uns! ewigen Tod!

Alle.

Ach! uns Armen
Erbarmen, Erbarmen!

(Pause. Leyer des Orpheus hinter der Scene, im Vorgrunde. Wilde Symphonie, welche in das Spiel des Orpheus einfällt, dann wieder schweigt, und die Leyer allein tönen läßt, eine Zeitlang mit dieser abwechselt, und allmählig in ein leiseres Klagen übergeht. Die höllischen Geister kehren wieder, und horchen. Orpheus, auf dem Haupte einen Kranz von Pappeln, tritt in einer ruhigen Stellung hervor. Die Geister heben ihre

Ketten gegen ihn auf, und schwingen die Fackeln, um den weitern Zugang ihm zu wehren. Sein Spiel wird immer sanfter. Jene bleiben unbeweglich vor ihm stehen, den Blick auf den Boden geheftet; weichen nach und nach zurück, und verschwinden)

Orpheus, indem er den gewölbten Felsengängen sich nähert.

Ihr, deren Namen zitternd nur
Die Erde nennt! furchtbare Mächte,
Bey denen selbst Olympier den Schwur
Der Götter schwören! Ach! verzeiht, wenn in die Nächte
Des Erebus sich Orpheus wagt.
Nicht frevelhaft, nicht trotzend auf die Stärke
Des Arms, zu thun Alcidens Werke,
Ging er hinab; er fleht, er klagt,
Das Saitenspiel zur Wehr, zur Führerin die Liebe!
Die holde Liebe, nicht verkannt
An diesem Ufer, deren Hand
Auf Gräbern euch Cypressenzweige bringet,
Und in Elysium den Kranz von Myrthen schlinget..

(Eine leise, wehmüthige Musik in der Ferne unterbricht den Gesang, welcher, nach einer kurzen Pause, in einem noch zärtlicheren Tone beginnt.)

Wenn einst in deiner Unterwelt
Der Nymphe. Reiz, Allherrscher, dich entzückte,

Die unbesorgt am Aetna Blumen pflückte;
Wenn noch ihr Lächeln hier die Finsterniß erhellt,
So jammre dich des treuen Gatten,
So folge mir Eurydice,
Bis ihr die Parze wieder winket,
Hinauf, wo Laub und Gras den Thau des
Himmels trinket,
Am quellenreichen Rhodope!
Geliehen ist sie doch, ihr Götter, nur geliehen;
Was unterm Monde lebt, wie kann es euch
entfliehen?

O, ihr kennt der Liebe Sehnen:
Gebt sie, gebt sie meinen Thränen!
Einstens kehren wir zurück,
Dann begleitet sie zur Feyer
Frommer Schatten meine Leyer:
Und mein Lied ist Lobgesang.

Götter! hört mich, oder lasset,
Laßt mich theilen ihr Geschick;
Hier, am friedlichen Gestade,
Mit ihr wallen ihre Pfade,
Bey der Saiten süßem Klang!

(Tiefe Stille, um die Gottheit anzukündigen, welche
unsichtbar redet.)

Stimme aus den Felsengängen.

Die Götter trösten gern.
Du bist erhört; Eurydice nicht fern.
Sie folge dir; doch ungesehen
Und schweigend! Ehe Sonnenlicht
Durch grünes Laub der Pappel bricht,
Ist dirs Verbrechen, umzuschauen.
Verläugnung fodern wir, und Glauben und
Vertrauen.

Orpheus, (nach einer Pause, während welcher die Instrumente sein stummes Entzücken zu empfinden geben)

Erhört? Sie wieder mein? Wie Frühlingstag
Verklärt die Nacht, umglänzt die Klippen,
Und Jubel rauschet mir, bey lautem Herzensschlag,
Der Acheron ... Von diesen reinen Lippen,
Ihr guten Götter, hohen Dank!
Ich will aus euern finstern Gründen
Voll Glaubens gehn zum Volke, das mich ehrt,
Das ich im Heiligthum den bessern Dienst gelehrt;
Will die Unsterblichen verkünden,

Die mit Gerechtigkeit Gericht im Orkus halten,
Und hier mit treuer Huld noch über Seelen
walten.

Vierter Auftritt.

Orpheus, Geister aus Elisium, zwischen ihnen Eurydice, das Gesicht mit einem weißen Schleyer bedeckt, unter dem Schleyer einen Myrthenkranz im Haar.

Geister (von weitem, zu Orpheus.)

Wende die Augen!
Sie kommt.
Wandle von hinnen;
Fürchte die Götter!
Sie folgt.

(Orpheus wendet sich weg; jene kommen näher.)

Eurydice (für sich.)

Er ist es! aber noch versiegeln
Die Höllenmächte mir den Mund.
So wills Proserpina; beschworen ist der Bund:

O Liebe! daß wir nicht ihn brechen,
Und Furien den Meineid rächen!
(Sie und Orpheus ab; die Geister verschwinden.)

Fünfter Auftritt.

(Die Scene verändert sich. Im fernen Hintergrunde, in dicker Finsterniß, eine Höhle, mit steilen Felsen zu beyden Seiten. Die Felsen stoßen an einen wild in einander geflochtenen, schauerhaften Wald. Ganz vorn ein ehrwürdiger Hain von hohen Pappeln, worauf ein mattes Licht herabdämmert. Die Hervortretenden werden durch eine bange, oft unterbrochene Musik angekündigt.)

Orpheus. Eurydice.

Orpheus. kommt zuerst aus der Höhle, an deren Oeffnung er verweilt.

Nicht sehen sie? nicht hören? Sollte mein
Die Hölle spotten? Mich betrogen und allein
Zur Erde senden, weil im tiefsten Kummer
Ich hoher Dinge mich vermaß,
Weil ich vergaß,
Ich Thor! daß unbeweglich, wie das Schicksal,
Des Orkus Götter sind,

Daß ihnen Menschenthräne
Kein menschliches Erbarmen abgewinnt?
Grausamer Zweifel! Sie, die meinen Schritten
Verborgen folgt, mein eignes Weib nicht bitten
Um einen Laut? wozu? welch ein Gebot?
Elender! kehre nur mit deinem Kinderglauben
Zurück, der Welt ein Mährchen! .... Aber wie?
Wen treffen diese Lästerungen?
Ist nicht die Götterkraft
Hierunten, in den schauervollen Nächten,
Dieselbe, die auf Erden schafft,
Und hoch am Himmel? ... Nein, die Gottheit kann nicht lügen.
Verheißen ward es meinem Flehn;
Ich soll an der Geliebten Seite gehn,
Und mich an ihren Busen schmiegen.

(Er entfernt sich von der Höhle. Eurydice geht, mit dem ihr auferlegten Stillschweigen, ihm nach, und redet, den ganzen Auftritt durch, nur leise, für sich.)

Eurydice.

Himmlische Liebe!
Laß im Zweifel
Dein Licht ihn sehn!

Orpheus.

O du, so treu in diesen Schatten
Von mir gesucht! O, folge deinem Gatten.
Der Weg ist rauh; am Ende Götterlust!

Eurydice.

Himmlische Liebe!
Deinen Frieden
In seine Brust!

Orpheus.

Ach! aber wird sie nicht ermüden,
Ohnmächtig niedersinken, ehe wir
Auf dieser steilen Bahn das Ziel erreichen?
Ihr Götter, nur ein Zeichen!
Nur einen Athemzug von ihr!
Des Weibes Fußtritt!

Eurydice.

O, da klagt er wieder!

Komm, o Liebe, komm hernieder!
Sag' ihm, daß ich seine Spur
Nicht verlasse .... Dürft' ich nur
Einmal seinen Namen nennen!

Orpheus, (welcher langsam näher kommt.)

Getrost, Eurydice! die Finsternisse trennen
Sich vor uns her; den Felsenklüften
Sind wir entflohn.

Eurydice. Ich fühle schon
Mich angeweht von reinen Lüften.

Orpheus. Gerechter Himmel! ob sie mir
noch folgt?
Ich muß, und darf nicht, muß hinunter starren
In diesen Abgrund zwischen Furcht und Wonne.
Soll ich gewiß mit ihr die Sonne
Der Oberwelt von neuem grüßen? oder . . .
Mir schwindelt! Hier ist Untergang!
Wie lang, ihr Götter, wie so lang!
Der Sehnsucht heiße Qual verdoppelt
Mit jedem Schritte sich. O du,
Süßtönender Apollo, deine Ruh
In meine Seele . . . . Götter! Götter!
Ein Tagesschimmer? und die Blätter
Des Waldes hier bethaut?

Eurydice. Es dämmert nur; ein ferner
Morgen graut.

Welch ein Wahn, der seinem bangen,
Immer zweifelnden Verlangen
Dämmerung zur Sonne macht!

Orpheus, (welcher geschwinder vorangeht.)
Vorüber ist die Nacht.
O sieh der Pappeln hohe Wipfel!

Eurydice. Ich zittre!

Orpheus. Sie vergolden sich.

Eurydice. Unseliger!

Orpheus. Die Erdenwinde säuseln
Um mich herum. Ich höre schon,
Ich höre deiner Stimme Ton.
Wo bin ich? Götter!

Eurydice. Ach, Erbarmen
In deinem Hain, o Hecate!

Orpheus. Schon fühl' ich dich in meinen Armen!
Du hängst an meinen Lippen!

Eurydice. Ach, Erbarmen!

Orpheus, (indem er sich umsieht).
Eurydice!

Sechster Auftritt.

(Aus der Höhle ruft eine fürchterliche Stimme dem Orpheus nach: Eurydice!

Ueberall wird es Nacht, und dreymal läßt ein unterirdischer Donner sich hören.

Orpheus bleibt unbeweglich. Eurydice, wie von einer unsichtbaren Gewalt fortgezogen, entfernt sich, und bebt der Höhle zu.

Als Orpheus sich ermannt, um ihr zu folgen, erscheinen drey Furien im schwarzen Gewande, welche sich ihm in den Weg stellen.)

Furien.

Im Namen der furchtbaren Hecate!

Sie verschwinden, und kommen wieder, so oft sich Orpheus der Höhle nähern will.

Eurydice (in einiger Entfernung).

Wir sind verloren! Jammer, Jammer!
Verloren! Fels und Hain zerfließen
In Nebel. Todesnebel schwebt
Vor meinem Aug'. Es heult, es bebt.
Die Erde schwindet unter meinen Füßen.
Wohin? Wohin?
Es reißt mich weg von dir; ich bin
Nicht mehr die deine. Stimmen rufen.
Die Stimmen kenn' ich! .... Orpheus,
welche Kluft!
O, kannst du, Trauter, Lieber!
So komm, noch einmal komm herüber ...

Mehrere Stimmen aus der Höhle.

Eurydice!

(Orpheus, in der heftigsten Bewegung, will zu ihr hin.)

Furien, (wie zuvor.)

Im Namen der furchtbaren Hecate!

Orpheus (zu Eurydice.)

Umsonst! es fesseln mich
Der Hölle rächerische Mächte,

Wie dich. Mit diesen in die Nächte
Weit ausgestreckten Armen steh' ich da;
Und will, und will hinüber
Zu deiner Lichtgestalt;
Und kann nicht vor der Allgewalt
Der Götter . . . Namenloses Elend! . . .
Der Götter, die sich mein erbarmten;
Die sich erbarmten; denen ich
Wahnsinniger, was sie geschworen,
Nicht glaubte, lästernd ihre Huld . . .
Gerecht sind sie: Du bist verloren
Durch meine Schuld.

Die Stimmen aus der Höhle.

Eurydice!

(Vor Eurydice fährt ein Blitz nieder, worauf ein Donnerschlag folgt. Orpheus wagt das Letzte, sie zu erreichen.)

Furien.

Im Namen der furchtbaren Hecate!

Eurydice (am Eingang der Höhle, mit leiserer Stimme.)

Es war die Schuld der Liebe, die uns trennte,
Wenn in der Hölle man verzeihen könnte,
Verzeihbar! . . . . Lebe wohl!
Geschehen ist der Götter Wille;

Vorüber nun mein Todeskampf,
Und wiederum entsunken mir die Hülle
Der Sterblichkeit.
Geliebter! mich befreyt
Kein zweytes Flehn. Unwiederruflich sprechen
Die Richter hier.

Orpheus (zittert hin und zurück).

Entsetzlich! O verweile,
Bis ab von mir die Qualgöttinnen lassen.
Dann will ich, du Getreue! dich umfassen,
An dir mich halten, mit dir . . .

Eurydice. Hoffe nicht!
Das war noch keinem Lebenden verliehn.
Ich wandle, schon ein lichter Schatten;
Du würdest mich umfassen wollen,
Und deinen Armen ich entfliehn.

Orpheus.

So will ich diesen Schatten . . .

Eurydice. Ehre
Den letzten Wink der Scheidenden, und höre!

Mit dem Zauberklang der Lieder
Wollen dich die Götter senden,
Unter Menschen zu vollenden,
Was dein Saiten-
Spiel begann.

Hier am schwarzen Ufer weihten
Sie zum grossen Werke dich.

Mühe wartet dein und Plage;
Doch getrost! wir sehn uns wieder,
Glaube, dulde, bleib' ein Mann;
Und am Abend deiner Tage,
Du Getreuer, denk' an mich!

(Sie verschwindet durch den Eingang der Höhle.)

Siebenter Auftritt.

Orpheus. Nachher Furien.

Orpheus.

Verschwunden, ach! o Tag des Himmels,
Von deinem Lichte
Nur einen Strahl!
Ihr Eumeniden, laßt mich folgen,
Sie nur geleiten
Ins Wonnethal!

(Die Nacht wird Dämmerung. Die Furien erscheinen im weißen Gewande, gehen ruhig um den Orpheus herum, und lassen den Hintergrund der Scene frey.)

Furien (mit leiser Stimme).

Von sel'gen Lippen tönet:
Eurydice!
Du hast gebüßt; versöhnet
Ist Hecate.

(Die Furien werden unsichtbar.)

Orpheus, (indem er sich der Höhle nähert.)

Hier war es, wo der Schatten plötzlich
Hinunter glänzte! Führe mich,
O Liebe . . . . .

(Die Höhle fällt zu.)

Nein, ich habe nicht gelästert,
Ihr Höllengötter! Schweiß und Thränen
Und Blut sind euer Nektar . . . . Ach vergebt!
Wer mag bestehn in solcher Prüfung,
So lang' ihm Erdenstaub noch an der Ferse
klebt?
Ihr Gütigen, vergebt!
Noch einmal öffnet mir die Pforte
Des Erebus! noch Einmal.... Ha! wie stumm,
Wie athemlos! Eurydice, warum
Dein schreckliches Gebot? . . . Die Erdensonne
schauen?
Den väterlichen Himmel? ohne dich?
Mir ekelt vor der nackten Wüste

Dort oben; vor dem Morgenroth
Auf jenen Bergen; vor den Auen
Am Hebrus. Ach! warum dein schreckliches Gebot?
Die Erdensonne schauen?
Wohin sie leuchtet, ist Verwesung nur und Grauen.

Wie seyd ihr, stille Todesnächte,
So heilig und so theuer mir!
O, dürft' ich harren auf die Rechte
Der abgeschiednen Seelen hier!

Ich läge, wo ihr Bild entfloh,
Am Felsen, bis die Riegel schwänden,
Bis unsre Schatten, liebend froh,
In Lethe's Hain sich wieder fänden.

Zweyter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Hain von Cypressen. Im Hintergrunde ein dicht verwachsenes Gehölz. Vor demselben, auf einem Fußgestell, ein roh gearbeiteter steinerner Aschenkrug, welcher von jungen Cypressenbaumen umringt ist, jedoch so, daß diese den freyen Zugang zu demselben aus dem Vorgrunde nicht hindern.)

Deianira. Nachher ein Chor von thracischen Männern.

Deianira (sitzend am Fußgestell der Urne).

Was harr' ich länger, ob sie wiederkehre?
Was hoff' ich, wo ein kalter Aschenkrug
Das Herz verbirgt, das einst an meinem schlug?
Es wurde Staub, und kann nicht wieder schlagen . . .
So wäre denn des Sehers Weisheit Trug?
Amedes sollte Lüge sagen,
Er, oder seine Götter? . . . Nein!
Amedes sah ein nächtliches Gesicht,

Nur halb enthüllt, und wagte selber nicht
Die Deutung seiner dunkeln Träume . . .
Den Schleyer weg, betrogne Deianira!
Dein Alles, was dir blieb von Erdenglück,
Umfassen, still und einsam, diese Bäume;
Kein weiteres Erwarten! Heut, und morgen,
Und immer so, bis du das Leben
Zu Ende weintest! Auch den Orpheus geben
Die stygischen Gewässer nicht zurück.
O, wie so ganz verschwunden er! so ganz
Dahin! Kein Grab, worin er schlummert,
Kein grüner Hain,
Der an geweihter Quelle sein Gebein
Umsäuselt . . .

(In der Ferne tönt ein klagender Gesang, welcher sich langsam nähert. Deianira steht auf, und sieht nach der Seite hin, von wannen er gehört wird.)

Armes Thracien!
Da kommen sie, die den Verlornen suchten,
So treulich suchten, früh im ersten Morgenstrahl,
Im Abendrothe spät; umsonst!
Er ging den Weg, auf dem es nimmer taget,
Dem keine Sterne leuchten . . .

(Sie begiebt sich, um nicht von den Männern gesehen zu werden, in den innersten Hain.)

Chor.

Klaget, klaget!
Wir stiegen hinab die Höhl' im tiefen Thal,
Den Gipfel hinauf, der in die Wolken raget;
Sahen ihn nicht, hörten ihn nicht: Klaget, klaget!
(Das Chor zieht mit diesem Gesang vorüber.)

Zweyter Auftritt.

Deianira. Dann Orpheus.

Deianira, (indem sie den Klagenden nachsieht, deren Stimmen in der Entfernung immer leiser werden und endlich schweigen.)

O, schonet mein, ihr Töne
Voll herben Jammers, der den Busen mir zerreißt! . . .
Erbarmenswerth! Die kriegerischen Söhne
Des Landes, muthlos, wie verwais't!
Die Hütten stumm, die Felder leer,
Und, wie gelagerte Gewitter, schwer
Die Lüfte! Zwischen Reben flüstert,
Im Waldstrom, in der Eiche Wipfel rauschet
Ein banges Todtenlied.
Des Frühlings Reiz, des Lebens Wonne schied

Mit Orpheus. Ach! wohin die goldnen Zeiten,
Als durch den Wiederhall von sieben Saiten
Er noch den Tiger in der Wüste zwang;
Als nah und fern, beym allgewaltigen Gesang,
Vor Lust die Felsen bebten?.. Nimmer, nimmer..

(Leyer des Orpheus im Gebüsche hinter dem Aschenkruge.)

Ihr Mächte des Olympus!
Was hör' ich? Irret um der Freundin Ruhestätte
Sein Schatten? Kommt er selbst, und bringet
Von des Cocytus Strande sie
Zur Oberwelt? Er ist es! näher klinget
Die Leyer . . . Aber welche Trauermelodie!
So konnte denn der Götter keiner . . . Ach!
Wo berg' ich mich, daß diese matte Seele
Nicht seinem Thränenblick erliege?
Zu lange schon hat sie der Gram erschüttert . . .
Die Knie wanken mir, und jede Nerve zittert.

Orpheus (hinter der Scene. Sein klagender Ton geht nach und nach in einen gesetztern über.)

Ich will den Lauf als Mann vollenden:
O, könnt' ich diesen Schwur hinab
In ihre stille Wohnung senden!
Vernimm ihn, du geliebtes Grab,
Du heiliger Cypressenhain!

Ich will den Lauf als Mann vollenden,
Um sterbend ihrer werth zu seyn.

Deianira.

Was für ein Lied! Wie heldenhaft
Er kämpfet, wie er los sich ringet!
Die stark geschlagne Leyer tönet Kraft
In meine Brust; mit seinem Geiste schwinget
Der meine sich empor . . . Soll ich
Entgegen ihm? . . .

(Orpheus kommt aus dem Gebüsch.)

Ihr Götter!

(Sie bedeckt ihr Gesicht, und hält sich an einer Cypresse. Orpheus erblickt den Aschenkrug und Deianiren. Ihn überwältiget sein Schmerz. Er lehnt sich schweigend an das Fußgestell, bleibt eine Zeit lang unbeweglich, schaut alsdann nach seiner Freundin, und ruft ihr.)

Orpheus. Deianira!

Deianira (weinend.)

Unglücklicher, hier bin ich! Immer werd'
Ich da seyn, wenn du rufest. Könnt ich nur
Dich trösten, so wie mich dein Anblick tröstet!
Mein Herz verblutet sich; und doch
Ist, unter allem Jammer, dein Erscheinen
Für mich Erscheinung eines Gottes noch.

Was aber kann ich? Seufzen, weinen
Mit dir!

Orpheus. Und hättest du nichts mehr als deine Thränen,
Du Holde, Liebende!
Sie wären Trost. Allein Eurydice
Vertraute dir bey frohen Kinderspielen
Schon jeglichen Gedanken; ihr gefielen
Die Blumen weniger, die ohne dich sie pflückte:
So wuchs sie neben dir, dem Bäumchen ähnlich,
Das, gleiches Alters mit dem andern,
Sich nie von seinem Nachbar trennet;
Blieb deine Schwesterfreundin, hing
An deinem Arm, wenn sie zum Reihentanze,
Wenn sie zum Opfer ging.
Ihr Innerstes, wer hat es so gesehen,
Wie du? wer lernte so verstehen
Ihr halb gesagtes Wort, ihr Lächeln, ihren Wink?
Und wo, in unserm Nymphenkreise,
Wo fänd' ich außer dir,
Du reine Seele, noch ein Bild von ihr?
Sie alle, wenn ich klagte, würden leise
Mich höhnen, mich zu neuer Liebe reizen wollen;
Vergebens! Denn im Grabe modert nicht das Band,

Das an die Einzige mich knüpfet.
Der Liebe Kuß soll nicht mein Leid versüßen,
Und Freundschaft nur, mit treuer Hand,
Im Tode dieses Auge schließen.

Deianira.

Du redest Worte, welche mir
Den Muth erhöhn; ich fühle deiner
Mich werth; du Leidender! ich will, ich kann
Dich trösten. Ach! wenn deine Wege
Sich zwischen Fels und Dorn verlieren
In unbetretner Wildniß, dann
Gewähre Deianiren,
Daß sie dir folge; denn sie liebt
Und leidet. Auch für sie getrübt
Ist jedes Himmelslicht; ihr schallt auf grüner Weide
Kein Lied des Hirten mehr, kein Rundgesang der Freude.

Fern von jugendlichen Festen
Laß mich hören deine Klage!
Zu den stummen Ueberresten
Der Geliebten zähle mich.

Orpheus.

Hoffnungslos sind unsre Tage:
Komm, du sollst mir alles werden!

O, ich habe nur auf Erden
Diesen Aschenkrug und dich!

Deianira.

Welch ein banger, süßer Schauer?

Orpheus.

Ist es sie, die mich umschwebet?

Beyde.

Ja, sie liebt mich noch, sie lebet
Noch in dir, und blickt mich an.

Deianira.

Dulde mich in meiner Trauer!

Orpheus.

Sey mir nah' in meinen Schmerzen!

Beyde.

Selig, wer an treuem Herzen
Im Verborgnen weinen kann!

(Deianira sieht den Amedes kommen, und geht ab.)

Dritter Auftritt.

Orpheus. Amedes.

Amedes. Willkommen, Orpheus, o willkommen
Dem armen Greise, dessen du vergaßest,
Der mit den Augen, die schon dunkel worden,
Nach dir hinaus sah, dann sie thränenvoll
Gen Himmel hob! Sie ließen sich bewegen,
Die Himmlischen. Willkommen! O, ich soll
In deine Rechte noch einmal die meine legen.
Wie sehnt' ich mich! wie dünkte mich des Hämus
Fruchtbarste Flur so dürftig, wie der Boden
So fremd, auf welchem ich ein zweytes Vaterland,
Doch nur an deiner Seite, fand;
Wo diese Haar' erbleichten unter Sorgen
Um dich, um dich allein!

Orpheus. Amedes!
Nie hab' ich meine Schritte dir verborgen.
Als Jüngling sucht' ich deinen Blick,
Daß er mich richtete bey jedem Thun
Und Denken; wählte zum Begleiter,

Als Mann, dich überall, bis nun
Mich das Verhängniß trieb, den sauern Weg ..

Amedes. Nichts weiter!
Du gingst, wohin die Parzen es geboten,
Und meine ganze Liebe war
Mit dir in Pluto's Wohnung. Dank den Göttern!
Sie brachten mir dich wieder. Zwar
Hielt jene Finsterniß
Am schreckenden Palast in süßen Banden
Dein Herz gefesselt; nur gezwungen riß
Dein Fuß sich los von der bethränten Schwelle;
Und hier, im väterlichen Thal,
Hier wehn die Lüfte, rieseln Bach und Quelle
Dir keine Wonne mehr;
Auch ist für dich auf Erden harte Prüfung
Zurück; du aber laß
Dich nicht gereuen deine Wiederkehr!
Der schwarz umwölkte Tag wird glorreich enden.

Orpheus. Wie du, so tröstete
Mich in der Unterwelt die scheidende
Geliebte. Sollt' ich zweifeln noch? mein Leben
schänden
Durch Kleinmuth? Dich, mein Freund, mein
Vater,
Und deiner Lehren

Gepries'ne Weisheit vor dem Volk entehren?
Sey ohne Furcht!

Amedes. Ich bin es. Bald vielleicht
Hast du vollbracht den Lauf, das Ziel erreicht,
Am schön umkränzten Ziel erkannt,
Wozu die Götter dich beriefen.
Dann segnest du die Rosenbüsche, welche dir
Die Gattin raubten, segnest hier
Den Stein auf ihrem Grabe, jene Tiefen
Der Hölle, deinen Rückweg ohne sie,
Die zweymal dir Entrißne, freuest
Dich deines Leidens, deiner Lebensmüh
Und Arbeit .... O, mein Sohn!
Dem Sterblichen ist großer Lohn
Verheißen, den die Herrscher im Olympus wählen
Zu schweren Kämpfen, ihm den Muth zu stählen,
Damit er laut vor seinen Brüdern
Von Recht und Wahrheit zeuge, sterbend
Sein Zeugniß ....

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Deianira.

Deianira. Säume nicht,
Geliebter Orpheus! unsre Weiber kommen
Vom Rebenhügel; siehe dort,
Wie sie dem Hain sich nahen, zu begrüßen
Dich, ihren Liebling! Ach! kein Ort
Ist ihnen heilig. Fliehe! sonst umtönet
Die Gruft ein jauchzendes Geschrey;
Und dich, in deiner Trauer,
Umstrickt ihr Tanz mit Epheuketten.
Mein Herz empöret sich; eile!

Orpheus. Welche Schar!
Von allen Seiten strömen sie herbey;
Doch wird mich jener Ausweg retten.

(Er geht nach dem Gebüsch im Hintergrunde. Plötzlich treten einige Thracierinnen hervor, und halten mit Epheu- und Weinranken ihn auf. Amedes entfernt sich.)

Fünfter Auftritt.

Orpheus. Deianira. Thracische Weiber.

Chor der Weiber.

Endlich, endlich kehrst du wieder!
Lenz und Freude flohn mit dir!
Einsam irrend gingen wir
Ohne Tanz und ohne Lieder;
Lied und Tanz beginnen wieder,
Lenz und Freude folgen dir.

Orpheus.

Tanz und Lieder
An der klagenden Cypresse hier?

(Während des Gesangs tritt ein anderes weibliches Chor von einer andern Seite auf.)

Beyde Chöre.

Weg von klagenden Cypressen!
Lustgetümmel füllt den Wald;
Einen Schatten wirst du bald
Unter Lebenden vergessen.
Weg von klagenden Cypressen
In den lustig grünen Wald!

Deianira (für sich).

- Sie vergessen?

Orpheus.

Sie vergessen,
Weil noch Blut in meinen Adern wallt?

Beyde Chöre.

Asche wurden ihre Wangen,
Ihre Gruft ist liebeleer!
Sieh, Bethörter, um dich her
Jugend, Schönheit und Verlangen,
Frischen Reiz auf Rosenwangen,
Und kein Herz von Liebe leer!

Orpheus.

O haltet mich nicht länger!

(Will abgehen; die Weiber stellen sich ihm in den Weg.)

Anführerin des ersten Chors.

Undankbarer!
Du zürnest, daß wir deines Blickes,
Des lang vermißten, wieder uns erfreuen?

Orpheus.

Wie kann ich Freude geben, ich,
Dem seine Thränen süßer sind als Reihen
Und Lustgesang? Zu viel hab' ich gelitten;
Der matt Gequälte suchet Rast.

Anführerin.

Ein liebevoller Busen wird sie dir gewähren.

Orpheus.

Um aller Götter willen laßt . . .

(Wie zuvor. Die Weiber umringen ihn.)

Anführerin.

Dich lassen? Bey den heiligen Altären
Der Ceres! Diesen Armen, diesen Kränzen
Entwindest du dich nicht.

Orpheus.

Zurück,
Ihr Ungestümen!

(Sie weichen; jedoch ohne ihn aus ihrem Kreise zu lassen.)

Anführerin.

O, des Uebermuths,
Des Frevels! Gehe denn, erzähle
Den stummen Felsen, wins'le jeder Höhle
Dein Leiden . . . . Aber nein!
So hättest du gesiegt . . .

(Sie nähern sich, und wollen mit ihren Kränzen ihn einschließen.

Orpheus.

Verwegne!
Schamlose Buhlerinnen!

(Er zerreißt die Kränze, drängt sich durch den Haufen, und geht ab.)

Deianira (für sich.)

Wehe! weh!
Auch diese weinten um die Sterbende!

(Geht ab.)

Erstes Chor.

Die Ketten zerrissen?

Zweytes Chor.

Wo blieb der Verächter?

Eine Stimme.

Auf! Thraciens Töchter!
Dem Fliehenden nach!

Alle.

Dem Fliehenden nach!
In Waffen, in Waffen!
Uns Rache zu schaffen,
Zu tilgen die Schmach.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

(Hain des Bacchus, durch welchen ein gebahnter Weg zum Tempel des Gottes führt. Am Wege, rechts und links, Ulmbäume, von Weinranken umschlungen. Unter den Bäumen Rasensitze. In der Mitte des Hintergrundes der Tempel, von vorn gesehen, mit Rosenbüschen zu beyden Seiten.)

Orpheus. Deianira.

Orpheus.

Nein, Deianira, fordre nicht,
Was in der Männer Augen mich erniedern,
Und weg von mir das Angesicht
Der Götter wenden müßte! Sorgenlos
Ging ich, begleitet nur von meinen Liedern,
Wo zwischen eisbeladnen
Gebirgen nie bezähmte Völker trotzten.
Es that der Mitternächte Schooß
Vor mir sich auf; des Todes finstre Wege
Beleuchteten die Eumeniden;
Da tönten ihre Geißelschläge,

Da zischten ihre Nattern; aus dem Abgrund
heulte
Verzweiflung; aber mir verliehn
Die Retter im Olympus, daß ich muthig
Durchwandelte der Hölle tiefste Schauer:
Und fliehen sollt ich nun? vor Weibern fliehn?

Dejanira.

Die Weiber Thraciens,
Von Zorn entflammt, sind wilder, rauher,
Als jene felsigen, bereiften Berge
Mit ihren zügellosen Völkern.
Tief in der Unterwelt, am bangen Ufer mag
Dein Lied der strafenden Erynnen
Noch nie erflehtes Herz gewinnen.
Die Töchter unsres Landes bändigest
Du nicht durch sanft gerührter Saiten Ton;
Die sprächen auch des Phöbus Leyer Hohn,
Um toller Rache nachzueilen.

Orpheus.

Doch zittern alle vor den Pfeilen
Des Phöbus, der, zu schützen seinen Priester,
Im Zorn hernieder käme, wenn es einer Gott=
heit

Bedürfte, wenn nicht Thracien
Mir huldigte, nicht seine Tapfersten
Für mich die Waffen trügen.

Deianira.

Eben, weil die Männer
Dir folgen, deine Weisheit hören,
Und Weisheit ihre Sitte mildert;
Weil sie durch Liebe herrschen wollen, so verwildert
Mit jedem Tage mehr das freche,
Verbuhlte Weibervolk, das, unbedräut,
Sich keinen Wunsch versagt, und keinen Frevel scheut.
Nichts kann dich sichern. . . . Ach! und du gelobtest,
Zu leben, wohlzuthun . . .

Orpheus.

Was ich gelobte,
Das halt' ich; aber wen die Götter
So wunderbar,
Wie mich, aus tausendfacher tödtender Gefahr
Gerissen; wen als ihren Günstling
Sie vor den Augen Aller aufgestellt,
Noch für die spätre Welt

Ein Denkmaal ihrer Huld, der soll nicht zagen.
Ich bleibe Deianira!

Deianria.

So verbirg
Dich nur in diesen Tagen,
Wo rasender als je, der Weiber Schwarm
Des Bachus Taumelfeste feyert,
Kein Sterblicher, kein Gott dem Wahnsinn steuert,
Und, ginge mit verruchter Faust ein Tempelschänder
Voran, sie Bilder und Altäre
Zertrümmerten .... Bey deiner hingeschied-
nen Freundin,
Geliebter Orpheus! bey des Grabes Nacht,
In welcher sie ...

Orpheus.

Halt ein! beschwöre
Mich nicht umsonst! Wenn mir die Gottheit
winket,
So ist mein Tagewerk vollbracht;
Was ich begonnen, wird nach mir ein andrer
enden.
Jetzt aber laß mich, daß ich her berufe
Der Auserles'nen kleines Chor,
Die Männer, die geheimer Weisheit

Und höhern Tugenden sich weihn;
Daß hier am Tempel, im verschwiegnen Hain
Ich ihnen Trost von jenem Ufer bringe,
Und hoffnungsvoll ihr Blick in schön're Welten
dringe.

(Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Deianira.

Wer kann ihm widerstehn? Die Zuversicht,
Die harmlos seine Lippen öffnet,
Aus seinem hellen Auge spricht,
Hat jede Sorge weg von mir genommen.
Nicht minder war mein Busen einst beklommen,
Als fern in unwirthbare Länder
Sich Orpheus wagte; dennoch sieggekrönt
Kam er zurück . . . Wem seine holde Stimme
tönt,
Der muß sich vor der Gräuelthat entsetzen,
Den frommen Sänger zu verletzen.

Hielt nicht am Felsenhang
Er schon des Flusses Lauf,
Des Windes Fittig auf?

Gebot nicht sein Gesang
Dem nahen Wetter?

In allen Herzen ruht,
Wenn hoch sein Lied sich hebt,
Der Rache blinde Wuth;
Durch alle Seelen bebt
Die Furcht der Götter.

(ab.)

Dritter Auftritt.

Orpheus. Gefolge von Thraciern.

Orpheus.

Ich wills, ihr Männer, will euch offenbaren,
Was, von der Nacht der Unterwelt
Vor allen Lebenden bedecket,
Geweihten Wonne bringt, die Ungeweihten schrecket.
Ihr aber wendet euch nach jenem Tempel,
Auf den der ewig junge Bachus,
Der Sonnengott, so freundlich nieder blicket
Im milden Abendschein.
Bey jenem Tempel! sprecht! sind eure Hände rein
Von Blutschuld? Eure Herzen
Von thörichter Begier?

Habt in des Hebrus Fluten ihr
Euch eingetauchet? Könnt ihr ohne Grauen
Hinab ins Reich der Untergötter schauen?

Chor.

Siehe! wir blicken
Im Abendschein
Hinauf zum Tempel
Des Sonnengottes:
Rein sind unsre Hände von Blut.
Unsre Herzen
Alle sind rein;
Uns gebadet
Hat des Hebrus heilige Flut.

Orpheus.

So darf ich reden. Schweiget, ihr Geweihten,
Und lagert euch! für mich ist dieser Rasen;
Auf diesem starb Eurydice.

(Die Männer lagern sich, theils auf die Rasensitze, theils auf die Stufen des Tempels.

Ihr rief, wenn uns geziemt der Götter Wink zu deuten,
Die nächtliche Persephone,
Damit ich folgte, wiederkehrte,
Und mich die Oberwelt verkünden hörte,

Was unter Lebenden kein Aug' ersehen hat.
An jenen Flüssen, wo ich wallte,
Des Minos ernstem Sitze nah,
Sah ich die unbestechlichsten der Richter, sah
Vor ihnen Könige verstummen; fernher schallte
Das Winseln derer, welche hier
Nicht weinen konnten; in der Tiefe klirrten
Die Ketten am Tyrannenfuß. Ich sah,
Den seligen Gefilden nah,
Eurydice bekränzt mit unverwelkten Myrthen.
Das fromme Weib, gesehen kaum,
Verschwand; jedoch ihr Blick im Scheiden
War Segen aus Elysium,
Der bleiben wird, um mir die Seele zu ermannen,
Und, ist die große Feyerstunde da,
Von ihr die Schrecknisse des Grabes wegzubannen.

Letzter Schlaf, du Freund des Müden!
Deine Fackel wirst du neigen,
Lächelnd dann hinüber zeigen
In das beßre Morgenroth.

Wonne jenseits, vollen Frieden
Giebst du Leidenden zum Loose!
Herrlich blüht der Liebe Rose,
Da, wo keine Schlange droht.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Chor der Bachantinnen.

Eine Stimme.

Welch ein Getümmel hinter jenen Büschen!
Es eilt dem Tempel zu.

Eine andre.

Der Cymbeln Klang,
Die sich mit Klapperblechen mischen,
Verräth der tobenden Mänaden Gang.

Eine andre.

Da stürmen sie hervor, die Rebe
Lydens im zerstreuten Haar!
So heulte nie die trunkne Schaar!
So schüttelten sie nimmer ihre Stäbe!
Ihr Flammenauge rollt, durchirret Thal und Höh,
Als ob sie rings um sich Verderben dräuten.

Weiber (hinter der Scene).

Vater Evan, Evoë!

Orpheus (geht nach der Scene hin).

Nahet nicht, ihr Ungeweihten!
Bey dem Gotte! fern von hier!

(Die Männer folgen dem Orpheus, um die Weiber abzuhalten.)

Anführerin.

Seine Reihen führen wir;
Bachus selber wird uns leiten.

Orpheus.

Bachus zürnt, ihr Ungeweihten!

Die Männer alle.

Bey dem Gotte! fern von hier!

Anführerin.

Seinen Thyrsus tragen wir.

Die Weiber alle.

Evan, Evan, Evoë!

(Sie treiben die Männer zurück, und treten auf, im flatternden Haar Weinlaub und Epheukränze, die linke Seite mit Thierhäuten behängt. Einige haben leichte Spieße, vorn mit Epheu umwunden, welches die Spitze halb verbirgt; andre kleine Pauken, Flöten, eherne Becken, die sie zusammen schlagen u. s. w.)

Anführerin.

Tod dem Orpheus!

Chor der Männer.

Tod den Feinden
Des Geliebten!

Anführerin.

Allen Freunden
Des Verwegnen Ach und Weh!

Chor der Weiber.

Vater Evan, Evoë!

Orpheus, (welchen die Männer umringen).

Wollt ihr gehorchen meinem Wort, ihr Männer,
So flieht! zu mächtig ist das Heer,
Das euch entgegen kämpfet; ihre Spieße blitzen
Durchs Epheulaub; ihr aber ohne Wehr
Und Waffen, reitzet nur die Wüthenden.
Verlaßt mich; rettet euch; mich wird
Mein Saitenspiel und jener Tempel schützen.

Chor der Weiber (mit aufgehobnen Spießen).

Rache, Rache!
Du, der den furchtbaren Thyrsus umlaubt!

Männer.

Rache wird kommen,
Kommen und treffen der Rufenden Haupt.
(Die Männer ab.)

Fünfter Auftritt.

Orpheus. Bachantinnen.

Chor.

Rache! Rache! . . .

(Orpheus nähert sich wieder seinem Rasen, und sieht mit ruhiger Geberde die Weiber an. Diese schweigen und stehen unbeweglich.)

Anführerin.

Ihr staunt? ihr lasset die erhobne Lanze sinken,
Und weicht zurück?
Nichtswürdige! kann euch ein Blick
Entwaffnen? O, gedenket
Des Racheschwurs! und hoch den Thyrsus!
Vollendet! folget mir! Der Gott gebeut.
Er tobt in meinem Busen, er,
Der selber einst den blut'gen Speer
Am Indus schwang, zu rächen seine Weiber-
chöre.
Der Gott gebeut es: Ihm zur Ehre
Dieß Opfer!

(Sie wirft nach ihm mit dem Thyrsus, welcher vorbey in den nächsten Baum fliegt).

Orpheus (mit der vorigen Ruhe).

Hat ein Gott
Dich hergesandt? Der holde Bachus?
Ist er es, der von Hügel dich zu Hügel treibt,
In seinem Hain die Sinne dir betäubt,
Und sein Gebot auf trunkne Lippen leget?
Elende! was im Taumel deine Zunge spricht,

Verwirft dein eignes Herz. O, trauet nicht,
Ihr Weiber! Nur in friederfüllten Seelen reget
Sich himmlisches Gefühl.
Wenn oft mein unbehorchtes Saitenspiel
Der Abendglanz vergoldet, ich im Stillen
Durch thauende Gebüsche geh',
Und auf zum Unsichtbaren seh':
O, dann erkenn' ich ihn, dann lispelt seinen
Willen
Mir jede Staude, jedes Blatt! er kommt,
Er kommt, der Gott, und Götterwonne
Mit ihm, und Zeugniß der Unsterblichkeit.
Darum, was ist's ihr Weiber, daß ihr dräut?
Schon längst war ich an diesen Boden
Nicht mehr gekettet, sehnte mich von hinnen
Ins neue Vaterland;
Schon lange . . .

Anführerin.

Bey den Strafgöttinnen!
Er spottet euer, lähmet eure Hand
Mit süßem Zauberliede;
Ich aber will ihm thun nach seinen Wünschen . . .

(Sie greift nach dem Thyrsus ihrer Nachbarin; die andern wehrens ihr.)

Die Weiber alle.

Friede!

Orpheus (zur Anführerin.)

Du sagest recht!
Ich flehe nicht um Leben;
Wenn auch den Tod mir Weiberhände geben;
Denn schön ist jeder Weg, der zu den Göttern
führt.
Doch weh, ihr Undankbaren, euch,
Und euern Töchtern wehe! wenn ihr thut
Nach meinen Wünschen, wenn das Blut
Des Priester's hier den Hain beflecket,
Den selbst er weihte; wenn ihr zum Verbrechen
Die Treue macht, die heil'ge Treue,
Die den Unsterblichen gefällt,
Auf Erden alles bindet und erhält,
Und einst hinüber ohne Reue
Uns wandeln läßt, wo ihre Freunde wohnen!
Da wird sie mirs an Lethe's Ufer lohnen,
Daß dieses Herz der ersten Liebe nicht vergißt,
Daß weg von euern Lustgefilden
Ein ödes Grab mich locket, meinem Herzen
Ein wenig Asche theurer ist,
Als alle jugendliche Wangen
In voller Rosenblüth' . . .

Anführerin.

Ihr Schwestern!
Soll ewig er uns trotzen, ewig lästern?
O, seht die Männer dort in Waffen, eilt!
Vom hohen Tempel schaut der Gott hernieder
Auf seine Priesterinnen . . .

Chor.

Evan, Evoë!

Anführerin.

(Sie reißt einer andern den Stab aus der Hand, und trifft den Orpheus.)

Verräther stirb!

(Die übrigen Weiber folgen.)

Orpheus (sinkt auf den Rasen).

Wir sehen uns wieder,
Eurydice!

(Er stirbt).

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Deianira. Chor von bewaffneten Männern.

(Die Weiber rüsten sich wieder mit ihren Thyrsusstäben, um den Männern entgegen zu gehen. Deianira kommt, wirft zu den Füßen des Orpheus sich hin, und drückt we nend seine Hand an ihre Lippen. Die Männer treten auf.)

Chor der Männer.

Ach, gefallen, ohne Retter!
Ueber euch den Fluch der Götter
Und der Hölle ganze Wuth.

(Sie stellen sich um den Leichnam, und halten ihre Schilde vor.)

Chor der Weiber.

Bebt, ihr Feigen!

Männer.

Blut um Blut!

Weiber.

Schmach und Tod!

Männer.

Sie warten euer.

Dejanira.

Gegen mich, ihr Ungeheuer!
Sinken will ich, wo er sank.

Beyde Chöre (indem sie die Waffen gegen einander aufheben).

Hain und Tempel sollen zeugen:
Schrecklich wird der Tag sich neigen
Ueber euerm Untergang.

(Einige Männer tragen den Leichnam, welchen sie mit einem Mantel bedecken, hinter die Scene. Dejanira kniet, mit verhülltem Gesicht, am Rasen. Die übrigen beginnen den Kampf.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Amedes.

Amedes (tritt voll Würde zwischen sie; um die Stirn eine priesterliche Binde und einen Kranz von Lorbern).

Ihr Männer, laßt die Waffen ruhn!
Es hat ein Gott zu mir geredet;
Um seinen Liebling zürnt Apollo, will,
So wahr ich, ihm geweiht, den heil'gen Lorber trage,
Mit neuer, unerhörter Plage
Die Weiber strafen. Dieser Tod
Durch Pfeil und Spieß, der würde Wohlthat seyn.

Umhergejagt von Furien,
Verfolget überall, wohin sie taumeln,
Vom letzten Laute des Getödteten,
Durchspähn sie ferne Wüsten, ob ein Quell,
Ein Strom von ihren Händen wasche
Das Blut der Unschuld; aber schnell
Versiegen die Gewässer, ist die Quelle trocken,
Und Flüsse bergen sich, erschrocken
Vor ihrem Blick . . . Ihr Weiber! dann
Beginnet erst die Rache . . .

Weiber.

Wehe, weh!

Amedes.

So rieft ihr über Orpheus, über seine Freunde;
Und gotteslästerlich erscholl
In euern Todesruf das Evan, Evoë!
Gen Himmel trugen es die bangen Abendwinde
Zu Vater Evan, der durch seinen Priester
Euch Antwort sendet. Wurzeln soll
In Wäldern euer Fuß, den Busen euch
Bedecken harte Rinde;
Jedoch, wenn ihr zum Baum erstarrt,
Ein klopfend Herz im kalten Busen wohnen,
Das noch des Rächers Gegenwart
Mit Angst und Reue foltert.

Deianira.

Gegen mich, ihr Ungeheuer!
Sinken will ich, wo er sank.

Beyde Chöre (indem sie die Waffen gegen einander aufheben).

Hain und Tempel sollen zeugen:
Schrecklich wird der Tag sich neigen
Ueber euerm Untergang.

(Einige Männer tragen den Leichnam, welchen sie mit einem Mantel bedecken, hinter die Scene. Deianira kniet, mit verhülltem Gesicht, am Rasen. Die übrigen beginnen den Kampf.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Amedes.

Amedes (tritt voll Würde zwischen sie; um die Stirn eine priesterliche Binde und einen Kranz von Lorbern).

Ihr Männer, laßt die Waffen ruhn!
Es hat ein Gott zu mir geredet;
Um seinen Liebling zürnt Apollo, will,
So wahr ich, ihm geweiht, den heil'gen Lorber trage,
Mit neuer, unerhörter Plage
Die Weiber strafen. Dieser Tod
Durch Pfeil und Spieß, der würde Wohlthat seyn.

Umhergejagt von Furien,
Verfolget überall, wohin sie taumeln,
Vom letzten Laute des Getödteten,
Durchspähn sie ferne Wüsten, ob ein Quell,
Ein Strom von ihren Händen wasche
Das Blut der Unschuld; aber schnell
Versiegen die Gewässer, ist die Quelle trocken,
Und Flüsse bergen sich, erschrocken
Vor ihrem Blick . . . Ihr Weiber! dann
Beginnet erst die Rache . . .

Weiber.

Wehe, weh!

Amedes.

So rieft ihr über Orpheus, über seine Freunde;
Und gotteslästerlich erscholl
In euern Todesruf das Evan, Evoë!
Gen Himmel trugen es die bangen Abendwinde
Zu Vater Evan, der durch seinen Priester
Euch Antwort sendet. Wurzeln soll
In Wäldern euer Fuß, den Busen euch
Bedecken harte Rinde;
Jedoch, wenn ihr zum Baum erstarrt,
Ein klopfend Herz im kalten Busen wohnen,
Das noch des Rächers Gegenwart
Mit Angst und Reue foltert.

Weiber.

Ach, Verschonen!
Sag', o sage,
Wie zu den Göttern
Soll'n wir flehn?
Wie durch ein Opfer
Wenden die Plage?
Wie dem unnennbaren Jammer entgehn?

Amedes.

Ihr habt der Warnung Stimme,
Der Gottheit Wink geschmäht.
Für euch kein Opfer, kein Gebet;
Verzweiflung nur! . . .
Dich aber Deianira!
Dich segnet er, der Gott. Nimm diesen Lorberkranz,
Daß er dich stärk', und deinen Geist erhöhe,
Wenn du am Aschenkruge kniest,
Und freudenlos hinab in stumme Gräber siehst;
Daß seine Wunderkraft Elysiums Gefilde
Im Frühlingstraum vor deiner Seele bilde!
(Geht ab).

Deianira (welche den Kranz aufsetzt.)

Allgütiger Phöbus!
Ich seh', ich seh'
Eurydice;

Die Haine, die Kränze,
Die Wonne der Schatten,
Und o! das Entzücken
Des liebenden Gatten;
Ich sehe der Treue süßen Lohn!

Er darf nach der Geliebten blicken,
Darf ewig ihr zur Seite wandeln,
Und hören ihrer Stimme Ton.

(Geht ab.)

Chor der Weiber.

Ach! Wir habens verschuldet,
Daß kein Boden uns duldet,
Nicht mehr die Vatererd' uns trägt!

Beyde Chöre.

Schreckliches Ende!
Wehe dem Frevler, der die Hände
An eines Gottes Liebling legt!

Ueber das folgende Lustspiel: Die Wallfahrt nach Compostel.

Auszug aus den Beyträgen zur Beförderung des ältesten Christenthums und der neuesten Philosophie, von einem katholischen Selbstdenker. B. V. (Ulm, 1791.) S. 141 ff. *)

„Der Verfasser schrieb dieses Stück für die Doblerische Gesellschaft, die sich eben in Freyburg befand, und es fiel ihm von weitem nicht ein, daß sich jemand daran ärgern könnte. Denn

*) Diese Beyträge, in welchen helle Ansicht und tiefer Blick mit großer Belesenheit, so wie männlicher Eifer mit Witz und Laune, verbunden sind, haben, nebst dem Freymüthigen, der ihnen voranging, über viele Gegenden des katholischen Deutschlandes, insonderheit über Vorderröstereich, wo sie am häufigsten gelesen wurden, ein wohlthätiges Licht verbreitet.

1) Wurden die größern Wallfahrten bereits unter M. Theresia verboten; sie sind also im Oesterreichischen gesetzwidrig. Die Wallfahrt in seinem Lustspiel geht bis nach Compostel. Dennoch hat er nicht einmal die längern Wallfahrten überhaupt getadelt; sondern nur diejenigen, die man anstellt, ohne zu wissen, warum..... Man sehe den heiligen Gregorius von Nyssa, der die Wallfahrten überhaupt mißbilliget, und den Erasmus, der sie ohne Ausnahme verspottet.

2) Die Waldbrüder sind in allen österreichischen Staaten, als unnütz und schädlich, aufgehoben. Dennoch hat der Verfasser auch diese nicht überhaupt lächerlich gemacht. Er stellt nur einen einfältigen Frömmling auf, der zu jener Klasse gehöret; nicht im Eremiten- sondern im Pilgerkleide, welches in allen katholischen Ländern auf der Bühne geduldet wird.

3) Uebrigens enthält das Stück keinen einzigen Grundsatz, den der Verfasser nicht jeder vernünftigen theologischen Facultät unter den Katholischen zur Prüfung vorlegen darf; versteht sich, jeder vernünftigen, wie die zu Freyburg ist.

4) Hat der Verfasser jeden komischen Ausdruck,

jeden launigen Einfall unterdrückt, von welchem er im mindesten befürchtete, daß man ihn für Spötterey über die herrschende Religion ansehen möchte; eine Vorsicht, der er nicht wenig aufgeopfert hat. — Im Tartuffe von Moliere sind weit stärkere Ausdrücke, und beißendere Spöttereyen über Andächteley; dennoch ist er in den katholischen Ländern Deutschlands häufig aufgeführt worden, u. s. w.

Der Verfasser fand sich in seiner Meinung betrogen. Zwar erhielt das Stück lauten Beyfall; aber leise murrte man doch, und flüsterte einander zu: Ein **Protestant** habe die **katholische Religion** angetastet, und lächerlich zu machen gesucht, u. s. w. Als die Wallfahrt zum zweyten Male angekündigt wurde, sahen die Obern sich genöthiget, den Komödianten das Lustspiel abfordern zu lassen, und es der Censur zu überliefern. Der Büchercensor und der Polizeydirektor lasen es; schrieben darunter, daß sie nichts Anstößiges im Manuscripte fänden, und, die Aufführung des Stücks nicht verbieten könnten. So wurde es abermal gegeben, und zum Verdruß der Betbrüder und Betschwestern, mit noch größerm Beyfall als das erste Mal."

Diesem Auszuge muß ich eine sonderbare Anekdote beyfügen: Daß nämlich in Freyburg hauptsächlich ein General gegen die Wallfahrt protestirte, mit der Drohung, wenn man sie nicht unterdrückte nach Wien zu schreiben; und daß bald nachher, wie die damaligen Zeitungen meldeten, eben dieses Stück von den Kapuzinern zu * *, während der Fastnacht, in ihrem Kloster aufgeführt wurde.

Die Wallfahrt nach Compostel.

Ein Lustspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Jacob, Wirth in einer Dorfschenke.
Gertrud, seine Frau.
Klärchen, ihre Tochter, in Pilgerkleidern.
Karl, ein Dragoner.
Flitterbach, Lieutenant unter den Dragonern.
Martin, ein alter Waldbruder, in Pilgerkleidern.

Erster Auftritt.

(Wirthsstube in einer Dorfschenke.)

Jacob und Gertrud.

Jacob (zu Gertrud, welche beschäftigt ist, den Rahm von der Milch zu schöpfen.

Geh, sag' ich dir, mit deinen albernen Zumuthungen! ich werde da, wie ein Narr, in der

halben Welt herumziehen, um eine Närrin auf-
zusuchen! Wer hat denn unsere Tochter zum H.
Jacob nach Compostel geschickt? Ich oder
du? Widersetzte ich mich nicht immer? Befahl ich
nicht Klärchen ausdrücklich, mir von der Grille
zu schweigen? und paßtest du nicht die Zeit ab,
wo ich meines Prozesses wegen in die Stadt
mußte? Als ich nach Hause kam; war das Mäd-
chen mit dem alten Gecken von Waldbruder fort.
Eine Frage noch, ob ich die Landstreicherin je-
mals wieder annehme! — Ihrem Vater so heim-
lich durchzugehen! Eine feine Zucht! Mir läuft
die Galle über, wenn ich daran denke.

Gertrud (mit dem Milchlöffel in der Hand).
Und mir, wenn ich solche gottlose Reden höre.
Spricht man so von einer Wallfahrt? Eine Pil-
gerin ist also bey dir eine Landstreicherin?

Jacob. Ich rede nicht von allen; nur von
denen, welche nicht wissen, warum sie wallfahrten.

Gertrud. Nicht wissen warum? Ist es denn
nichts, wenn ein Mädchen verstohlne Zusammen-
künfte mit einem jungen Burschen hat, mit dem
ihr die Eltern allen Umgang untersagten? War
es mit Klärchen nicht weit genug gekommen? Er-

tappte sie nicht Bruder Martin gar über einem Kuß? Und das ist nichts? Jeder andere Vater würde Klärchen darum loben, daß sie für ihren Ungehorsam eine so harte Buße sich auferlegte.

Jacob. Daß sie nämlich für den ersten Ungehorsam durch einen zweyten büßte. Den ersten hättest du ihr leicht ersparen können; daran bist du einzig und allein Schuld.

Getrud. Noch besser! Zuletzt habe ich wohl gar den Reiter Karl ins Haus gerufen, und ihm Gelegenheit gemacht. Die Thür weisen durft' ich ihm nicht, weil ein Wirthshaus jedwedem offen steht, und doch hab' ich gethan, was ich gekonnt, und meine Tochter gehütet. . . .

Jacob. Wie ein Drache. Die Gerechtigkeit muß ich dir widerfahren lassen. Aber das war eben der Fehler; dadurch wurde Klärchen widerspenstig. — Und dann, was hattest du gegen Karl? So lang ich ihn kenne, war er brav, ging seinem Vater recht treulich zur Hand, verstuhnd alle Feldarbeiten, schaffte von Morgen bis Abend, und die Kriegsdienste haben ihn nicht um ein Haar verschlimmert. Er ist der Ordentlichste im ganzen Regiment. Ueberdem wußten wir, daß sein

Vetter, der reiche Knauser, ihm alles vermachen würde. Nun ist der gestorben; Karl hat seinen eignen Hof, bekommt auf Michaelis seinen Abschied, und Jungfer Klärchen ... O, ich möchte rasend werden!

Gertrud. Du hast gut sprechen, wenn man bloß auf das Irdische sieht, auf Häuser und Aecker ... aber daran liegt mir am wenigsten. Meine Absicht war, unserer Tochter einen frommen christlichen Mann zu geben, dergleichen unter den Soldaten schwerlich zu finden ist.

Jacob. Nimm dich in Acht, Gertrud! mein Soldatenrock hängt noch droben im Schranke.

Gertrud. Ich wollte sagen unter den Dragonern. Insonderheit gefällt es mir nicht, daß Karl dem Lieutenant Flitterbach aufwartet, dem Erzleichtsinn, der beständig über die Geistlichen spottet, und von welchem Jedermann weiß, daß er nichts glaubt. — Ich fürchte, ich fürchte, mit Karls Glauben ist es nicht so ganz richtig!

Jacob. Einem Menschen, der nicht glaubt, würd' ich so wenig meine Tochter geben als du; aber für Klärchens Liebhaber will ich Bürge seyn.

Als er die Erbschaft antrat vertheilte er eine große Summe unter die übrigen armen Anverwandten seines Vetters, die gänzlich im Testament übergangen waren; und vor drey Tagen schlug er das reichste Mädchen in der Nachbarschaft, das sich ihm anbieten ließ, um Klärchens willen aus, obwohl er von dieser förmlich den Abschied erhielt. Wer so etwas zu thun im Stande ist, der fährt sicherlich mit seinem Glauben nicht zur Hölle.

Gertrud. Indessen . . .

Jacob. Sitzt er nicht den halben Tag in der Kirche, und versäumt darüber die nöthigste Arbeit, wie gewisse Betschwestern, die, wenn sie nicht zum Glücke noch geitzig wären, ihren Mann um Hab' und Gut brächten.

Gertrud. Ich bin dieser Stichelreden schon gewohnt, und ertrage sie mit christilcher Geduld. Nur habe Mitleiden mit dem armen Klärchen! Ach! sie konnte ja nicht anders; sie mußte ihr Gewissen zur Ruhe stellen; es hätte sie in den Boden gedrückt.

Jacob. Weil ihr beyden Fantasten, der Waldbruder und du, dem guten Kinde die Al-

fanzereyen in den Kopf setztet. Wollten unsere Mädchen anfangen, wegen eines Kusses gleich nach Compostel zu gehen, da gäb' es was zu wallfahrten! In jedem Hause stühnden ein ein oder zwey Spinnräder müßig. Und — was meinst du? — Wir kannten uns auch einige Monate vor der Hochzeit. — Sollte wohl nicht eine kleine Wallfahrt nachzuholen seyn?

Gertrud, (mit erzwungner Schamhaftigkeit). Du spaßest immer zur Unzeit.

(Sie nähert sich ihm mit einer lachenden Miene.)

Ich muß dir noch eins sagen, lieber Mann! . . .

Jacob. Ey, liebes Weibchen! Ich sah dich ja lange nicht so freundlich. Es scheint, das Andenken an die alten Sünden . . .

Gertrud. Nun denn! Man ist keine Heilige. Wer seine Schwachheiten gehörig abbüßt . . . Aber was wollt' ich eigentlich sagen? Du hast mich irre gemacht . . . Ja, das war es. Ich wollte dich erinnern, wie das Wetter in den Baum schlug, unter welchem Karl und Klärchen in der Abenddämmerung zu sitzen pflegten, und wie diese Warnung . . .

Jacob. Possen! Wenn der Blitz alle Bäume spaltete, worunter ein verliebtes Pärchen im Dunkeln seine Zuflucht nimmt, dann säh' es übel mit den Wäldern aus. Dagegen hat das Wetter schon in manche Kirche und Kapelle geschlagen.

Gertrud. Kein Wunder! Auch da wird gesündigt.

Jacob (indem er seine Frau bedeutend ansieht). Du hast Recht! Viele gehen bloß hin, ihr Gespötte zu treiben. Sie beten um Frieden, und zanken vom Morgen bis in die Nacht; verlangen den Segen ins Haus, und fluchen ihn selber in der nächsten Stunde wieder fort . . . Mit allem dem kann ich mir nicht einbilden, daß der Himmel unser armes Klärchen nach Compostel habe donnern wollen, und noch weniger, daß er dem Waldbruder seine Absicht dieserwegen anvertraut habe. Kurz . . .

Gertrud. Kurz, du bist ein Lästermaul, ein ruchloser Mensch, der mit seiner Tochter umgeht, ärger als ein Zigeuner, ärger als . . .

Jacob (mit einem sehr ernsten Ton). Gertrud!

(Er sinnt nach) Aber Zank bey Seite; höre mich an! Einen Vorschlag zur Güte! (Mit höhnischer Gelassenheit.) Du hast deine Tochter zur Wallfahrt ausstaffirt; wie wär' es, wenn du selber, um sie auszukundschaften, dich auf die Beine machtest? Der H. Jacob würde seine Freude an dir haben; und ob es gleich in unserm Hause während der Zeit ein wenig stiller hergehen möchte, so wollt' ich doch meine Einsamkeit zu ertragen suchen. Nun?

Gertrud (welche den Löffel aufhebt). Mit den Fäusten will ich dir antworten.

Jacob (hält ihr den Arm). Ey, ey! deine christliche Geduld ist kurz angebunden.

Gertrud. Einem Engel zerrisse die Geduld bey solch einem Satan! (Sie wirft den Löffel wüthend auf den Boden.)

Jacob (sieht kaltblütig sich um). Siehst du, was dort in der Ecke steht? Wenn ich nur meinen Korporalstock nicht zu gut achtete ... Gertrud! Gertrud!

Gertrud. Was? deinen Korporalstock? Mir? ... Nein, länger halt' ich es nicht aus. Du sollst deinen Willen haben; ich will fort ...

Jacob (hält sie zurück). Nur diesen Abend nicht; sonst hätte ich niemanden, der mir kochte.

Gertrud. Laß mich, oder ich schrey' um Hülfe.

(Will sich losreißen.)

Zweyter Auftritt.

Die Vorigen. Karl (mit einem Tabaksbeutel und einer Pfeife).

Karl (zu Gertrud). Wo denn hin? (Zu beyden.) Ist doch unter euch ewiger Zank und Streit! Was giebt es schon wieder?

Jacob. Was sollt' es geben? Immer die alte Geschichte mit unsrer Tochter! Du erinnerst dich, Karl, aus dem Briefe des Waldbruders, daß er heilig versprach, vor Ende dieses Monats mit Klärchen wieder hier zu seyn; nun ist morgen der letzte, und wir sehen und hören von unsern Pilgerleuten nichts. (Gertrud weint und schluchzet überlaut.) Vor acht Tagen hub mein liebes, frommes Eheweib darüber an zu

murren, Gesichter zu schneiden, mir die Ohren voll zu plappern . . .

Gertrud (mitten im Weinen). Schändliche Lügen! Wenn man in seiner Noth andächtig gen Himmel schaut, und die Litaney betet, das nennt er Gesichter schneiden und plappern.

Jacob. Da müßte Karl dich nicht besser kennen. Einen Augenblick eher, so hätt' er an der schönen Litaney von ruchlosen Menschen und Zigeunern sich erbauen können, vornehmlich an der andächtigen Miene, als der Milchlöffel in der Stube herum flog. Die Töpfe würden nicht ermangelt haben zu folgen, wär' es deinem frommen Eifer gestattet worden; aber . . .

Gertrud. Du magst dich dessen noch rühmen, du Unmensch!

Jacob (zu Karl) Ich zeigte bloß in jene Ecke...

Gertrud. Du bringst mich von Sinnen!

Karl. Laßt es gut seyn, Jacob! Mir zu Gefallen! Sogleich kommt der Lieutenant, der hat nur sein Gelächter, wenn er dich und deine Frau wie zwey Hähne im Kampfe sieht. Wißt ihr was, Gertrud! holt meinem Lieutenant einen Krug Bier, und ein Licht, die Pfeife anzustecken, und

macht keine Runzeln; sonst quält er uns wieder mit seinem abgedroschnen Witz über Pfaffen und Betschwesterey, dessen ich herzlich müde bin.

(Gertrud ab.)

Ihr aber, (zu Jacob) vergeßt den kleinen Sturm, und besinnt euch auf ein lustiges Histörchen für den Flitterbach; mir will heute nichts einfallen.

Jacob. Mir noch weniger; die lustigen Histörchen vergehen einem wohl ... Lieber Karl, was du thust, heirathe keine Betschwester! Solltest du noch an Klärchen denken, so prüfe sie vorher; denn ich mache mir ein Gewissen daraus, einen braven Burschen, wie du bist, mit meiner Tochter anzuführen.

Karl. Seyd unbekümmert! So lieb mir Klärchen ist — und ich muß gestehen, daß ich sie Tag und Nacht in meinem Herzen trage — so reiß' ich mich dennoch von ihr los, wenn sie das Seufzen und Augenverdrehen sich nicht abgewöhnt. An Mädchen, die sich artig dabey zu benehmen wissen, hat es freylich etwas Anziehendes; aber kaum sind sie Weiber geworden, so gnade Gott dem Mann, den Kindern, dem Gesinde, und allem, was unter ihrem Dache ist, bis auf Hund und Katze!

Jacob. Wunderbar, daß sie dabey vorgeben, mit ihren Gedanken beständig im Himmel zu seyn! Auf diese Art müßt' es im Himmel traurig aussehen, und für einen ehrlichen Kerl, der sich in der Welt herum geplagt hat, wär' es ein schlechter Trost, hinein zu kommen.

Karl. So denk' ich auch. Aber hört, was ich für einen Anschlag habe! Gelingt er mir, so ist Klärchen auf einmal von ihrer Schwärmerey geheilt. Ich hoffe nämlich, sie dahin zu bringen, daß sie denselben Tag, wo sie von der Wallfahrt zurückkehrt, in ihren Pilgerkleidern mir einen Kuß giebt, und zwar, ehe sie von meiner Erbschaft und von eurer Einwilligung in unsre Heirath unterrichtet ist; denn ihrem Bräutigam, kurz vor der Hochzeit, einen Kuß zu erlauben, das wäre für sie keine Gewissenssache. Sie muß eine wirkliche Schwachheit begehen; alsdann hab' ich die beste Gelegenheit, ihr das Lächerliche von ihrer Frömmeley vorzustellen.

Jacob. Gut! trefflich! Aber wo nimmst du die Einfälle her? Ich kann mich nicht genug über dich wundern. Mancher Studierte redet nicht halb so gescheid.

Karl. Ihr wißt, daß mein Lieutenant seinen

größten Zeitvertreib mit den Geistlichen hat, insonderheit mit den Pfarrern. Wo er von weitem einen sieht, da ruht er nicht, bis er seiner habhaft geworden; dann führt er ihn, gutwillig oder mit Gewalt, in die nächste Schenke, und es wird getrunken und disputirt. Gemeiniglich bin ich dabey. Nun wär' es wohl schlimm, wenn man nicht hier und da etwas behielte . . . Was aber dünkt' euch von Klärchens Außenbleiben, und daß ihr auch von Bruder Martin, ihrem Begleiter, keine Nachricht erhaltet? Es fängt an, mich zu ängstigen.

Jacob. Ich hatte schon einige schlaflose Nächte deßwegen, ob ich mir gleich vor meiner Frau nichts merken lasse, damit sie nicht gar das Haus umkehrt. Mit dir, guter Karl, darf ich offenherzig reden. Ich fürchte, je länger, je mehr; denke mir alles Unglück, welches dem jungen unerfahrnen Mädchen begegnen könnte; zumal wenn Bruder Martin gestorben, und sie gezwungen wäre, sich allein auf den Landstraßen durchzubetteln. Ach! wenn mein armes Kind . . .

(Er wischt sich die Augen; indem tritt der Lieutenant herein.)

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Lieutenant. (Nachher) Gertrud.

Lieutenant. Grüß ihn Gott, Herr Wirth! Hab' ihn gestern den ganzen Tag nicht gesehen. Ich war in der Abtey zu Gaste, und ließ mir's unter den geistlichen Herren wohl seyn.

Jacob. Der Herr Lieutenant führen ein recht erbauliches Leben, immer in geistlicher Gesellschaft!

Lieutenant. Und doch bin ich überall für einen Ketzer ausgeschrien . . . Aber wo ist Frau Gertrud? Ich hab' ihr etwas zu sagen.

Jacob (nach der Scene hin). Gertrud! hurtig! (Zum Lieutenant.) Nehmen Sie Platz! Sie werden gleich mit allem bedient werden.

(Karl giebt dem Lieutenant die Pfeife u. s. w. und dieser stopft. Gertrud, mit einer störrischen Miene, ohne ein Wort zu sagen, setzet das Licht und den Bierkrug auf den Tisch.)

Lieutenant. Was gilts, Frau Wirthin, Sie kommt von ihrem Beichtspiegel? (Gertrud will gehen.) Höre Sie nur! ich bring' ihr vielleicht eine frohe Botschaft.

Gertrud (mürrisch). Ihre frohen Botschaften kenn' ich. (Will gehen)

Jacob (zu Gertrud, leise). Führe dich vernünftig auf, oder ich erzähle vom Milchlöffel und von dem in der Ecke. (Winkt nach seinem Korporalstock hin.)

Lieutenant. Ohne Scherz! Ich machte im Hergehen einen Umweg über die große Matte, wo die Birken stehen; da sah' ich vom Berge herab ein Paar schwarze Figuren kommen, die eine wie ein Mädchen, und die andere wie ein Affe oder ein Murmelthier. Den Augenblick dachte ich an Klärchen und an den Waldbruder; und ich wollte schwören, daß es niemand anders war.

Gertrud. Ach! Herr Lieutenant, haben Sie mich nur diesesmal nicht zum Besten.

Lieutenant. Das wär' ein Bubenstreich. Sie kann sich darauf verlassen; ein Paar schwarze Leute hab' ich in der Ferne gesehen, und die schienen mir unsre Pilger zu seyn.

Gertrud (voller Freuden). So hab' ich sie doch endlich hergebetet!

Jacob. Nur nicht so voreilig! Weißt du denn, ob sie es wirklich sind? Ich will hinauf

ans Dachfenster, und ausgucken. Du gehst mit, Karl!

Lieutenant. Warum nicht lieber ihnen entgegen?

Jacob. Eine davon gelaufene Tochter muß zu ihrem Vater kommen; nicht der Vater zu ihr.

(Jacob und Karl ab.)

Lieutenant. Es sollte mich doch freuen, wenn ich der Glücksbote gewesen wäre! und dann will ich meine Lust an dem Waldbruder haben. Verrathe Sie mich nicht, Frau Wirthin! ich bin ihm gänzlich unbekannt.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Bruder Martin.

Gertrud (mit einem Jubelgeschrey). Er ist es! (Springt auf ihn zu, und faßt seine beyden Hände.) Willkommen, willkommen! wo bleibt meine Tochter?

Martin. Sie fürchtete sich, und schickte mich voraus, ihren Vater zu besänftigen. Ehe sie nicht seiner Verzeihung gewiß ist . . . .

Gertrud (hastig). Wo verließt ihr sie denn?

Martin. Bey der alten Kapelle.

Gertrud. O ich muß den Augenblick zu ihr!

Lieutenant. Vorher wird Sie doch ihren Mann rufen, der oben wartet? Er konnte noch nicht am Fenster seyn, als dieser würdige Pilger ins Haus trat.

Gertrud. In meiner Freude vergeß' ich alles.

Martin. Ueber dem wäre zu wünschen, daß die Mutter ein gutes Wort für Klärchen einlegte.

Gertrud. Wie ihr meint, Bruder Martin!

(Geht ab.)

Martin (ruft ihr nach). Nebenher auch ein Wörtchen zu meinem Besten!

Lieutenant (für sich). Nun ja! wenn dich Gertrud empfiehlt, so bist du empfohlen! Ich möchte den Willkommen nicht mit dir theilen.

Fünfter Auftritt.

Der Lieutenant und Bruder Martin.

(Martin trocknet den Schweiß von der Stirne, und bewegt öfters die Lippen, als ob er mit sich selbst redete.)

Lieutenant (welcher sich ehrerbietig dem Waldbruder nähert). Es freut mich, Herr Bruder, daß ich hier mit Ihnen zusammentreffe, um eine Bekanntschaft zu machen, nach welcher ich mich lange gesehnt habe. So oft ich diesen Sommer spatzieren ging, nahm ich den Weg durch das Wäldchen vor Ihrer Einsiedeley vorbey, die ich niemals sehe, ohne mich zu erbauen.

Martin. Zu viel Ehre, mein Herr! . . . Ich weiß nicht, wie man Sie titulirt.

Lieutenant. Was ist am Titel gelegen? Der gehört zu den Eitelkeiten, die man den Weltkindern überlassen muß.

(Der Waldbruder wischt sich noch immer den Schweiß ab, und bewegt die Lippen.)

Lieutenant. Vielleicht aber stör' ich Sie in einer andächtigen Betrachtung.

Martin. Gar nicht, gar nicht!

Lieutenant. Da hör' ich unsern Wirth; machen Sie sich gefaßt, Herr Bruder! Mich dauert nur seine fromme, rechtschaffene Frau. Das ist eine wahre Kreuzträgerin!

(Martin zuckt die Achseln.)

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Jacob. Gertrud. Karl.

Jacob, (im Hereintreten zu seiner Frau, welche vorangeht). Also bey der Kapelle? . . . Daß du mir aber nicht aus dem Hause gehst, eh' ich dir's erlaube! (Leise zu Karl). Du mußt ebenfalls bleiben und Acht geben. So bald ich dir winke, stiehlst du heimlich dich weg und nach der Kapelle hin. Dort hältst du dich verborgen, bis ich mit den Uebrigen nachkomme; und wie du mich kommen siehst, wagst du einen Angriff auf das Mädchen. Bringst du sie heute noch in deine Arme, so zahl' ich dir bey der Mitgabe hundert blanke Gulden mehr.

Karl (leise zu Jacob). Sollt ich auch zwey=

hundert dabey verlieren: ich thäte alles, um meinen Endzweck zu erreichen.

(Während dieser geheimen Unterredung spricht der Lieutenant ganz leise mit dem Waldbruder. Gertrud versucht es, die beyden erstern zu trennen, aber Flitterbach wirft, hinter Martins Rücken, ihr drohende Blicke zu.)

Jacob (zu Martin, welcher die Hände kreuzweis auf die Brust legt und sich bückt). Nun denn! Ist das Abenteuer glücklich überstanden? Habt ihr euch einen Stuhl im Himmel verdient? Ich möchte nur wissen, wo das im Evangelio geschrieben steht, daß man den Vätern ihre Töchter wegstehlen und die Mädchen an Müßiggang und Herumstreichen gewöhnen soll? (Martin wie zuvor.) Ja, ja, die demüthigen Bücklinge kenn' ich. Daran laßt ihr's nicht fehlen, zumal, wenn ihr solch ein Stückchen ausgeführt habt. Je tiefer der Bückling . . .

Lieutenant (zu Jacob). Nein! das geht zu weit! Keine Sylbe mehr, oder er hat es mit mir zu thun. Schämen sollt' er sich, einem solchen Manne so zu begegnen. Mir, wenn ich ihn bloß anschaue, wird es ganz wehmüthig ums Herz. (Zu Martin.) Kommen Sie . . .

Jacob. Herr Lieutenant! Wäre Bruder

Martin ein Heuchler, wie viele, so gäb' ich ihn ohne Widerrede Ihren Spöttereyen Preis; aber das ist er nicht. Er thut in seiner Einfalt, was ihm recht dünkt. (Zu Martin, welchem er die Hand reicht.) Hier! euch ist alles verziehen. Seyd ihr derjenige, für welchen ich euch halte, so erweiset diesem Herrn ein gleiches, und tragt ihm seinen kleinen Muthwillen nicht nach.

(Er giebt dem Karl einen kleinen Wink, und dieser geht unvermerkt ab.)

Martin. Ich habe dieses und mehr längst erdulden lernen.

Lieutenant. Wohlan! So vergeben Sie mir; ich vergebe Ihnen auch, daß Sie uns die hübschen Mädchen so nach Spanien führen . . . Herr Wirth! einen Krug von seinem besten Wein, damit ich der gottesfürchtigen Frau Wirthin zuvorkomme, ihr, die beständig von guten Werken spricht, und einem Pilger nicht einmal einen Labetrunk anbietet.

(Jacob ab.)

Gertrud. Kann man auch an etwas denken, wenn man so auf glühenden Kohlen steht? Mein Klärchen in der Nähe zu wissen und nicht hin zu

dürfen! Jacob ist ein rechter Barbar gegen Frau und Kind.

Lieutenant. Das kann ich bezeugen; und wenn nicht Frau Gertrud wie ein sanftes Turteltäubchen alles über sich hergehen ließe . . .

Jacob (mit Krug und Gläsern). Da haben Sie aus dem hintersten Fäßchen, vom allerältesten! Trinken Sie, und dann ist es hohe Zeit, daß wir uns nach Klärchen umsehen. Ich habe jetzt meine Ursachen, warum ich ihr entgegen will. Sie begleiten uns doch, Herr Lieutenant?

Lieutenant. Versteht sich! Wo es dergleichen giebt, laß ich mich nicht lange bitten. (Zu Martin.) Ruhen Sie einen Augenblick aus, Herr Bruder!

(Beyde setzen sich, und trinken.)

Martin (zu Jacob). Ihr müßt aber dem Mädchen kein böses Wort geben. Als ich von ihr ging, zitterte sie wie ein Espenlaub. Sie ist so verzagt . . .

Jacob. Ich hab' es befürchtet, und deßwegen die nöthige Vorsicht gebraucht. Wirklich ist Karl bey ihr, der sie tröstet.

Gertrud (in der äußersten Bestürzung). Karl?

Martin (schüttelt den Kopf). Warum denn Karl?

Lieutenant (steht auf und hebt das Glas in die Höhe). Es leben alle klugen Köpfe! Der Gedanke ist mir wie aus der Seele gestohlen. Ich hätt' es vollkommen so gemacht.

Jacob. Bruder Martin scheint die Sache bedenklich zu finden. (Indem er den Bruder steif ansieht.) Was meint ihr? ... Fast solltet ihr mich in Sorge setzen. Das Mädchen wird ja nicht ...

Martin. Behüte Gott! Auf die Gefahr ließ ich sie mit Karl ganz allein nach Compostel reisen.

Jacob. Das ist viel gesagt.

Martin. Nicht zu viel. Mich selber hat Klärchen oft erbaut. Kamen wir in eine Kirche vor ein Bild, worauf nur ein schöner Engel gemalt war, gleich wendete sie die Augen weg.

Gertrud. Da sieht man, was es für ein heilsames Ding um eine Wallfahrt ist!

Lieutenant. Ha, ha, ha! Wenn der junge Dragoner eben so unbeweglich da steht, wie der gemalte Engel, so ist Klärchen geborgen.

(Martin blickt vor sich hin und bewegt die Lippen.)

Jacob (zu Martin). Was aber macht ihr euch denn für Scrupel! Denken wir uns das Aergste! Die Pilgerin müßte von Karl einige Liebkosungen hören, zürnte im Anfang, lächelte aber nachher, gäb' ihm etwa zum Willkommen einen Kuß . . .

Gertrud. Bist du toll? Einen Kuß? Ging sie nicht eben darum, weil sie geküßt hatte, nach Compostel? Das war ja ihre einzige Sünde! Also hätte sie Monate lang sich die Füße wund gelaufen, Hunger und Durst, Hitze und Frost erlitten, alles mögliche Ungemach ertragen, um gleich nach ihrer Zurückkunft, ich möchte sagen noch unterwegens, ehe sie die Hausschwelle betrat . . . Wahrhaftig! man muß den Verstand versoffen haben . . .

(Der Lieutenant stößt den Waldbruder an, und deutet auf Gertrud. Letztrer schüttelt den Kopf, murmelt etwas für sich, und geht zu den Streitenden hin.)

Jacob. Sachte, sachte! In jedem streitigen Fall ist der Augenschein der beste Richter. Ich gehe voran; folgt mir! Bey der Kapelle verstecken wir uns in das Buschwerk, und verweilen da, bis wir von Klärchens Tugend hin-

länglich überführt sind. Nur Eins beding' ich mir aus: Daß niemand einen Laut von sich giebt, oder auf irgend eine Art die jungen Leute stört. Meine Frau werde ich in der Zucht halten; die kommt unter meinen Korporalstock. Ihnen, Herr Lieutenant, übergeb' ich den Waldbruder. Er war vor dreyßig Jahren auch Soldat, und weiß, daß mit der Kriegsdisciplin nicht zu scherzen ist.

Lieutenant. Ich mag es kaum erwarten. Ein solcher Auftritt ist mir lieber, als die beste Komödie.

(Alle ab.)

Siebenter Auftritt.

(Ländliche Gegend, mit einer kleinen zerfallenen Kapelle.)

Klärchen (allein).

Bruder Martin bleibt lange! Sollt' es ihm so viele Mühe kosten, mir die Verzeihung auszuwirken? Freylich ist mein Vater ein strenger

Mann; aber im Grunde war er jederzeit gutherziger und nachgebender, als meine Mutter. Ach! diesesmal hab' ich ihn gar zu empfindlich gekränkt. (Schaut nach der Scene hin.) Ich sehe noch niemanden . . . Eine betrübte Wiederkehr! So hatte mirs nicht geahndet. Was ich in der Fremde mir alles träumen ließ! Welche Glückseligkeit ich mir vorstellte, wenn ich zurückkäme, die Gegend wieder um mich hätte, wo so manches Bäumchen mit mir aufwuchs, jeder Platz mir bekannt ist, wo ich von meinen Kinderjahren an die Vögel singen hörte, Blumen pflückte . . . O Gott! daß man des einen sich nicht erinnern kann, ohne des andern sich auch zu erinnern! Auf meiner Wallfahrt glaubte ich, gewisse Andenken würden mir nicht mehr wehe thun; und jetzt . . . alles, was ich ansehe . . . Ich möchte vor Scham versinken. (Sie lehnt sich mit bedecktem Gesicht auf ihren Pilgerstab.) Warum ließ ich auch eben an diesem Orte den Waldbruder von mir? Bey dieser Kapelle fühlte ich zum erstenmal, was ich nachher mit so vielen Thränen bereute . . . Aber Gott weiß, ich war ruhig, fürchtete nichts mehr . . . hatte dich vergessen, Karl!

Eine Stimme (hinter der Kapelle). Mich vergessen, Klärchen?

(Sie fährt erschrocken zurück, und hält sich an einem Baum.)

Achter Auftritt.

Klärchen. Karl. Nachher Jacob, Gertrud, Martin und der Lieutenant halb hinter der Scene verborgen.

Karl (springt hervor, bleibt aber in einiger Entfernung). Liebes Klärchen! warum denn mich vergessen?

Klärchen (ohne ihn anzusehen). Weg, du abscheulicher Verführer, weg!

Karl (für sich). O ich weiß nicht, wo ich bin. Mir beben alle Glieder. Hier braucht es keiner Verstellung; ich fühle, wie fest an ihr meine ganze Seele hängt. (Kommt näher.) Nur einen Augenblick höre mich:

Klärchen (wie zuvor). Wollte Gott, ich hätte niemals deine Stimme gehört!

Karl. Was sie dir sagen will, darf der Himmel mit anhören.

Klärchen (sieht ihn zornig an). Nenne mir nicht den Himmel! Du hättest seine Warnung annehmen sollen, wie ich!

Karl. Seine Warnung? Redest du vielleicht von dem zersplitterten Baume? Hat denn niemand darunter gesessen, als wir? Mußte gerade um unsertwillen ihn der Blitz treffen? Unter welchem Baume wird nicht gesündigt? Vielleicht brach ein Liebhaber dort seinen Schwur, oder eine Braut verletzte den ihrigen, oder ein hartes Mädchen wies eine treue Seele von sich, und stürzte sie in Verzweiflung.

Klärchen. Ich kenne deine glatten Worte; schweig, und entferne dich.

Karl. Sähest du nur den Rasen unter jenem Baume! Er ist grüner, als alle andre; hatte mehr Blumen im letzten May, als alle andre; und neben der vom Wetter getroffnen Linde ist ein Sprößling aufgeschossen, welcher bereits einigen Schatten giebt. Das ist um unsertwillen geschehen, glaube mir!

Klärchen. Ich kann und darf dir nicht glauben.

(Jacob und die Uebrigen hinter der Scene beobachten die Redenden.)

Karl. Aber, Klärchen, betrog ich dich je? Welches ist denn meine Sünde? und welches die deinige? Wenn Lieben Sünde wäre . . . (Er will ihre Hand fassen).

Klärchen (stößt ihn mit Heftigkeit zurück). Weg! Ist dir nichts mehr heilig, nicht einmal dieses Pilgerkleid?

(Martin nickt voller Freude, und wischt sich die Thränen ab. Gertrud schlägt eben so freudig leise die Hände zusammen. Jacob sieht den Lieutenant an, und kraßt hinter den Ohren. Der Lieutenant winkt ihm, Geduld zu haben.)

Karl. Ich ehre dein Pilgerkleid. Vergönne mir, es zu küssen; dann geh' ich. (Er nimmt es, und drückt es an seine Lippen.)

Klärchen (sträubt sich, aber schwach). Karl! Karl!

(Martin will auf die Scene, der Lieutenant hält ihn zurück. Gertrud will rufen, Jacob hält ihr den Mund zu, und weist seinen Korporalstock.)

Karl (ergreift ihre Hand, und küßt sie feurig). Lebe wohl, Klärchen! . . . Du meinst dem Himmel dadurch gefällig zu werden, daß du mich ins Grab bringst . . . Mög' es dich nie gereuen! Lebe wohl, auf ewig! (Er geht, und bleibt in einiger

Entfernung stehen.) Klärchen! ich verdiente das nicht; aber ich vergebe dir!

Klärchen (für sich.) In dieser Verzweiflung darf ich ihn nicht von mir lassen. (Mit schwacher Stimme.) Karl!

Karl (kommt zurück, und ergreift wieder ihre Hand). O sage nicht, daß ich gehen soll! Ich habe so lang' um dich getrauert, so viel um dich geweint ... Sage nicht, daß ich gehen soll! (Er schlingt seinen Arm um sie.)

Klärchen (will sich loswinden). O bey allen Heiligen im Himmel!

Karl. Bey allen Heiligen schwör' ich dir, daß ich mit jedem Blutstropfen dein bin; daß ich für dich lebte von Kind auf, für dich allein; daß ich sterben muß ohne dich.

Klärchen (wie zuvor). Laß mich, lieber Karl!

Karl. Warum willst du weg von meinem Herzen? Gedenke der vorigen Tage ...

Klärchen (für sich). Wie ist mir! ... Gott! meine Kräfte schwinden.

Karl. Denk' an meine Liebe, an meine Treue ... Du kannst mich nicht verstoßen, du kannst nicht.

Klärchen (für sich). Es ist um mich geschehen.

Karl. Klärchen, liebes Klärchen!

(Sie sinkt in seine Arme; er küßt sie.)

Letzter Auftritt.

Die Vorigen. Jacob und seine Gesellschaft.

Lieutenant (noch hinter der Scene, indem er laut in die Hände klatscht). Bravo!

Jacob (hinter der Scene). Halte sie fest, Karl, halte sie fest!

(Klärchen reißt sich aus den Armen ihres Liebhabers, wendet sich nach der andern Seite der Scene, und bedeckt mit beyden Händen das Gesicht.)

Martin (wirft seinen Pilgerstab hin, und läuft mit ausgestreckten Armen auf Klärchen zu). Klara! Klara! unsere Wallfahrt!

(Jacob und der Lieutenant folgen. Letzterer hebt den Pilgerstab auf, und macht eine andächtige Miene. Klärchen weint.)

Karl (für sich). Hätt' ich mich nicht selber vergessen, ich hätt' es nicht gethan.

Gertrud (stellt sich besonders, und kehrt den Uebrigen den Rücken zu. Für sich). Ja wohl, unsre Wallfahrt! die ist, wo ich meinen Mann auch hinschicken möchte, zum Teufel!

Jacob (faßt Klärchens Hand in die seinigen). Nun hast du alles bey mir gut gemacht. Du bist und bleibst meine liebe Tochter. (Küßt Klärchen.) Da, Karl, nimm sie, und erzähl' ihr, was unterdessen vorgegangen ist. Der Herr Lieutenant und Bruder Martin kommen auf Michaelis zur Hochzeit.

Martin. Es endet besser, als ich vermuthet habe. Die lange Reise hätten wir freylich ersparen können.

Lieutenant. Hätten auch nicht nöthig gehabt, das Gesicht von den gemalten Engeln wegzukehren. Aber recht so, Jungfer Klärchen! Ich wiederhole mein Bravo!

Klärchen. Lieber Vater! noch kann ich euch nichts sagen. Ihr seyd gut, sehr gut! Aber meine Mutter, will die mich gar nicht anschauen?

Jacob. Sie glaubt, sie wäre noch unter dem Kommando. Gertrud! du darfst reden.

Gertrud. Nichtswürdiger! hast eine große Heldenthat verübt. Deine Tochter so öffentlich an den Pranger zu stellen!

Jacob. O, an dem Pranger stehen die Mädchen gern! Sind die Mütter doch vorher daran gestanden . . . . Uebrigens ist das, was geschehen ist, weder Klärchens, noch meine Schuld. Es muß, denk' ich, mit der Kapelle da eine eigene Bewandtniß haben, wenigstens für unsere Familie. Weißt du noch, vor drey und zwanzig Jahren, an dem Abend, wo die Nachtigall so herrlich schlug? Hier an dieser Stelle nahmst du den Ring, welchen deine Mutter nicht sehen durfte. Wie leicht hätte damals auch einer aus dem Gesträuch hervorgucken und Bravo rufen können! (Er faßt sie beym Kinn.) Sey artig, und verdirb uns jetzt unsre Freude nicht!

Gertrud (mit verschämtem Lächeln). Du bist doch heute recht muthwillig. Sey es darum! . . . Willkommen, Klärchen! (Umarmt sie) Magst deinen Karl behalten; er wird an deiner Frömmigkeit nicht viel verderben.

Jacob. Gebe dir Gott ein frommes Herz, meine Tochter! darauf kommt es an. Wallfahrten, Kapellen besuchen, und dergleichen, kann vielleicht in seltnen Fällen seinen Nutzen haben; aber sein Haus besorgen, Kinder erziehen, rathen und helfen, wo es Noth thut, das ist ein besserer Gottesdienst, als nach Compostel reisen.

An die Freyfrau Babet von **,
am Feste der h. Barbara, als ihrem Namenstage,
den 4. December.

Wär' ich weniger offenherzig, meine gnädige Frau, so würde ich mich sehr darüber beklagen, daß mir die Jahreszeit nicht erlaubt, Ihnen zu Ihrem Fest einen Blumenstrauß zu schicken. Nun aber gesteh' ich Ihnen, daß mir es im Grunde nicht leid ist. Man hat bey ähnlicher Gelegenheit schon gar zu vielen artigen Damen etwas Artiges gesagt, und es möchte mir schwer fallen, für Sie etwas Neues zu finden, das Ihrer würdig schiene. Wenigstens kann ich jetzt, Ihnen zu Ehren, den häßlichen Winter ausschelten:

Den Winter, der, wie ein Despot,
So Feld als Garten, ungehindert,
In seiner bösen Laune plündert,
Und weg des Waldes Sänger droht;
Wenn aber alles trauert, sich
Besinnt, und landesväterlich
Für das, was jegliches verlieret,

Für Laub und Gras und Wiesenschmelz,
Mit Eis und Schnee die Länder zieret,
Alsdann, gehüllt in seinen Pelz,
Nicht glauben will, daß andre frieret.

Dennoch soll er nicht ganz seinen Willen haben. In Ermangelung der Blumen lege ich meinem Brief einige Myrthenzweige bey, welche, wie Sie wissen, unter den Alten in großer Achtung standen; und noch ist die Myrthe unsern Dichtern heilig. Sie behaupten:

Daß Venus gern, vom jungen May
Geführt, in ihrem Schatten gehe,
Mit ihrem Grün der Gott der Ehe,
Die Treue selbst umkränzet sey,
Daß Grazien versteckt im Myrthenwalde singen,
Und Amoretten da sich Liebesknoten schlingen.

Wie aber vertragen sich Venus und die Huldgöttinnen mit dem heutigen Feste?

Was soll der frohen Cypria,
Den Grazien, mit ihren Scherzen,
Die ernste heil'ge Barbara,
Die auf Altäre nur und auf geweihte Kerzen
Matronenmäßig niedersieht,
Vor jugendlichen Spielen flieht;

An frommen Mienen sich ergötzet,
Und höher, als das beste Lied
Von Sarti oder Gluck, den Psalm der Nonne schätzet?

Meine Schuld ist es nicht, daß ich an die gute Barbara nicht dachte. Wem konnt' es auch einfallen, Ihnen, gnädige Frau, eine solche Patronin zu geben? Und dann haben Sie selbst den Namen der alten Heiligen, von welchem Sie zum Scheine nur drey Buchstaben beybehielten, so verstümmelt, daß man unmöglich ihn wieder erkennt. Sie verzeihen mir also, wenn ich niemand in Gedanken hatte, als die französische Babet, deren Briefe vielleicht, von allen, die jemals geschrieben wurden, die naivesten sind; dieses vortreffliche Mädchen,

Voll schöner Frühlingsphantasie;
Gutherzig froh, von holden Sitten,
Das unbesorgt, mit leichten Schritten
Durchs Leben ging; sich oft vergaß,
Wenn es der Tugend Rosen las;
Sich im Kasteyen wenig übte;
Doch weil es mehr, als andre, liebte,
Durch Lieb' allein den Weg zum Himmel fand,
Und ew'ge Blumen dort um seine Schläfe wand.

Ich zweifle kaum, daß Barbara und Babet im Himmel Freundinnen sind; und Sie, meine ich, könnten, ohne daß es Eifersucht erregte, zwischen beyden sich theilen; der ersteren nämlich

Im Kirchenstuhl sich anbefehlen,
Und da zur Heiligen sie wählen!
Jedoch im trauten Cabinet,
Und wo man lacht und singt, die reizende Babet.

Lassen Sie, gnädige Frau, meinen Vorschlag sich gefallen, und sehen Sie Brief und Myrthe als ein Zeichen meiner aufrichtigen Verehrung an!

April.

Was kümmerts dich in deinen Wolken droben,
Du launischer April,
Ob wir dich tadeln, oder loben?
Ein großer Herr thut meistens, was er will.
Auch halten wir geduldig still,
Und leiden, was wir leiden müssen.
Gieb uns zuweilen nur ein wenig Sonnenschein,
Damit wir dessen uns erfreun:
Dann magst du wiederum mit Schnee und Re-
gengüssen,
Mit Sturm und Blitz und Hagel dir
Bey Tag und Nacht die Zeit vertreiben!
In unsrer kleinen Wirthschaft hier
Soll dennoch gutes Wetter bleiben.

M a – y.

Wenn in Gärten voller Pracht
Auch die Rose nicht, umglänzt von Tulpen, lacht;
O so giebts an allen Bächen
Frischer Blumen g'nug zu brechen;
Und im Kranz der Freude stehn
Auch die Wiesenblümchen schön.

Lied *).

Willkommen, Bächlein! wie so hell!
Wie rasch dein Gang ins Thal hernieder!
Wer öffnete den Felsenquell?
Es schuf dich keiner meiner Brüder.

Willkommen Zephyr, auf der Flur!
Weß Auge noch hat dich gesehen?
Wer deine Stätte, deine Spur?
Kein Sohn der Erde hieß dich wehen.

Du selbst, o Bächlein! hörtest nie
Zum Rauschen deiner kleinen Wellen
Verjüngter Büsche Melodie
Vom grünen Ufer sich gesellen;

---

*) Angefangen von mir, und vollendet von F. L. Stolberg.

Und dennoch redest du mit mir
In stillen Abenddämmerungen;
Schon hat dein leises Murmeln hier
Mit süßem Schauer mich durchdrungen.

Du Zephyr, weißt nicht, wie, erfreut
Von deinem Hauch, die Staude säuselt,
Das Blümchen Wohlgerüche streut,
Die Aehre wallt, der Hain sich kräuselt;

Und dennoch, gleich dem Epheu, bebt,
Wenn du mir lispelst, von den Hügeln,
Mein klopfend Herz; die Seele schwebt
Auf deinen unsichtbaren Flügeln.

Woher dieß wonnige Gefühl,
Die hoch sich hegenden Gedanken?
Was rauschet mir im Wellenspiel?
Was flüstert in des Weinstocks Ranken?

Das Mayenlüftchen kennt mich nicht;
Dem Bächlein sang ich jüngst die Feyer
Des Blüthenmonds im Rosenlicht;
Ihm aber tönte keine Leyer.

Woher denn, um der Quelle Rand,
Woher das ahndungsvolle Wehen?
Ein Geist, dem meinigen verwandt,
Muß kennen mich, und mich verstehen,

Mir nahe seyn im Wasserfall,
Im Hauch des Windes Antwort geben,
Erfüllen alles überall
Mit Freud und Liebe, Kraft und Leben.

Es ist der Herr, der überall
Im Wiesenduft, im Sturme schwebet,
Der Abendthau und Wasserfall,
Und Himmel, Erd' und Meer belebet;

Er, welcher aufs besonnte Land
Den kühlen Flug des Zephyrs leitet,
Er, der mit unsichtbarer Hand
Dem Wurme seinen Tisch bereitet.

Der zählet meines Pulses Schlag,
Hört meiner Wünsche leises Flehen;
Und, schmachtet meine Seel' ihm nach,
So fühl' ich seiner Flügel Wehen.

Der Tag verkündiget der Nacht,
Die Nacht dem Tage seinen Namen,
Die Himmel preisen seine Macht,
Und tief im Herzen schallt mein Amen.

Wohl mir, ich weiß, woher es schallt,
Es deutet hin in große Fernen;
Tief unter meiner Hoffnung wallt
Der Himmel hin mit seinen Sternen.

Wohl mir! ich fühle, wer ich sey;
Wie leicht verstäuben meine Sorgen!
Dieß Amen tönt als Hahnenschrey
Vor meines Gottes nahem Morgen.

July.

Zürnen mit dem Erdenvolke,
Zürnen will der Himmel nicht,
Wenn aus wetterschwangrer Wolke
Gott mit seinen Kindern spricht.
Bey der Sonne sanftem Licht
Schweigen seine Donner wieder,
Und er blicket freundlich nieder,
Wo sein Strahlenbogen hängt;
Jeder Busch, von ihm getränkt,
Lispelt es; der Vögel Schar
Singt es freudig uns entgegen,
Daß des Vaters milder Segen
In der dunkeln Wolke war.

Spinnerlied.

Arbeit, ihr Mädchen!
Bringt süßen Gewinn:
Da schnurren am Rädchen
Lustig die nebligen Tage dahin!

Mädchen, die der Ruhe pflegen,
Die gemächlich in den Schooß
Ihre zarten Hände legen,
Werden nie der Sorge los.

Arbeit, ihr Mädchen u. s. w.

Langeweile baut im Stillen
Ihren Herd beym Müßiggang;
Unterbrochen dann von Grillen
Wird der häusliche Gesang.

Arbeit, ihr Mädchen u. s. w.

Gern sein liebes Rädchen hören:
O das sichert vor Gefahr!

Und so tragt ihr einst mit Ehren
Euern Hochzeitkranz im Haar.

Arbeit, ihr Mädchen!
Bringt süßen Gewinn:
Da schnurren am Rädchen
Lustig die nebligen Tage dahin!

An Schlosser.

᾿Εγω ἐιμι παν το γεγονος, και ὀν, και ἐσομενον
Και τον ἐμον πεπλον ὀυδεὶς πω θνητος ἀπε-
καλυψεν.

Plutarch. de Isid. et Osir.

᾿Εμβλεψατε ἐις τα πετεινα του ὀυρανου.

Matth. VI. 26.

Emmendingen bey Freyburg,
den 28. Septemper. 1786.

O Freund! die Stürme werden wach;
Schon geht der Herbst auf welken Matten,
Schon dünner wird der Bäume Schatten,
Und Deiner Laube grünes Dach!
Es scheint der helle Mühlenbach,
Mit ihm die Bretma sich zu grämen,
Daß von den Ufern allgemach
Die letzten Blümlein Abschied nehmen.
Siehst Du den öden, grauen Wald
In Nebelwolken sich verstecken?

Er wird mit seinen Blättern bald
Der Erde nackten Schooß bedecken.
Dann schweiget auch der Winzer Lied,
Dann flüstern die entlaubten Reben,
Wo jede Wonne, jedes Leben
Vom kahl gewordnen Hügel flieht.

Nach wenig Monden schmücket zwar,
Umweht von blüthenvollen Aesten,
Zum Maygesang, zu Frühlingsfesten
Mit neuen Veilchen sich das Jahr;
Ach, aber von den besten Freuden
Wie viele, die auf immer scheiden!
Geschwinder, als das Grün der Weiden,
Verwelket unser liebstes Glück,
Und keine Sonne bringts zurück!
Was sollen mir die Veilchen alle,
Mit denen sich der Hügel krönt,
Wenn in den Thälern, wo ich walle,
Nicht mehr des Freundes Stimme tönt?
Was hilft der Mond im Silberschleyer,
Der auf die junge Blüthenpracht
Herab vom blauen Himmel lacht?
Mir fehlt, zur neuen Frühlingsfeyer,
Der Jugend holder Genius;

Und mehr als das — ein Götterkuß
Der Muse, zum Gesang der Leyer.

Vergieb, o Freund! Ich klage nicht;
Will nur die weisen Männer schelten,
Die, täuschte mich ihr falsches Licht,
Den Trost des Lebens mir vergällten;
Die großen Lehrer unsrer Zeit,
Die aller Menschen Seligkeit
Ein kurzes, flüchtiges Ergötzen
An Erdenglück, zur Grenze setzen,
Und jedes Ahnden beßrer Lust,
In reiner, liebevoller Brust,
Geringer, als ein Mährchen, schätzen.
Ihr Geist hat sich vom Höhern los
Geklügelt, dünkt sich frey und groß
Mit seinen ewigen Gesetzen
Der allbelebenden Natur;
Denn, was ein weis'rer Epikur
Mit seinen trauten Schülern nur
In der geweihten Laube sprach,
Das lallen sie verstümmelt nach.
Wir aber, Freund! wir folgen besser,
Zum mind'sten treuer, jeder Spur
Der uns belehrenden Natur.

Ein still hinrauschendes Gewässer,
Ein lindes Wehen durch die Flur
Bey Sonnen Auf= und Untergang,
Der Nachtigallen Brautgesang
Beseligt uns auf goldnen Auen;
Weil überall, wo Büsche thauen,
Wo Lüfte säuseln, wir den Gang
Des Unsichtbaren, und mit Dank,
Mit Kinderglauben und Vertrauen,
Ein Vorbild künft'ger Wonne schauen.

Das können jene Grübler nie;
Voll kalter Zweifel wandeln sie,
Vertieft in hochgelehrte Fragen,
Zu stolz, an unsrer Hand zu gehn,
Und, was uns Thier und Pflanze sagen,
In seiner Einfalt zu verstehn.

Indeß verkünden Pflanz' und Thier,
Auf Bergen und in Höhlen, mir
Die große Mutter, deren Hülle
Kein Sterblicher noch aufgedeckt;
Sie, die zum Leben alles weckt
Und zum Genuß; die alles nährt,
Und, was der kleinste Wurm begehrt,

Begehren kann, aus ihrer Fülle
Mit immer offnen Händen giebt;
Was jedes sucht, was jedes liebt,
Und lieben kann, ihm beygesellt!
Dazu den Blick in ihre Welt
Dem Falken mehr, dem Maulwurf minder
Geschärfet hat; die Kräfte wägt,
Und nicht in Eines ihrer Kinder
Ein triegendes Bedürfniß legt.

Wann sahen wir den Vogel darben,
Der nimmer sät, der keine Garben
Zur Erntezeit in Scheunen trägt?
Die Lerche singt, die Wachtel schlägt,
Die Taube girrt im sichern Schatten,
Weil Liebe sich in ihnen regt,
Und alle finden ihren Gatten.
Wenn dann, wo sie der Wipfel hegt,
Ein angetrautes Paar, zum Neste
Sich den verborgensten der Aeste,
Voll süßer Ahndung, auserwählt:
So hat an Moos und Stroh und Reisern
Es nie zu ihren kleinen Häusern,
Noch an des Meisters Kunst gefehlt.
Sogar des Epheus dunkler Traum,

Der schwankend sich nach Hülfe sehnet,
Ist nicht umsonst; der Epheu lehnet
Sich an den nachbarlichen Baum.

So, Freund! so lehrte dich und mich
Natur, die alles mütterlich
Vertheilt; zu seinen Würgerklauen
Dem Tiger Durst nach Blute gab,
Den schwachen Lämmern auf den Auen
Geduld, und Schutz, und Hirtenstab;
Die, fernes Aas den Raben wittern,
Das Küchlein vor dem Habicht zittern,
Und Storch und Henne brüten ließ;
Die selber einst, bekränzt mit Aehren,
Um ihren Liebling zu ernähren,
Ihm Karst und Pflug und Sichel wies;
Ihn, keichend sich zur Erde bücken,
Dann aufwärts von den Dornen blicken,
Zum Himmel beten, Paradies,
Und, wo die Blumen Gräber schmücken,
Unsterblichkeit erwarten hieß.

Mag spotten, wer da will! Ich glaube
Der nimmer täuschenden Natur,
Die auch dem Käfer, tief im Staube,

Nicht log. In Wüsten, auf der Flur,
Wo Zweig und Gras und Halm gebären,
Will sie den unzählbaren Heeren,
Was jegliches bedarf, gewähren;
Und er, der Mensch, er sollte nur
Des Beßren, was er wünscht, entbehren?
Natur, die Mutter, so verstehn,
Das heißt — ihr großes Wort verdrehn,
Ihr heiligstes Geschenk belachen,
Und sein Gefühl zur Lüge machen.

Laß mich an deiner Seite gehn!
An deinem treuen Arm, du Lieber,
Will ich aus dieser Welt hinüber
In schön're Gotteswelten sehn!

Lied.

Auf dem frischen Rasensitze,
Hier am kleinen Wasserfall,
Hör' ich von des Thurmes Spitze,
Frommes Glöcklein, deinen Schall.

Tönst, o Glöcklein! nennst ihn lauter,
Dem mein Herz entgegenbebt,
Ihn, der freundlicher, vertrauter
Hier im Grünen mich umschwebt.

Leise murmeln es die Bäche,
Daß er Flur und Aue liebt,
Daß die Rose, die ich breche,
Mir ein guter Vater giebt;

Daß er aus der zarten Hülle
Selbst die goldnen Früchte winkt,
Und durch ihn des Lebens Fülle
Jede neue Knospe trinkt.

Schalle, Glöcklein! Ach, was bliebe
Jenem Himmel, diesem Grün?
Ach! kein Leben, keine Liebe,
Keine Freude, sonder ihn!

Morgens, wenn auf Busch und Pflanze
Kühler Thau die Perlen sät,
Stimmen froh, im Sonnenglanze,
Vöglein mit in mein Gebet.

Und am Abend, wenn es dunkelt,
Seh ich seinen milden Schein:
Wo das Heer der Sterne funkelt,
Wacht er über Thal und Hain;

Leuchtet mir auf meinen Wegen,
Labt die Wiese, nährt das Feld,
Spricht den väterlichen Segen
Ueber die entschlafne Welt.

Seiner freu' ich mich im Lenze,
Wenn man Veilchenkränze flicht;
Seiner, wenn die Schnittertänze
Sturm und Hagel unterbricht.

Sollt' ich seiner mich nicht freuen?
Singen nicht, daß Wolke, Wind,
Auch die Blitze, wenn sie dräuen,
In des Vaters Hände sind?

Daß an öden Felsenklüften
Liebend er vorübergeht,
Und in düstern Todtengrüften
Des Erhalters Athem weht?

Beruhigung.

Was zweifeln wir? Der innre Sinn,
Der, ohne Täuschung, kleine Bienen
Belehrt, um eine Königin
Den Schwarm versammelt, ihr zu dienen;
Der, wenn das Heer von Störchen reis't,
Ihm fern ein beßres Land verheißt;
Derselbe zeugt in uns vom Unsichtbaren,
Von dem, was künftig ist, vom Bleibenden und
Wahren.

Der Punschlöffel. *)

Im Januar 1792.

Du kleines Meisterstück von kunstgeübter Hand,
Das Comus einst, der Gott des Festgelags,
erfand,
Das in die wonnereiche Schale,
Worin der Britten Nektar gährt,
Auf jeden Wink hinunter fährt,
Dann unsre Becher füllt beym nächtlich trauten
Mahle!

---

*) Nach folgenden aufgegebenen Worten: Maulwurf, Tanne, Distel, Colibri, Elephantenrüssel, Demant, Mohr, Austern, Krug, Puppe, Harlekin, Schiff, Eulenspiegel, Tauwerk, Sonnenschirm, Hercules, Priesterrock, Scapulier, Zigeunerin, Würfel, Venus.

Du bist des Lobgesangs der Freudenkenner werth.
Kaum sehen wir dich in die Fluthen tauchen,
Und, wenn du wiederkehrst, vom Göttertranke
rauchen,
So wallt geschwinder unser Blut,
So öffnet sich das Herz, und alles dünkt uns
gut
Und schön, und voller Harmonie,
Vom Maulwurfshügel bis zum Gipfel
Der Alpen, von der Tanne Wipfel
Zur niedern Distel hin, vom bunten Colibri
Hinauf zum stolzen Elephanten,
Der Tod und Untergang im mächt'gen Rüssel
trägt.
Da gnügt uns Weniges; kein eitles Wünschen
regt
Im stillen Busen sich. Paläste von Demanten
Die lassen wir der Feenwelt,
Und seine Mohren und Trabanten
Dem, welcher nur zum Prunke Tafel hält,
Der feyerlich, um angegafft zu werden,
Mit theatralischen Geberden
Bey Chierwein und Austern sitzt,
Indeß ein goldner Stern dem Gast ins Auge
blitzt.

Wir schmausen nicht mit ihm; wir lagerten uns lieber
Ins offne Feld, dem Schnitter gegenüber,
Der, neben schlechter Kost, nach seinem Kruge greift,
Und frohen Sinnes dann sich selbst ein Liedchen pfeift.

Hier aber ist uns wohl bey unsern Bachanalen,
Wenn zwischen dampfenden Pocalen
Die seligste Vergessenheit,
In leichter Scherze Chor, uns zum Genusse weiht.
Hier blicken wir, mit sorgenloser Miene,
Hinweg von Hof und Stadt, von der gemalten Bühne,
Wo Puppen sich, geschminkt, an ihren Fäden drehn.
Was kümmern uns die Harlekine,
Die, wichtig, auf und ab in Fürstensälen gehn?
Die Pierrots, die am Ruder stehn,
Und, wird es ihnen schwer, das große Schiff zu lenken,
Nach Eulenspiegelart an neues Tauwerk denken?
Mag Biedersinn und Männermuth

Oft gegen feile Schmeichlerbrut
Umsonst für Recht und Wahrheit zeugen,
Oft, weil das Kriechen Wunder thut,
Sich Feldherrnstab und Bischofshut
Vor Sonnenschirm und Fächer beugen!
Mag immer noch der finstre Schwarm
Des Aberglaubens Länder schrecken,
Und gegen eines Herculs Arm
Mit Priesterrock und Scapulier sich decken!
Was kümmerts uns? Wir schauen vor uns hin,
Und heben hoch das Glas, und achten für Gewinn,
Was uns die Götter jetzt verleihen:
An heut'ge Freude wird sich auch zukünft'ge reihen.
Die schlaueste Zigeunerin
Weiß nicht so schön, als wir, zu prophezeyen,
Wenn Dichtergeist empor aus jedem Becher steigt,
Und Hoffnung in die Fern' auf Blüthenknospen zeigt.

Laß, günstig oder nicht, des Schicksals Würfel fallen!
Uns bleibt genug; es bleibt des Frühlings ganze Pracht,

Der Hain mit seinen Nachtigallen,
Der Venus holder Stern in kühler Sommernacht,
Und, wenn Autumnens Hauch die Fluren kahler
macht,
Der fruchtbeladne Zweig, der Hügel, reich an
Trauben.
Will endlich Boreas das letzte Blättchen rauben,
Sey's ihm gegönnt! Wir flüchten dann
Zu dir, mit dem mein Lied begann!
Wohl uns im eng geschloßnen Kreise!
Du schöpfest aus dem Freudenquell;
Die Winternächte werden hell,
Und Gram und Sorge machen schnell
Sich, trotz den Stürmen, auf die Reise.

Die Jahrszeiten.

Qui mare et terras, variisque mundum
Temperat horis.

HORAT.

Die Römer machten sich von dem Jahr und seinem vierfachen Wechsel ein schönes allegorisches Bild, das seinen Ursprung vermuthlich einer alten ägyptischen Fabel zu verdanken hatte. Bey den Aegyptiern war Theut, (nach andern Thoyt oder Thoot) ungefähr das, was nachmals bey den Lateinern Mercurius; obwohl nicht Götterbote, sondern Geheimerrath des Sonnengottes Osiris. Theut erfand die Leyer, bespannte sie mit drey Saiten, und theilte die Töne in den hellen, mittleren und tiefen ein, mit welcher Eintheilung er die Jahrszeiten nachahmen wollte. Der erste Ton bezeichnete den

Sommer, der zweyte den Frühling und der dritte den Winter *). Die Römer verglichen das Jahr einem mit vier Saiten bespannten musikalischen Instrument! **) und je genauer man die Vergleichung untersucht, desto richtiger findet man sie. Von den auf einem solchen Instrumente neben einander gespannten Saiten, hat jede ihren eigenen Ton; und dennoch ihr abgemessenes Verhältniß zu den andern, ihren leichten, unmerklichen Uebergang zu derjenigen, welche ihr am nächsten ist. Wenn man eine nach der andern rührt, so kommt man von der letzten immer wieder zur ersten zurück. In diesem Zirkel muß man bleiben. Kurz, die vier Töne haben zugleich Mannigfaltigkeit und Uebereinstimmung, sind in gewisse Grenzen eingeschlossen, und machen zu-

---

*) Diodor. Sicul. Biblioth. Hist. L. I.

**) Macrob. Saturnal. L. I. c. XIX. wo Macrobius zu erweisen sucht, daß man auch im Mercur die Sonne verehrt, und deswegen ihm das tetrachordum zugeeignet habe. Varro, indem er von den vier Jahrszeiten redet, bedient sich ebenfalls des figürlichen Ausdrucks: anni tetrachordum.

sammen ein musikalisches Ganzes aus. Eben so die Jahrszeiten. Jede ist von der andern merklich verschieden, und steht dennoch mit der nächstfolgenden in der engsten Verbindung; bereitet sie vor, geht in dieselbe über. Wir haben eben den Zirkel, der immer von neuem beginnt. Diese vier Zeiten theilen das Jahr in vier abgemessene Theile, geben ihm Abwechselung und Einheit; und es entsteht dadurch in der Einrichtung der Welt, wie die Bewohner Italiens und auch wir dieselbe sehen, eine für uns faßliche Harmonie. — Der römische Schriftsteller, der uns dieses Sinnbild aufbewahrt hat, dient mir zur Warnung, daß ich es nicht weiter zergliedre, um nicht, wie es ihm öfters begegnet, in Spitzfindigkeiten zu verfallen. Statt dessen überlasse ich mich dem, nichts weniger als neuen, aber für mich nie veraltenden Gedanken, weil ich seiner täglich bedarf, daß die im Wechsel der Jahrszeiten sich uns mittheilende grosse Harmonie den Glauben in uns erwecken soll, es werde Harmonie seyn, auch da, wo wir keine bemerken; auch da werden die widrigsten, auffallendsten Dissonanzen in Wohlklang sich auflösen, gleich den Mißtönen des rauhen Winters, deren jeder in

Nachtigallmelodien sich verliert. Sicherlich ist vieles, was wir Zerstörung nennen, so wenig Zerstörung, als im Frühling das Zergehen des Eises und das Abblühen der Bäume und Pflanzen. Sehen wir nicht, bey tausend Gelegenheiten, wie das Eine nur verschwindet, um dem Andern seine Stelle einzuräumen; wie aus oder neben dem, was untergeht, Neues hervorkommt?

Wo Tempel und Palast in ihren Trümmern liegen,
Durch öde Hallen, Jahre lang,
Nicht Eines Menschen Stimme drang,
Und, wie vom Fluch getroffen, bang,
Die Felder unter Dornen schwiegen,
Da pflegt der Hirtenknabe nun
Am schwülen Sommertag, umringt von seinen Ziegen,
In schattigen Gewölben auszuruhn;
Da sieht man, auf gesunknen Säulen,
Bey seiner Feldschallmey das Hirtenmädchen weilen.
Im nächsten Lenze wird ein jugendliches Chor
Dahin zu Spiel und Tänzen eilen,
Und manches Hüttendach hebt einzeln sich empor,
Bis um die trauernden Ruinen
Ein frohes Dörfchen lacht, bis neue Wiesen grünen,
Auf frischem Klee die Herde brüllt,
Und Leben und Genuß kornreiche Fluren füllt.

Ein seliger Genuß, den, mitten im Gepränge
Der alten Burg, kein üppig Fest gebar!
Auch hörten nie die Marmorgänge
Des hohen Tempels dort so fromme Lobgesänge,
Als hier vom ländlichen Altar,
Einfältig nur, umsteckt mit jungen Zweigen,
Hinauf zur Frühlingswolke steigen.

Lied,

am Namenstage des Freyherrn von Ulm, in einem freundschaftlichen Zirkel gesungen. Im Juni 1792.

Hoch angefüllt steht in der Becher Mitte
Der schöne Festpokal:
Begrüßt ihn laut, und schließt, nach alter Sitte,
Mit Sang und Klang das Mahl!

Dem Ritter nicht, dem Freunde sollt ihr singen,
Dem trauten deutschen Mann:
Was gehn uns hier, wo Lied und Gläser klingen,
Die gnäd'gen Herren an?

Giebt ihrer viel, vom Fürsten auserkoren
Zum Prunk am Gallatag;
Sind hoch und wohl, doch nicht für uns geboren
Beym frohen Trinkgelag.

Dem Freunde singt, dem zwischen Excellenzen
Sein Wiegenlied getönt;
Dem's aber da, wo Helm und Wappen glänzen,
Die Sinne nicht verwöhnt.

Ihm lacht ein Strauß, gepflückt an seinem Feste
Von Händen, die er liebt,
Mehr als des buntgemalten Stammbaums Aeste,
Der keinen Schatten giebt.

Wohlan, so nimm den Kranz, von uns gewunden,
Den wir dir singend weih'n,
Und laß uns stets in Liebe treu verbunden,
Wie diese Blümchen, seyn!

Veranlassung zu folgendem Gedichte.

Auszug aus einem Briefe von Schlosser, im März 1793. *)

„Es ist niederschlagend, wenn man in ein Zeitalter, wie das unsrige, gefallen ist! Es weht, dünkt mich, eine pestartige Luft um uns, die jede aufkeimende Blume der besseren Gefühle, jede Anstrengung für etwas, das zum Menschenleben gehört, welken und erschlaffen macht. Auch verfolgen mich überall Höllengestalten, die nun so ungebändigt zu wüthen Erlaubniß haben. Wenn ich Geschichte lese, so wird mir das alte Laster noch abscheulicher, weil ich die Umrisse, die uns die Geschichte davon geben kann, immer mit den Zügen der neuen Laster ausfülle, die ich jetzt vor mir sehe. Lese ich Gedichte, in welchen edlere, reinere Gefühle leben, so setzt immer mein Geist die Scene in eine andre Welt, und er läßt

---

*) Nach der Hinrichtung des Königs von Frankreich.

sich nicht überzeugen, daß so etwas auf dieser empfunden worden wäre. Am ekelhaftesten wird mir das Studium des Menschen selbst und der Sittenlehre, in welchem ich sonst so gern lebte; denn ich erschrecke überall vor dem fürchterlichen Contrast zwischen dem, was der Mensch werden kann, und was er ist. Und greif' ich endlich selbst in mein Herz, und denk' ich an den Werth meiner Freunde, meiner Lieben, so ist mirs, als ob wir alle in einen Sumpf gestürzt worden wären, in welchem alle ersticken müssen, und keiner dem andern helfen kann! Ich begreifs, wie die Stoiker sagen konnten, daß ihren Weisen die Ruinen der Welt treffen, aber nicht schrecken könnten; aber so weit hat, dünkt mich, selbst diese Schule die Ansprüche an Standhaftigkeit nicht getrieben, daß ihre Schüler auch, umringt von lauter Scheusalen des Lasters, noch heiter und zufrieden seyn sollten. In der Lage, worin wir jetzt sind, ist es die Zuversicht auf die Vorsicht allein, wahrlich keine Philosophie ists, die uns noch etwas freyen Athem erhalten kann. Von ihr verspreche ich mir, daß sie uns wegnehmen wird, wenn sie beschlossen hat, daß das noch lange dauern soll, wie es jetzt ist. Und wenn

wir alle, die wir uns mit Ernst bestreben, reines Herzens zu seyn, so nach und nach abtreten und hinsterben, so laßt uns das für ein Zeichen annehmen, daß dem Laster noch keine Grenzen gesetzt sind; und weint dann einer von uns über den andern, so laßt uns nur einander nicht wieder zurück wünschen!"

An Schlosser.

Freyburg, im April 1793.

Freund! In jenen bangen Tagen,
Als so tief die Menschheit fiel,
Ehrt' ich deine frommen Klagen,
Rührte nicht mein Saitenspiel;
Aber, hohen Muthes voll,
Schlag' ich lauter nun die Leyer,
Weil kein Höllenungeheuer
Unser Glück uns rauben soll.

Bleibt doch Gottes Sonne stehen,
Wo sie unsre Väter sahn,
Wird der Mond doch glänzend gehen,
Wie vor Alters, seine Bahn;
Auch der Sternlein goldnes Chor,
Wenn die Büsche friedlich thauen,
Redet mit uns im Vertrauen,
Hebt den Geist zu sich empor.

Laß der Zwietracht Fackel wüthen
Bis zur letzten Gräuelthat!
Wandelt nicht im Kranz von Blüthen
Gottes Segen um die Saat?
Kann des Aufruhrs Feldgeschrey
Wider uns den West empören,
Das Geräusch der Bäche stören
Und den Waldgesang im May?

Was da lispelt, singt und rauschet,
Kündigt dem geweihten Mann,
Der auf jedes Blättchen lauschest,
Freude nur und Eintracht an:
Freude säuselt durch das Feld,
Wenn vorbey die Stürme zogen,
Und der Friede seinen Bogen
In die Wetterwolke stellt.

Aus des Pöbels tollen Händen,
Die am selbst gestürzten Herd
Vaterland und Freyheit schänden,
Winde Fürstenmacht das Schwert;
Und der stolze Königssohn
Spreche da, wo seine Blitze
Trafen, vom Tyrannensitze
Feig gewordnen Völkern Hohn!

Keiner Lerche Lied verstummet
Vor dem Wink der Majestät;
Honig sucht die Bien' und summet
Fort auf ihrem Blumenbeet;
Holder Freyheit Lobgesang
Schallt von allen Hügeln nieder,
Tönt in Männerherzen wieder
Bey der Sclaven Kettenklang.

Sollt' herauf aus ihren Nächten
Auch die ganze Hölle ziehn,
Und das Häuflein der Gerechten
Mit geschmähter Tugend fliehn;
Trübte sich des Tages Licht,
Wo der Unschuld Hütten sanken,
Wo Altar und Tempel wanken:
Dennoch siegt das Laster nicht.

Tugend, weggescheucht in Höhlen,
Schafft noch himmlischen Genuß,
Macht das Bündniß schöner Seelen
Enger, treuer ihren Kuß;
Und die bleiben sich verwandt;
Oder dort in lichter Ferne
Trennet Bosheit einst die Sterne,
Löst sie des Orion Band.

Mag des Frevels wilde Rotte
Jedes Heiligthum entweihn!
Berge jauchzen unserm Gotte,
Weihrauch duftet ihm der Hain;
Gottes Morgenwinde wehn
Ueber seines Tempels Trümmer;
In der Abendsonne Schimmer
Läßt er uns sein Antlitz sehn.

Nur getrost! dem Reinen fließet
Immer rein die Quell' im Thal,
Und mit Bruderliebe grüßet
Ihn der Edlen kleine Zahl.
Manche beßre Seele reicht
Uns, zum freundlichen Geleite,
Still die Hand; an ihrer Seite
Wird des Lebens Mühe leicht.

Ruft uns, früher oder später,
Ein befreundter Engel ab;
Unsern Kindern dann der Väter
Guten Glauben bis ins Grab;
Milder Lüfte kühlen Hauch,
Wenn sie Last und Hitze drücken,
Und, den Pilgerstab zu schmücken,
Hier und dort ein Blümchen auch!

Schlossers Antwort.

„Ich danke Dir herzlich, lieber Bruder, für Dein Lied, womit Du meine Prosa beantwortet hast. Es hat mir viele Freude gemacht, und ich habe es in Einem Athem zwey Mal gelesen und ganz gefühlt. So schön Deine Poesie indessen ist, so ist sie doch nicht wahrer, als meine Prosa. Gottlob, daß die Welt so viele Seiten hat! Wenn einem eine nicht gefällt, so kann man sie wie eine magische Laterne herumdrehen, und sich eine andere suchen. O gewiß, wenn nicht die eine Seite da wäre, wo Deine Verse hindeuten, wer würde nicht dem unterliegen, was meine Prosa sagte? Da ich Dir das gestehe, so wirst Du auch mir nicht läugnen, daß der große Riß in das Band der Menschheit, den wir erlebt haben, ein großer Riß in unsre Herzen ist. Für mich hatte der Zusammenhang mit der Menschheit immer etwas vorzüglich Segnendes. Das Zutrauen, das ich noch immer zu dem Gros der Menschen hatte, daß unter den tausend und tausend Schiefheiten und Schlechtigkeiten, die ich täglich in den

Individuen sah, noch etwas vom Ebenbild der Gottheit läge, das nur hier und da Einzelne, nie aber ganze Städte, Dörfer, nicht einmal ganze Häuser verläugnen konnten — das Zutrauen habe ich nun verloren. Noch mehr kränkt mich aber das, zu sehen, daß, wenn das Volk einmal seine angebornen Rechte wieder gelten macht, daß auch das Volk nicht im Stande ist, sie mit einiger Weisheit und Mäßigkeit zu gebrauchen. Was kündigt das alles uns und unsern Kindern an, als ewige Sclaverey, oder noch drückendere Anarchie? Vielleicht, wenn ich von Jugend auf bloß mit den Werken der Natur, die bleibend sind, oder, wie Du, mit den goldnen Bildern der Phantasie gelebt hätte, vielleicht würde ich das anders, wenigstens minder fühlen. Aber ich, der ich verdammt war, bloß mit den Menschenwerken zu leben, und der ich auch da, unter den papiernen Gebäuden der Rechte, der Regierungen, der Staatskunst noch etwas zu sehen ahndete, das aus lebendigen Felsen gehauen war; der ich die tausend Ungerechtigkeiten, die ich täglich sah, nur für Verkleidungen hielt, und unter ihnen noch einmal das Silbergewand der Gerechtigkeit zu entdecken hoffte; der ich die Thorheiten

und Schiefheiten und Schwachheiten nur für Träume eines langen Schlafs hielt, und der ich nun so sehr überzeugt werde, daß alles, bis auf das Fundament, papiern, und, was mir Traum schien, wirkliches Menschenleben ist! — Alle meine Aussicht muß mir dunkel und ekelhaft scheinen, und ich glaube nie, daß mein Geist seinen Genuß wieder findet, bis ich alle das Menschenwerk von mir stoßen, und allein mit der Natur und den Menschen leben kann, die sich eben so losgemacht, und eben da ihren Hafen gefunden haben. Bis dahin lebe ich in einer Art von Kerker, zugemauert, bis auf einige Fenster, in die mir denn noch leuchtet, was Dein Lied mir vorzaubert, und die noch die Stimme der Freundschaft und der Liebe bis zu mir gelangen lassen. Auch strahlte mir bis da hinein noch die Hoffnung, daß ich noch hier einmal frey seyn werde; wo nicht, die Gewißheit, daß dort eine Stelle auf uns wartet, wo das Menschenwerk uns nicht mehr einflechten kann. Und diese Hoffnung und diese Gewißheit erhält noch die Energie meines Herzens; die Energie meines Geistes wird dann auch wieder aufwachen, wenn die Hoffnung erfüllt wird, u. s. w."

Lied einer Mutter.

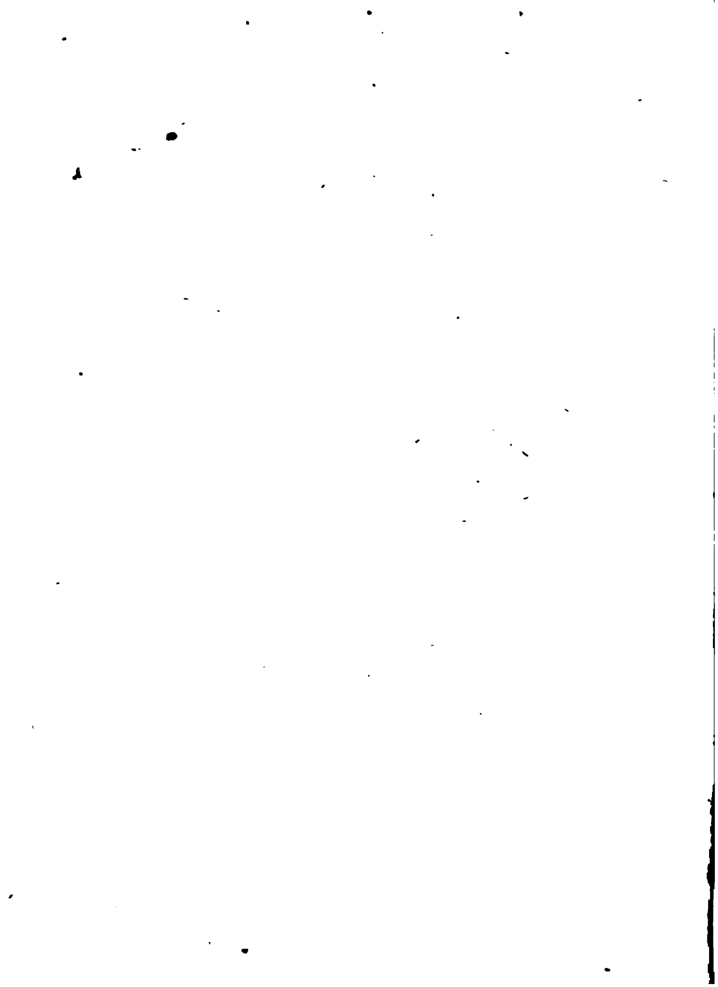
Schließ die Aeuglein, holder Kleiner!
Schlafe sicher mir im Arm!
O dein Bettlein macht dir keiner
Je so weich, so liebewarm:
Mutterliebe wiegt dich ein;
Mutterküsse warten dein.

Unter tausend, tausend Küssen
Aufgewacht, ans Herz gedrückt,
Möchtest du nur Einmal wissen,
Wie dein Lächeln mich entzückt!
Engelunschuld lacht mich an:
Offen ist der Himmel dann!

Wohl dem Herzen voller Treue,
Das sich alles darf gestehn!
Kleiner Engel! ohne Reue
Kann ich dir ins Auge sehn.
Immer, immer lächle so!
Nur die Unschuld macht uns froh!

Jacobi's Werke.

Dritten Bandes zweyte Abtheilung.



Am Aschermittwoch.*)

Weg von Lustgesang und Reigen!
Bey der Andacht ernstem Schweigen
Warnen Todtenkränze hier,
Sagt ein Kreuz von Asche dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Vom Altar in die Paläste
Dräng' es sich zum Jubelfeste;
Mitten unterm Göttermahl
Ruf' es in den Königssaal:
Was den Zepter führt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

---

*) Dieses Fest der Römischkatholischen, an welchem sie, nach geschlossenen Fastnachtslustbarkeiten, der Priester mit geweihter Asche bestreut, um sie an ihre Sterblichkeit zu erinnern; könnte, wenn man allen Aberglauben davon absonderte, und der Ceremonie die erforderliche Würde gäbe, zu einem der edelsten und erbaulichsten Feste werden.

Wo Trophäen sich erheben,
Sieger jauchzen, Völker beben,
Tön' es aus der Ferne dumpf
In den schallenden Triumph:
Was den Lorber trägt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie ringen, sorgen, suchen,
Das Gefundne dann verfluchen;
Der umhergetriebne Geist
Felsen thürmt und nieder reißt!
Was so rastlos strebt auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Siehe durch des Tempels Hallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
Ihren Säugling an sich drückt.
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Wie sie kommen, ach! so kamen
Viele Tausend; ihre Namen
Sind erloschen, ihr Gebein
Decket ein zermalmter Stein.

Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Erd' und Asche werden.

Aber, von der Welt geschieden,
Ohne Freud' und ohne Frieden,
Blickt die Treue starr hinab
In ein modervolles Grab.
Was so mächtig liebt auf Erden,
Soll es Erd' und Asche werden?

In den schönsten Rosentagen
Füllt die Lüfte banges Klagen;
Jammert die verwais'te Braut,
Einem Schatten angetraut.
Liebe kann nicht untergehen;
Was verwes't, muß auferstehen.

Und das brüderliche Sehnen,
Abzuwischen alle Thränen;
Was die Hand der Armuth füllt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt;
Ewig kanns nicht untergehen!
Was verwes't, muß auferstehen.

Jene, die gen Himmel schauen,
Ihrer höhern Ahndung trauen,

Diesem Schattenland' entfliehn,
Vor dem Unsichtbaren knien,
O die werden auferstehen!
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist befehlen,
Und, vom Erdenstaube rein,
Der Vollendung schon sich freun,
Sollten sie, wie Staub, verwehen?
Hoffnung muß dem Grab entgehen.

Sieh an schweigenden Altären
Todtenkränze sich verklären!
Menschenhoheit, Erdenreiz,
Zeichnet dieses Aschenkreuz;
Aber Erde wird zu Erde,
Daß der Geist verherrlicht werde.

An Gleim.

Im März 1794.*)

Dich trösten soll ich, liebster Gleim,
In diesen schreckenvollen Zeiten?
Dich trösten, ich, dem Melodie und Reim
Längst ungehorsam sind; der nicht mit neuen
Saiten
Die weggelegte Zither mehr bespannt;
Indeß, gerührt von Deiner Hand,
Die Leyer noch so lieblich tönet,
Daß ihre Klage selbst uns mit der Welt ver-
söhnet?

Freund! heische keinen Trost! Dir blieb Dein
Saitenspiel:
Mit ihm entschwingt dem niedern Erdgewühl

*) In der Schreckensperiode.

Ein Dichter sich, und blickt auf Dinge, die
geschehen,
Dann still herab aus reinern Höhen,
Weil, ob der Blödsinn murrt, ob sich der Staub
empört,
Ihm nichts den innern Frieden stört.
So schwebt ein Engel oft, auf einer Silber-
wolke,
Hoch über dem bedrängten Volke,
Wenn hier der reif gewordnen Saat
In Sturm und Fluth Verheerung naht,
Dort, zwischen welkenden Gesträuchen,
Die letzte Quelle trocknet; über Leichen
Der Krieg den Hunger führt, und eine Schar
von Seuchen
Giftathmend folgt; bald in die Thäler sich
Von Schneegebirgen schauerlich
Die Gipfel wälzen; bald die Küste bebt und
sinkt,
Und, was sie trug, des Abgrunds Nacht ver-
schlingt.
Welch Angstgeschrey tief in den Klüften,
Welch ein Gewinsel in den Grüften!
Wie blasser Schmerz die wunden Hände ringt,
Und der Verlaßnen Flehn hinauf zur Wolke dringt!

Mitleidig hört der Engel ihre Klage;
Jedoch verzweifelt er nicht an der Erde Glück;
Sein ungetäuschter, fester Blick
Geht in Jahrhunderte zurück,
Forscht in den kommenden; sieht neben kurzer
Plage
Die längre Wonne; sieht umhüllte, bange
Tage;
Der heitern mehr; und Feuer, Welle, Wind,
Wie sie der liebenden Natur Gehülfen sind.

Er weiß: Durch Erde, Luft und Meer hat
tausend Kräfte
Die Allgebärende mit ihrer milden Hand
Vertheilt, und jede nur zum Wohlthun aus-
gesandt;
Oft aber reißen sie, forteilend zum Geschäfte,
Das nimmer ruht, sich aus der Berge Schooß,
Aus hangenden Gewittern los,
Und unaufhaltsam dann, zerschmettern, über-
schwemmen,
Zerstäuben sie, was ihren Lauf will hemmen.
Indeß befruchtet, nährt, erquickt dieselbe Kraft,
Die jetzt hinweg die Garbe rafft,
Vom Zweig die Blüthe schlägt, und nieder

Des Waldes Eiche tritt, Feld, Hain und Aue
wieder;
Denn selbst im Hagelsturz, im Blitz und im
Orkan
Bleibt sie den weisesten Gesetzen unterthan:
Es muß, nach der Natur geheimnißvollem Plan,
Auch was Verderben bringt, ihr großes All
beleben,
Und was am Morgen schreckt, am Abend
Freude geben.

Des mächt'gen Windes Wehn, der von den
Alpen stürmt,
Soll es die Lüfte nicht und nicht die Meere
läutern,
Weil an der Woge, die sich thürmt,
Ein freches Fahrzeug hängt, und Silberflotten
scheitern?
Dagegen tanzt ein leichter West
Liebkosend um der Nachtigallen Nest.

Der Engel weilt bey diesem Lichtgedanken,
Der unter ihm die Schöpfung überstrahlt,
Ihm, wenn, vom Donner noch umrollt, die
Cedern wanken,

In Nachtgewölke schon den Regenbogen malt:
Und, gleich getrost, mit Seheraugen schaut
Ein Dichter um sich her, da wo die Höhen laut
Der Tiefe Jammerton verbreiten,
Weil Elemente nicht, weil Menschenheere streiten;
Weil blinder Aufruhr wild nach Dolch und
Flamme greift,
Los jeden Frevel läßt, auf Gräuel Gräuel häuft,
Bis sich zum Thier herab ein Volk geschändet,
Und, was tollkühner Muth begann, Verzweif-
lung endet.

Zwar wehe dem — er hat kein Recht
An Menschenthränen mehr — der, wenn er sein
Geschlecht
Erniedrigt sieht, von ihm die stolzen Blicke wendet,
Im Anschaun seiner selbst zufrieden, doppelt
groß!
Wie sollte der Gefallnen Loos
Ein frommer Sänger nicht beklagen?
Er trauert, weint um sie; doch ohne zu ver-
zagen.

Die Muse, stets gewohnt, aus gegenwärt'gem
Leid
In frohere Vergangenheit,

In hell're Zukunft sich zu träumen;
Sie, deren Wink gestorbnen Bäumen
Den Ast umlaubt, und Reif und Schnee
Verschwinden heißt, damit auf frischem Klee
Bekränzte Hirtenmädchen hüten —
Die Muse ruft, wie den geflohnen May
In öde Felder, so der Tugend reinste Blüthen
Zurück in eine Welt voll Büberey.
Sie darf der Vorzeit nur gebieten:
Alsbald entsteigt ein graues Alterthum,
Gekrönt mit seiner Völker Ruhm,
Den Gräbern; hohe Thaten drängen
An Thaten sich, begrüßt von göttlichen Gesängen.
Was einst am Nil, am Ganges, in Athen,
Und wo die Tiber fleußt, wo Sparta kämpfte, schön
Und gut und edel war, muß wieder auferstehn.
Erzogen von der Weisheit, gehn
Die Künste schwesterlich durch lachende Gefilde;
Verläugnung, Männersinn, Gerechtigkeit und Milde,
Die man auf Thronen oft, in Hütten öfter sah,
Vereinen sich zum ehrenvollen Bilde;
Und vor der Muse steht die beßre Menschheit da.

Des Menschen Seele ward mit Kräften aus-
gerüstet,
Im Wirken rastlos, wie der Elemente Kraft;
Und so wie diese bildet, schafft
Und ordnet, aber auch verwüstet —
So, wenn im Sturm der Leidenschaft
Die Seele tobt, zernichtet sie die Werke
Der ruhigen Vernunft; so bricht des Geistes
Stärke,
Geschwellten Strömen gleich, sich eine neue Bahn,
Verkehrt Gesetz und Recht, und Denken wird
zum Wahn;
Die Phantasie entbrennt; nicht rascher wüthet
Im Lande Libiens, am weggezehrten Fluß
Der Feuerstrahl des Sirius,
Der Blatt und Knospe tilgt, und Ungeheuer
brütet.
Doch jenes mächtige Gefühl in unsrer Brust,
Das zwischen Lieb' und Haß und Qual und Lust
Umher uns treibt, das innre Licht
Verdunkelt, Hohn der Weisheit spricht —
Dasselbe stählt den Muth, reißt uns von nie-
dern Dingen
Gewaltsam los, um Größres zu erringen.
Was in uns denket, forscht, im Forschen sich verliert,

Aus Zweifeln uns in Zweifel führt,
Bis der vermeßne Geist nicht mehr den Rück-
weg findet,
Bis Hoffnung ihn verläßt, und guter Glaube
schwindet;
Dasselbe, himmelab verliehn,
Geleitet unsern Gang, macht unsre Schritte kühn,
Der Wahrheit nachzugehn; trägt über ferne Meere
Von Pol zu Pol, Gesetz und Weisheitslehre.
Wenn oft vor einem ganzen Heere
Berauschte Phantasie mit ihrer Fackel schwärmt,
Und Königsburg und Tempel und Altäre
Sich dann im Blute baden: so erwärmt
Ihr beßres Feuer, gleich wohlthät'gen Sonnen-
blicken;
Wohin der Wiederschein der reinern Flamme fällt,
Da muß zum Eden sich die nackte Heide schmücken;
Da läßt ein seliges Entzücken
Von rauhen Dornen uns, in dieser Schattenwelt,
Des Paradieses Rose pflücken.

Mag denn das Göttliche, das sich im Men-
schen regt,
Wenn laut sein Herz beym Namen Freyheit
schlägt,

Mag es in zügellosen Horden,
Zum Fiebertraum, zur Raserey geworden,
So wie dem Herrscherzwang, sich jeder Pflicht
Entziehn, die Unschuld vors Gericht
Der Bosheit stellen, und zum Spiel die Brüder morden!
Des Brutus unbewegten Sinn,
Rief ihn die Freyheit nicht zur Heldentugend hin?
Befahl nicht sie den größten Seelen,
Für eines Cäsars Glanz und einer Welt Gewinn
Verbannung, Schmach und Tod zu wählen?
Ist, weil, von Leidenschaft bethört,
Oft ein Tyrannenfeind sein Vaterland verheert,
Weil Räuber sich zu Patrioten zählen,
Darum Tells blut'ger Pfeil und Hermanns Schwert,
Des Lobs der Edlen minder werth?
Mag prahlende Vernunft, den Himmel zu bestürmen,
Ein Riesenwerk zusammen thürmen,
Das, wenns der Wolke naht, im Innersten erbebt,
Und unter seiner Last die trotzige begräbt!
Wie manches Volk, das, angekettet
Von Bonzentrug und Tyranney,

In tiefem Dunkel saß, hat aus der Sclaverey
Vernunft ans Tageslicht gerettet!

Wahr ists: Ein wildes Meer, das seine Riegel bricht,
Der schnell erwachte Sturm, die Wolke, die zerrissen
Ein Land ersäuft, ist so verderblich nicht,
So nicht, mit seinen Feuergüssen,
Der hochaufflammende Vesuv,
Wenn er, was die Natur zum Garten Gottes schuf,
Mit Macht und Graus bedeckt, als die den Finsternissen
Entstürzte Lasterbrut, die weit und breit
Den Zepter führt, Gerechtigkeit
Und Tugend bannt, Verräther lohnet,
Den Greis am Stabe nicht, den Säugling nicht verschonet,
Und unverletzlich doch, bewacht von Henkern, thronet! —
Wer, wenn er selber nicht den Taumelkelch geleert,
Wenn er aus eines Menschen Munde
Noch einen Gruß, an seines Freundes Herd
Noch einen Druck der Hand begehrt,
Wer kann die Brüder so im Bunde

Mit allen Höllengeistern sehn,
Und trocknen Augs vorüber gehn?
Verwaist't auf Erden, schleicht die kleine Zahl
der Guten,
Stilljammernd; ihre Herzen bluten,
Wie Deins, geliebter Gleim! — O klage nur,
Du, der so treulich sucht, um jede Spur
Von edler Menschheit aufzufinden; *)
Der einsam, in umbüschten Gründen,
Wo Frühlingshauch die Flur erneut,
Wo Lerchen steigen, Blumen sprossen,
Sich aller seiner Mitgenossen
An Gottes schöner Sonne freut,
Und auf der Winterau' ein Sterbelied
Dem Veilchen singt, das neben ihm verblüht.**) —
O klage nur um unsre Brüder!
Groß ist ihr Elend, groß! bald aber schmücke
wieder,
An Deiner Grazien Altar,

---

*) Gleim spürte jeder wahrhaft edeln That nach, um das Bildniß desjenigen, der sie verrichtet hatte, in seinen, so genannten, Musentempel aufzunehmen.

**) S. Gleims Lied: An ein Veilchen im Februar.

Die goldne Leyer und das Haar,
Das ruhmvoll unter Lorbern bleichte;
Nimm jenen Kranz, den einst beym Rosenschein
Des Maytags Dir die Muse reichte,
Zum Sänger Dich in ihrem Hain,
Zum Genius der Menschheit Dich zu weihn;
Damit, wenn, rings von Ungewittern
Umlagert, auch die Starken zittern,
Du stehen möchtest, und dem Schrey'n
Der Zwietracht, der Gewalt'gen Dräu'n
Mit Liedern Dich entgegen wagen,
Den Guten, unter Feyerklang
Der Saiten, Trost und Hoffnung sagen,
Und, Deiner Sendung voll, in strafendem Gesang
Den Muth des Frevlers niederschlagen!

In das Stammbuch der Frau von **,

welche in ihrer ersten Jugend dann und wann zum Spiel die Schafe weidete, im Namen einer andern, die wirklich in ihrer Kindheit ein Hirtenmädchen war.

Auf des Kandels grünem Gipfel*)
Trug ich Hirtenhut und Kranz,
Sang ich mir zum Abendtanz;
Und des Walds besonnte Wipfel
Und die Bäche rings um mich
Tanzten mit und freuten sich.
O der guten Schäfersitte!
Welch ein stilles, reines Glück!
Oft noch wünsch' ich in die Mitte
Meiner Herde mich zurück.

---

*) Der Kandel ist ein zum Schwarzwalde gehörender Berg.

Dir, Du Edle, Traute, Holde!
Ward ein glänzender Geschick;
Dennoch weilte gern Dein Blick
Auf der Wiese frischem Golde,
Bey der Sonne Morgenstrahl;
Kindlich hüpfend durch das Thal,
Folgtest Du, gehüllt in Seide,
Lämmerherden auf die Weide.

Immer blieb Dir jener Freude
Süßes Bild; und Deine Hand,
Die, wo sich der Quelle Rand
Mit bescheidnen Blümchen schmücket,
Ihren Hirtenstab umwand,
Diese liebevolle Hand
Hat die meine mir gedrücket.

An ***,
im September 1794.

Könnt' ich singen, o Naide,
Wie ich einst, umtanzt von junger Freude, sang;
Dann, in meinem schönsten Liede,
Säng' ich jenen Sonnenuntergang
Auf den väterlichen Fluren,
Als ich dort mein Kinderparadies
Wiedersah, und dir die Spuren
Meiner Knabenspiele wies.

Einsam stand ich; auf verarmte Beete
Strahlte matt die Abendröthe;
Keiner späten Rose Duft
Hauchte Zephyr in die herbstlich kühle Luft.
Minder lieblich als im Mayenglanze,
Nicht so lachend als im Erntekranze,
Doch voll Anmuth, bot das spätre Jahr
Sein zum Wohlthun nur geschmücktes Füllhorn
dar.
Sey willkommen, rief ich, wo der Apfel winket,
Purpurtrauben glühn, durch Laub die Pfirsich
blinket!

In der Höhe, tief im Thal, am Fluß
Hat Natur, auf allen Wegen,
Ihren Kindern deinen Segen
Hingestreut, daß unter fröhlichem Genuß
Sie erneuten ihren Friedenskuß.
Aber ach! die goldnen Früchte fallen,
Und Empörung schreyt, und Lästerungen schallen
In die Liebesstimme der Natur;
Denn mit gotteslästerlichem Schwur
Droht ein Volk, dem auch sich Traubenhügel färben,
Dem der Oelbaum grünt — die Erde zu verderben.
Und es zog mit wildem Hohn
Durch verbrannte Saaten schon;
Jauchzend wirds am deutschen Rhein
Baum und Rebe niederstürmen,
Ernten dort im obstbeladnen Hain,
Dann zerbrechen ihn und sich zum Bollwerk thürmen.
Ach! wer hält den raschen Lauf
Des Verderbers, wer das Schwert des Würgers auf?
Welche Tage vor mir, bang' und trübe!
Wie der fernste Blick im Dunkel sich verliert!

Ist es auch ein Gott der Liebe,
Der die Welt regiert?

Also klagt' ich; und in sanftrem Lichte
Trat der Mond einher, gelassen, still,
Mit des Freundes Angesichte,
Der uns trösten will.
Schwärzer ward der Ulme Schatten,
Heller neben ihm das Grün der Matten,
Ueberglänzet Bach und Teich;
Jedes Blättchen ruhte — plötzlich im Gesträuch
Lispelts, und wo sich die Zweige regen,
Aus der Buchenlaube Dämmernacht
Schwebst du, o Naide, mir entgegen;
Froh in deinen Armen lacht
Unser Knäblein mit den frischen Wangen,
Das zum erstenmal den Silbermond entdeckt,
Und, das Lichtlein über ihm zu fangen,
Voll von kindischem Verlangen,
Hüpfet, und empor die kleinen Hände streckt —
O, bey deinem holden Neigen
Zu dem Knäblein hin, wie feyerlich das Schweigen,
Als die Unschuld so nach ihrem Himmel wies!
O der Wonne, die mein Herz mich ahnden ließ!
Engel sah ich niedersteigen;

Heilig war die Erde weit und breit,
Andacht überall, und Baum und Busch geweiht.

Sprich, von wannen diese Seligkeit,
Wenn die Unschuld wir an unsern Busen drücken?
Und von wannen das Entzücken
Einer Mutter, die sich ihres Säuglings freut?—
Süßer Glaube! Kommen wird die Zeit,
Da sich jeder bange, trübe
Tag in reinen Glanz verliert,
Und Gewölke nicht den Gott der Liebe
Mehr umhüllen, der die Welt regiert!

April und May.

Der April, dessen Regierung in wenigen Tagen zu Ende war, durchreiste vor seinem Abschiede die ihm anvertrauten Provinzen, um mit eigenen Augen zu sehen, nicht was sie ihm, sondern was er ihnen noch geben könnte. Indessen schickte der May zur Uebernahme seines Regiments allmählig sich an. Zur vorläufigen Besichtigung seines Reichs, ließ er auf einer Regenwolke, die halb von der Sonne beschienen wurde, sich langsam daher führen, und von ungefähr traf er im anmuthigen Breisgau mit dem April zusammen. Dieser hatte sich eben am Eingang eines kleinen Waldes niedergelassen. Vor ihm lag Freyburg, das lustige Städtchen, mit seinen Rebhügeln und Gärten; obwohl die ganze Gegend umher einem Garten ähnlich ist, so lieblich wechseln Kornfelder und Matten und Ge-

hölze mit einander ab. Dazu wird die Landschaft durch eine Menge von Dörfern und einzelnen Meyerhöfen belebt, zum Theil von waldigen Gebirgen umkränzt, und damit es nicht an Ruinen fehle, zeigt sich auf einem der Gipfel das zerfallene Schloß der alten Herzoge von Zähringen. Auch hier dürfte wohl, nach Homer,

— — — — selbst der Unsterblichen einer
Voll Bewunderung stehn, und herzlich sich freuen
des Anblicks.

Aber ihm, der am Eingang des Lustgehölzes das alles übersah, zog es die Stirn in traurige Falten. Auf seinen Lippen war Unmuth, oder vielmehr ein Gefühl von gekränkter Gutherzigkeit. Der May, um die Betrachtungen seines Freundes nicht zu stören, hüllte sich in seine Wolke; doch hatte jener ihn bereits wahrgenommen, und rief ihm zu: Werd' ich auch von dir verkannt, daß du ohne Gruß vorbeyziehen willst? Meinest du vielleicht, es gehe mir, wie den meisten Regenten, die es verdrießt, ihren baldigen Nachfolger zu sehen? O glaube mir! wenn es in meiner Gewalt stühnde, ich überließe dir heute noch die Herrschaft, wenigstens in dieser nörd-

tichen Gegend, die für meine Sorge und Mühe zum Besten der Menschen mir so schlechten Dank weiß. In jenen Ländern, wo ich unter einem mildern Himmelsstrich meine Geschenke austheilen kann, halten die Bewohner mich in Ehren; da rühmen die Jünglinge, preisen die Mädchen mich nicht weniger als dich; da sangen vor zweytausend Jahren schon Dichter von mir, daß ich den Schooß der Erde öffnete, und Gras und Blumen hervorbrächte; sogar widmeten sie meinen Monat ihrer dem Meer entstiegenen Liebesgöttin; und noch heiß' ich am Tiberstrom und an den schönen Ufern des Arno, der grüne, blühende, lachende April. Auch an der Seine borgen sie meinen Namen, um das frohe Jugendalter zu bezeichnen. Hier aber ist meine Arbeit umsonst. Nicht als ob mir am Weihrauch der Menschen so viel gelegen wäre; ihr Loben und Danken wollt' ich missen, geläng' es mir nur, sie glücklich zu machen. Allein, was hilfts, daß ich unter Lerchengesang überall Veilchen aufkeimen lasse, die Beete mit Primeln und Aurikeln, die Zweige mit Blüthen bedecke; daß der Rasen an der Quelle durch mich zu grünen anfängt, durch mich Hyacinthen und Narcissen duften, der Rosenbusch sein

Laub, und der Weinstock Augen gewinnt? Anstatt daß sie, nach den langen trüben Wintermonden, der kleinsten Blume sich freuen, schon am Dornstrauch, wenn er ausschlägt, ihre Lust haben, und jede Stunde benutzen sollten, wo die wärmere Sonne sie anlacht; statt dessen murren sie, wenn dann und wann ein Schneegestöber oder kalte Winde sie erinnern, daß die Zeit der Rosen noch nicht gekommen ist. So verderben sie sich nicht nur die guten Tage, die wirklich da sind, sondern auch den Vorgenuß der besseren, die alles ihnen verkündiget, und schelten mich, weil ich nicht das Unmögliche thue, nicht den deutschen Himmel und Boden auf einmal in den italienischen umschaffe, oder sie aus dem Winter unmittelbar in den vollen Frühling hinüber führe. Deßwegen bin ich der unbeständige, veränderliche April; deßwegen dichten sie menschliche Launen mir an, und geben vor, daß ich mit meinen eigenen Werken eben so umgehe, wie sie mit den ihrigen; daß ich die Lerchen herbeylocke, und, wenn ich ihres Gesanges müde bin, sie durch einen Sturm wieder verjage; die Veilchen, an welchen ich mich satt gesehen, im Schnee verscharre; oder aus langer Weile die Blüthen ab-

schüttle, und Tulpen und Hyacinthen ersäufe; da doch meine Macht, gleich der deinigen, du allen Völkern Willkommner! sich nicht über Wind und Regen erstreckt, und wir, indem wir der Pflanzen und Bäume pflegen, von den Gesetzen der Natur nicht minder abhängen, als die Erdbewohner; nur daß wir uns denselben williger unterwerfen, als sie. Was ich am wenigsten begreife, ist, warum man gar den ersten Tag meines Monats zum Narrentage macht, und, zur Feyer desselben die Leichtgläubigen mit albernen Botschaften umhersendet; gleich als wenn vergebliche Gänge bey ihnen etwas Seltnes wären. Schicken sie doch das ganze Jahr hindurch, in jedem Monat, auf ähnliche Weise sich selbst und Andre, bald hierhin, bald dorthin, um zu holen, was nicht zu haben ist! in den Vorzimmern vieler hochgebietender Herren insonderheit sollte man glauben, daß sie wöchentlich ein Paar Male den ersten April spielten. Oft geschieht es auch, daß nicht der Klügere den Narren schickt, sondern umgekehrt; außer an Höfen, wo man das Spiel am besten kennt, und mehr Feinheit dazu erfordert wird. — Sage nun selbst, fuhr der Redende fort, ob in einem Lande, wo ich dir so

treulich vorarbeite, Wiesen, Wälder und Gärten so herrlich ausschmücke, ob es mir da nicht wehe thun muß, Zeuge von der Unzufriedenheit des grosen Haufens zu seyn, und zum Lohn Verachtung und Spott einzuernten?

Der May hatte sich auf seiner Wolke, die nun von der Sonne gänzlich erleuchtet war, dem Klagenden genähert und mit brüderlicher Theilnahme zugehört.

Deine Beschwerden antwortete er, sind gerecht, wer aber von uns Zwölfen, die wir dem Wechsel der Jahrszeiten vorstehen, wer hat nicht eben so viel Ursache, die Menschen des Undanks zu beschuldigen, oder sie wegen der Art, wie sie unsre Gaben empfangen und anwenden, zu bedauern? Mein Lob ertönt freylich am deutschen Rhein und auf den Schweitzeralpen noch lauter als in den südlichen Ländern, wo die wärmeren Lüfte früher wehen. Bey den Deutschen erhielt ich sogar den Namen des Wonnemonats; von allen ihren Dichtern werden mir Lieder angestimmt; zu allem, was man reitzend schildern will, nimmt man Gleichnisse von mir; Greise hoffen auf mich; Knaben und Mädchen können sich kaum bis zu meiner Ankunft gedulden;

und dennoch, wenn ich erst unter ihnen bin, freuen sich meiner die Wenigsten so, wie es ihre lange Sehnsucht erwarten ließ. Ich rede nicht von denen, welche den Kopf mit Staats- und andern Geschäften angefüllt haben, und, weil sie außer diesen Geschäften nichts ihrer würdig achten, auf meine Blüthen und Blumen einen kalten, flüchtigen Blick werfen, als auf etwas, das man den Müßiggängern zum Zeitvertreib überlassen muß; noch von denen, die, selbst im Angesichte der schönen Natur, Geburt und Rang nicht vergessen, überall standesmäßig sich zeigen, und, wenn sie dann und wann meine Werke in hohen Augenschein nehmen, sie mit einer Miene anlächeln, als wollten sie mich ihrer Gnade versichern. Was darf ich von solchen mir versprechen? Oder was von dem Höfling, welcher nur Hofluft und Hofsonne kennt? Was von dem Weltmanne, der, nicht um mich zu loben, sondern um einen witzigen Einfall anzubringen, viel Artiges über mich sagt? Der Kornjuden, und derer die ihnen gleichen, mag ich gar nicht erwähnen, deren Spatziergänge lauter Besichtigungen sind; die alles, was sie anschauen, berechnen, und das Schöne bloß nach seinem Ertrag zu schätzen wissen.

Kein Wunder, daß ich diesen und mehreren ihres Gelichters wenig Freude geben kann! Aber oft jammert mich des, bey seinem guten Herzen, leichtsinnigen, eiteln Mädchens, wenn ich auch ihm meine Wonne vergebens anbiete, weil es von einem kleinen Wunsche zum andern hinflattert, und von tausend Dingen, die es begehrt, nicht eines recht genießt; wenn es über seinem und seiner Gespielinnen Putze meine Herrlichkeiten nur obenhin bemerkt; ihm selbst die Liebe nach und nach zum Spiel wird, und seine besten Gefühle sich je länger je mehr verwöhnen, bis es zuletzt, als Gattin und Mutter, für den seligsten Genuß des Lebens verdorben, keinen Sinn mehr dafür hat, an der Seite des Gatten hinauszugehen auf die sich begrasende Matte, in den neubelaubten Wald, und da den Jubel der Kinder zu hören. Mich jammert des ungenügsamen unzufriednen Jünglings, wenn er, von Leidenschaften umhergejagt, immer will, was er nicht haben kann, immer seyn möchte, wo er nicht ist, im jungen Busen ein veraltetes Herz trägt, und auf dem Rasen keine Ruhe findet, über welchem, an frisch grünenden Zweigen, röthlich und weiß die Blüthe hängt. Wo singt noch

die Nachtigall treuen Liebenden? Wie selten lagert man sich noch mit jugendlichem Frohsinn auf blumige Wiesen, oder tanzet im Schatten der Bäume! Die reinsten, einfältigsten Vergnügen sind aus dem wirklichen Menschenleben in die Schäferwelt der Dichter verbannt worden. Schade nur, daß selbst die Dichter es nicht alle redlich mit mir meinen; daß ihrer viele nicht um meinetwillen mich lieben, nicht deßwegen an an meinen Quellen und Bächen wandeln, auf einsamen Wegen jede Spur von mir aufsuchen, und in dämmernden Gebüschen auf die Melodie meiner Vögel horchen, weil es ihnen wohl thut; sondern weil sie, gleich den Malern, mich zu ihren Schilderungen gebrauchen, weil ich sie zu Liedern begeistern soll. Nicht aus der Fülle des Herzens, das von meinen Wundern entzückt ist, besingen sie mich, sondern sie versetzen sich in dieses Entzücken, um zu singen; preisen mich, um gepriesen zu werden von ihren Zeitgenossen und von der Nachwelt. — Wie Viele, fragte der holde May, wie Viele bleiben nun, die mir aufrichtig huldigen? Klein ist die Zahl der edleren Seelen, die rein genug lieben, um der mildern Spende der Natur sich im Innersten zu freuen;

die jene Lauterkeit bewahrten, ohne welche sich die enthüllende jungfräuliche Rose minder gefällt, und jenen Frieden, der allein ins Lied der Nachtigall süßen Trost und höhere Ahndungen legt. Mir aber sind die Wenigen genug. Und sollten wir Unsterbliche nicht einmal so weise seyn, wie unter den Sterblichen die weiseren Dichter und Künstler, die auf den Beyfall der Menge keinen Anspruch machen; die, wenn in Bildern oder Gesängen sie das Schöne darstellen, mit der Belohnung zufrieden sind, daß hier und dort ein Geweihter ihr Werk im Stillen segnet?

So sprach er. Da trat im nächstangrenzenden Dorf ein Greis vor seine Hütte, sein kleinstes Enkelchen auf dem Arm. Ein älteres hüpfte mit einem Strauße von Wiesenblumen ihm entgegen. Er sah wechselweise die Kinder, die blühenden Baumäste, das Gärtchen neben der Hütte mit den vollhangenden Johannis- und Stachelbeersträuchen, und den Abendhimmel an, welchen einzelne Frühlingswolken bedeckten. Weit entfernt, das Mindeste noch zu begehren, schien er vielmehr sich zu wundern, daß er des Guten so viel hätte; und obwohl er in dem Augenblicke nicht eigentlich dankte, so war doch in seinem heitern

Lächeln und gen Himmelsehen mehr, als in der besten Danksagungsformel. — Dem April, auf dessen Stirn bereits die Nebel verschwunden waren, überstrahlte nun Fröhlichkeit das Angesicht. Schnell erhob er, im Glanze der untergehenden Sonne, sich von der Erde, und setzte, begleitet von seinem Nachfolger, die angefangene Reise fort.

Beylage.

Den Ursprung des Aprilschickens hat man bisher mit vieler Mühe zu erforschen gesucht; aber nichts als Muthmaßungen herausgebracht. Bekannt ist es, daß Viele solches vom Herumführen Christi, von Pilato zum Herode und von Herode zu Pilato, herleiten. Die Franzosen scheinen diese Gewohnheit nicht zu kennen; wenigstens finde ich in keinem Wörterbuche etwas davon, selbst nicht in dem von Richelet; indessen sagen sie sprichwörtlich: Faire manger du poisson d'Avril, anstatt (wie es das Dictionn. de Trév. erklärt) tourmenter quelqu'un, en lui faisant faire différentes courses. Jenes Dictionnair setzet hinzu: Le mot poisson se met ici pour

passion, par corruption; et le proverbe est fondé sur une allusion froide à la passion de notre Seigneur J.-C., qui arriva vers le mois d'Avril, etc. Diese Deutung des französischen Sprichworts unterstützet die obige Herleitung, welche Adelung einen wunderlichen Einfall nennt. Auch mir ist sie anfänglich so vorgekommen, bis ich daran gedacht habe, wie gewöhnlich es vor Alters gewesen, die wichtigsten Wahrheiten der Religion launig zu behandeln, und ihre heiligsten Gebräuche mit Possen zu vermischen. Noch in meiner Kindheit erzählten die katholischen Prediger am ersten Ostertag ihr sogenanntes Ostermährchen, welches eine drollige Anspielung auf die Auferstehungsgeschichte enthielt, je lächerlicher, je besser. An verschiedenen Orten hielt man vor wenigen Jahren noch am Palmsonntag eine Procession in der Kirche, und führte bey derselben einen gemachten Esel, worauf ein hölzerner Christus saß, herum. Knaben in Chorhemden begleiteten ihn. Diese mußten, sobald ein gewisser Gesang angestimmt wurde, ihre Hemde schleunigst über den Kopf abstreifen, und wer der Letzte war, hieß das ganze Jahr hindurch der Palmesel. Nach geendigter Pro-

cession stand der Esel im Portal der Kirche, wo man, vielleicht in ältern Zeiten aus Aberglauben, in späteren zur Belustigung, Kinder darauf setzte, welche der Sacristan für ein Trinkgeld auf und ab reiten ließ. In einer der größten Städte Deutschlands sah ein Freund von mir, einen feyerlichen Umgang. Nicht weit vom Hochwürdigen zog ein förmlicher Harlekin mit der Pritsche, der allerhand Sprünge und Gaukeleyen machte, die Aufmerksamkeit an sich. Mein Freund nahm alle seine Ernsthaftigkeit zusammen, und fragte nach der Bedeutung dieser lustigen Person, worauf er zur Antwort erhielt: Es wäre der König David, welcher vor der Bundeslade hertanzte. — Wenn ich mir zu den jetzt erzählten Thatsachen andre ähnliche, insonderheit die ehemals am Charfreytag üblichen Drama's, oder, richtiger, Travestirungen der Passion gedenke, so wird es mir weniger unwahrscheinlich, daß denen, die auf jene Ungereimtheiten verfallen konnten, auch das Herumschicken von Pilato zu Herode einen Anlaß zur Kurzweil gab. Ich erkenne darin denselben Geist.

„Andre", sagt Adelung, „leiten es (das Aprilschicken) von einem Feste her, welches in dem Hei-

denthume dem Gott des Lachens gewidmet gewesen, vergessen aber dabey zu beweisen, daß dieser Gott, oder dessen Fest den Deutschen jemals bekannt gewesen." Der Mangel des Beweises, den Adelung fordert, scheint mir, so lange man nicht das Gegentheil darthut, diese zweyte Muthmaßung keineswegs zu entkräften. Meines Erachtens kommt es darauf an, ob jenes Fest wirklich im April gefeyert worden ist. Warum könnt' es, in solchem Falle, nicht eben so gut von den Deutschen nachgeahmt, oder von benachbarten Völkern zu ihnen gebracht worden seyn, als die Bachanalien, welchen wir doch wohl ohne Zweifel unsre Fastnachtsmummereyen und Lustbarkeiten zu verdanken haben?

An den Freyherrn von Zink
in Emmendingen, am 8. Jänner 1795.

Indeß, o Freund! im harten Gleise
Durchs öde Thal Dein Wagen rollt,
Dank' ich der Sonne, die so hold
Herab auf Deine Winterreise
Vom wolkenfreyen Himmel blickt,
Und selbst den rauhen Jänner schmückt.
So grüßet sonst, nach alter Weise,
Sie den zufriednen Pflüger nur,
Wenn auf die neubelebte Flur
Ein warmer Frühlingstag ihn winkt,
Und er ins Joch die Stiere zwingt;
So nur das Mädchen, das im Kreise
Der Hirten junge Blumen bricht,
Mit Birkenlaub den Hut umflicht,
Den Stab mit duftenden Violen;
Dem aber gilt ihr Lächeln nicht,
Der, Zins und Zehnten einzuholen,
Wie Du, von Dorf zu Dörfchen eilt,
Und Körner mißt, und Scheffel theilt,

Und vor Gewicht und Maß und Zahlen
Den blauen Himmel und die Strahlen
Der Sonne kaum bemerkt — doch nein!
Dir glänzet jetzt im Morgenschein
Der zu Crystall gewordne Hain
Nicht minder herrlich; Dich begleiten
Die Lieblingssänger der Geweihten,
Horaz und Uz und Hagedorn;
Auch wartet auf Dein zehntes Korn
Schon manche Wittwe, manche Waise:
Wie sollten nicht bey ihrem Flehn
Gelindre Lüfte Dich umwehn?
Was gut ist, segnet Deine Reise,
Weil, wo Du erntest, Frucht und Wein
Dem Dürftigen, wie Dir, gedeihn;
Indessen Priester und Leviten
Oft durch die reichsten Felder gehn,
Wo sie, umwallt von tausend Blüthen,
Nichts als die zehnte Garbe sehn,
Und Brüder, die verlassen stehn,
An den verweisen, der den Raben
Alltäglich ihre Kost beschert;
Selbst aber, am besetzten Herd,
Kein Brot, den Hungrigen zu laben,
Kein Oel für fremde Wunden haben.

Noch einmal, Freund, der Sonne Preis
Und Dank! und über Schnee und Eis
Dir eine frohe Wiederkehr! —
Daß Dein Getreide nicht zu sehr
Der Scheune vollen Boden drücke;
Dein Becher den Betrübten mehr
Noch als den Ehrengast erquicke;
Verschämter Armuth Deine Thür
Sich leiser öffne; hinter ihr
Das Mitleid harre, das verborgen
Sein Werk verrichten will — dafür
Hilft Deine Gattin treulich sorgen.

Ihr Glücklichen! O gönnet mir
Die Lust, in meinem Winkel hier,
An Eurem Glücke mich zu weiden!
Mir schenkte nichts von Euren Freuden
Das Schicksal; nicht ein Stückchen Feld,
Das ich umzäune, wo ich pflüge;
Kein Plätzchen in der weiten Welt,
Zum Grasen nur für eine Ziege.
Was soll mir, bey des Nachbars Noth,
Mein wenig angekauftes Brod?
Nicht einen Trunk von eignen Reben
Kann ich dem müden Pilger geben,

Und Kinder, welche, vaterlos,
Am Schlehdorn ihren Hunger stillen,
Nicht, wenn der Apfel reift, den Schooß
Mit Früchten meiner Bäume füllen.
Um dieser bessern Freude willen
Ward ich versucht, mir Euer Loos,
Mir Euren Zehnten, klein und groß,
Sammt Euren Hügeln voller Trauben,
Und endlich Haus und Gartenlauben
Und Wiesenwachs, und mancherley
Zu wünschen; heimlich schlich dabey
Der Wunsch ins Herz, von Kummer frey,
Mein Knäblein stattlich zu erziehen.
Mit diesen raschen Phantasien
War quälende Begierde da,
Und Fried' und Ruhe wollten fliehen.
Sie wichen schon; bald aber sah,
Beneben meiner kleinen Habe,
Genügsamkeit mich wieder an,
Und nickte freundlich, und begann
Mir vorzuzählen jede Gabe
Des guten Himmels; fragte dann:
Ob Wünschelruth' und Talisman,
Wenn sie mit Schätzen mich umringten,
Mir Häuser bauten, Aecker düngten,

Und meinem Söhnchen ohne Müh'
Ein Erbgut zauberten — ob sie
Mich, aller Sorgen, aller Bürden
Entledigt, mehr beglücken würden,
Als jetzt mein goldner Mittelstand?
Ob die Bedrängten nicht, bekannt
Mit meiner Schwelle, traulich kämen,
Und aus des heitern Gebers Hand
Ihr Scherflein ohne Seufzer nähmen?
Ob nicht, wo Einfalt redlich wohnt,
Das Morgenroth, der sanftre Mond
Die weissen Wände schöner malte,
Als im Gemach von Cedernholz
Den Purpurteppich, welcher stolz
Dem Sonnenglanz entgegen prahlte?
Und ob der marmorne Palast,
Der kaum des Hausraths Menge faßt,
Dem Reichen jene Freuden brächte,
Die, still und häuslich, nur die Rechte
Der kleinern Wirthschaft sind; die oft
Mit mir, der wenig hat und hofft,
Mein Weibchen unbefangen theilet,
Weil sie bey dem, was früh und spät
Ihr Fleiß erwirbt, zufrieden weilet;
Ein unbedeutendes Geräth,

Das ekler Modegeist verschmäht,
In unsrer Hütte kindlich schätzet,
Am Wasserbecher sich ergötzet,
Den lächelnd sie zum ersten Mal
Auf die bescheidne Tafel setzet,
Und wenn der silberne Pocal
Von meinem Gleim ihr festlich blinket *),
Sich reich an Kostbarkeiten dünket,
Wie ein Lucull im Göttersaal?

Mich schalt, o Freund! bey jeder Frage
Mein Herz; doch war die Reue süß,
Wie einem Jüngling, der die Klage
Des Mädchens hört, das er verließ;
Der seinen kurzen Wahn verschwöret,
Zurück zu der Geliebten kehret,
Und den gebrochnen Bund erneut.
Mit dieser wonnevollen Reue
Umarmt' ich wieder die getreue
Stets lohnende Genügsamkeit.
Seitdem hab' ich durch Wünsche nimmer
Das heilige Gelübd' entweiht,
Zu dienen ihr, die, ohne Schimmer,

---

*) Ein Pathengeschenk meines Freundes.

In Wenigem uns alles beut;
Zu hangen fest an ihrem milden
Holdsel'gen Blick, auf ihren Ton
Zu horchen, und mein Knäblein schon
Beym Kinderspiel für sie zu bilden.
Du kennest, Freund! den kleinen Wilden,
Wie er auf seinem Schaukelpferd
Die Welt vergißt, nichts mehr begehrt,
Und, wenn sein Roß sich nicht bequemet,
Den hölzernen Bucephalus,
Ein zweyter Alexander, zähmet;
Wie dann, im vollesten Genuß,
Mit frohem, lautem Ungestüm
Er hoch die Geißel schwingt, und ihm
Das Auge glüht, die Locken fliegen!
O dieses Auge darf nicht lügen,
Und könnt' es sich ein Rittergut
Erheucheln; dieser freye Muth
Sich knechtisch nicht in Fesseln schmiegen.
Damit der eiteln Größe Schein,
Selbst der von Thronen, nicht ihn blende,
Nie ein gedungenes Ja und Nein
Des Jünglings reine Seele schände,
Soll den noch unverdorbnen Sinn
Mein stiller Gang durchs Leben hin

Im engen Häuschen täglich lehren,
Der unzufriednen Laune wehren,
Durch Arbeit mäßigen Gewinn
Sich schaffen, dulden, und entbehren.
Dann wird er einst, obgleich für ihn
Kein Baum und keine Saaten blühn,
Sich des von Lustgesang durchtönten
Kornreichen Thals mit Andern freun,
Und ohne Zins und ohne Zehnten,
So wie sein Vater, glücklich seyn.

Antwort.*)

Ja, Freund! das stille Glück des häuslich froshen Lebens —
Dieß einzig wahre Glück! — schenkt nur Genügsamkeit:
Wem diese Tugend fehlt, der sucht vergebens
In dem, was Ueberfluß und Rang und Ehre beut,
Wohlthätige Zufriedenheit.
Sie würzt die magre Kost des Armen,
Sein spärliches Kartoffelmahl
Mit Wohlgeschmack, der oft den Schüsseln ohne Zahl

*) Ich glaub' es dem Andenken meines verstorbnen Freundes sowohl, als meinen Lesern, schuldig zu seyn, daß ich die poetischen Episteln des Herrn von Zink an mich, die sich in keiner gedruckten Sammlung befinden, unter meinen Schriften aufbewahre

Auf Königstafeln fehlt; sie läßt sein Herz erwarmen
In seiner Kinder Kreis, in seiner Gattin Armen.
Und Du beym seligen Gefühl
Der Wonne, die sie giebt, bey Deinem Saitenspiel,
Du könntest Reichere beneiden? —
Schenkt Reichthum wohl die reinen Freuden,
Die Dir Dein Geist, Dein Herz, Dein kleiner Fritz gewährt?
Hat für Dein Vaterherz wohl etwas größern Werth,
Als des geliebten Wildfangs Jubeln,
Sein kindlich frohes Thun, die Unbefangenheit,
Mit welcher er sich seiner Suppe freut,
Und Rosen unbewußt auf Deine Pfade streut? —
Mit Diamanten und mit Rubeln
Erkaufet Rußlands Herrscherin
Nicht dieß Gefühl, nicht diesen heitern Sinn!
Was gilts, ich sehe Dich, so ungeübt im Reiten
Du bist, mit Claudius und mit Agesilas, *)
Im Schritt, Galopp, und Trab' und Paß
Den kleinen Reuter noch begleiten?
Nicht wahr? ein Ritt mit Deinem Fritz
Beglückt dich mehr als Haus und Garten,

*) Agesilaus, König der Spartaner.

Als Zins und Zehenden, und als ein Rittersitz?
Die höhern Freuden, die noch künftig Dich erwarten,
Wenn sein Gefühl, sein Geist sich nach und nach enthüllt,
Beym Anblick der Natur des Jünglings Busen schwillt,
Wenn seine Seelenkräfte reifen,
Und seine Kenntnisse sich häufen,
Wenn er, geführt von Deiner Hand,
Das alte Latium, das alte Griechenland
Durcheilt, mit ihren Schätzen sich bereichert,
Und in dem Hochgefühl der eignen Geisteskraft
Sein kleines Glück, als Mann, sich lieber selber schafft,
Als vor den Großen kriecht, und dummen Gönnern räuchert —
Die Freuden sind wohl mehr als jene Schätze werth,
Womit ein Arouet sein stolzes Ferney schmücket,
Als alle Pracht, mit der ein Königssaal entzücket,
In dem ein feiler Schwarm Despoten oft verehrt.

Sey unbesorgt, o Freund, um Deines Söhnchens Glück!

Er wird Genügsamkeit an Deiner Seite lernen,
Und nach der Höfe Glanz, nach Ordensbändern,
Sternen
Und goldnen Schlüsseln sehn mit ungetrübtem
Blick.
Laß immer ihn nicht Rittergüter erben,
Laß, wenn das Schicksal will, ihn arm, wie
Butler, sterben;
Wird ihm zum Erbtheil nur Dein Herz,
Und Deiner Muse leichter Scherz,
So wird er gern den Rath der Weisheit hören,
Und, was der Zufall ihm mißgönnt, vergnügt
entbehren.

Wie glücklich, theurer Freund, ist nicht Dein
Vaterherz!
Du weinst, und lächelnd scheucht Dein Fritz den
kurzen Schmerz;
Dich freut ein kleines Glück, er wird es mit
Dir theilen,
Und in den offnen Arm mit Lustgeschrey Dir eilen.
Du Glücklicher! beneiden sollt' ich Dich;
Wie überschwenglich reich bist Du nicht gegen
mich!
Mich weckt zu seligen Gefühlen

In meiner stillen Einsamkeit
Kein kindisches Geschwätz, das sich bey muntern Spielen
Des jugendlichen Daseyns freut,
Und unbemerkt hinweg die finstern Sorgen plaudert,
Wenn oft mit ihrer Gunst Fortunens Laune zaudert.
Was um mich her zu lachen scheint, ist Trug. —
O Freund, mein größtes Glück verschließt — ein Aschenkrug! —
Seit sechszehn Jahren floß schon manche stille Zähre
Auf jenes kleine Grab, das — meinen Carl umschließt,
Wird fließen, bis mein Geist den neuen Tag begrüßt,
Der in verklärter Geistersphäre
Des Erdenlebens Räthsel mir entschließt: —
Sie blutet frisch die aufgerißne Wunde,
Zerreißt mit namenlosem Schmerz
Das längst verwais'te Vaterherz! —

Wenn einst in jener ernsten Stunde,
Am Scheideweg, der Zeit und Zukunft theilt,

Mit nassem Blick Dein Sohn an Deinem Lager
weilt,
Besorgt und liebevoll auf Deine Wünsche merket,
Sein holder Anblick noch Dein brechend Auge
stärket,
Werd' ich am meinigen die Habsucht lauern sehn,
Und unbeweint aus diesem Leben gehn.

Vertauschtest Du wohl Deine Vatertriebe,
Wohl den Genuß der treusten Gegenliebe
Mit Zinsen, Aeckern, Wiesen, Geld? —
Nein! rufst Du aus: Nicht um die halbe Welt!
Freund, Du hast Recht! — Doch keiner von
uns beyden
Wird je des andern Glück beneiden.

Der Junker und sein Kutscher.

„Da haben wirs!“ rief der Kutscher, welcher seinen alten Junker, einen verabschiedeten Obersten, bey finsterer Nacht über eine große Heide führte. „Da haben wirs! Mit der verdammten Laterne! Sagt' ichs doch gleich, daß ich mit dem einfältigen Lichte mich verirren würde! Im Dunkeln wäre mir das nicht begegnet.“ Nun! schrie der alte Herr, dem das Verirren nichts Neues war: So blase das Licht aus, und mache die Augen noch obendrein zu, wenn du nachher besser siehst! Genug, wenn wir nur an Ort und Stelle kommen! Darauf wandt' er sich mit einem triumphirenden Ton zu seinem Neffen, der ihn begleitete. Merkt Euch das, Vetter! das ist Eure Aufklärung. „Die Aufklärung Mancher,“ versetzte dieser, „mag es seyn; die meinige nicht.“ Er wollte fortreden, als ihn der Kutscher unterbrach, und mit einer Menge von Flüchen betheuerte, daß er sich nicht weiter zu fahren getraute. Rechts und links wären hundert Wege, die sich kreuzten; einer so unzuverlässig als der

andre. Zuletzt könnt' er noch auf das Moor gerathen, und mit Wagen und Pferden versinken. Ich muß warten, fügte er hinzu, bis der Mond aufgeht. — „So recht;" sagte der Neffe. „Sehen Sie, lieber Oheim! das ist meine Aufklärung!" Nicht eine Handlaterne, die auf wenige Schritte nur leuchtet, nur das einzelne Fleckchen hell macht, wo man sie hinträgt; sondern Mondenschein vom blauen Himmel, der über die ganze Gegend sich verbreitet, Vieles zwar im Schatten läßt, aber jedem so viel Klarheit giebt, als er braucht, um auf dem rechten Wege zu bleiben. Sonnenlicht ist freylich noch sicherer; allein unser Leben hier ist eine nächtliche Reise, und, den vollen Glanz zu ertragen, unser Auge noch zu schwach. In der Zukunft erst werden diejenigen, welche den Mondenschimmer benutzen, dahin gelangen, wo man der Sonne sich freut."

Am ersten May.

Der Freyfrau von **.

In Emmendingen.

Holder, lachender May!
Tragen auf den zarten Schwingen
Deine Zephyrs dich herbey,
Nur, um Freude zu bringen,
Liebesknoten zu schlingen,
Tanzende Hirtenmädchen zu sehn?
Willst du, mit der spielenden Rechten,
Nur die Wiese malen, Kränze flechten,
Nur auf frisch belaubten Höhn
Unter Nachtigallgesängen gehn?

Holder, liebender, nein!
Wenn der thauende Morgen
Kaum beginnt, so warten höhere Sorgen
Weit umher auf allen Fluren dein.
In der Blüthen schöne Hülle

Birgst du süße Früchte die Fülle;
Wo der Halm aus grünenden Feldern steigt,
Wo die Rebenknospe sich zeigt,
Da bereitest du, mit lächelnden Blicken,
Most und Korn, die Erde zu beglücken.

Mild ernährender May!
Deine reinste Wonne sey
Für die Wenigen, welche dir gleichen!
So wie zwischen duftenden Gesträuchen
Du voll Anmuth gehst,
Und den Weg mit Blüthen übersä'st
Bey der Haine Melodie;
Also wandeln sie,
Leichten Schritts, dahin durchs Leben,
Scheinen Freude nur zu nehmen und zu geben,
Welkende Blumen nur zu streun auf ihren Pfad;
Aber im Verborgnen heben
Ihre Seelen sich zu edler Menschenthat;
Unter Scherz und Liedern
Schaffen sie Trost den leidenden Brüdern;
Werfen mit ihrer segnenden Hand
Ueber das Gute des Schönen Gewand;
Sinnen und dichten und wirken im Stillen,
Was die kommenden Zeiten enthüllen.

Werde grüner, o Wald!
Haschet euch, ihr jungen Weste!
Tönt ein neues Lied, ihr Aeste,
Das von jenen Hügeln wiederhallt,
Wo, die Thäler zu erfreuen,
Eine Tochter des Mayen
An der Bretma lustigem Ufer wallt!
Liebliche Blüthen, fallt
Sanft herab zu ihren Füßen!
Denn wohin mit wonnigem Grüßen
Sie sich wendet, läßt ihr Blick
Keimende Früchte des Wohlthuns zurück.

Grabschrift zweyer Schwestern,

welche in ihrem blühendsten Alter, an derselben Krankheit, bald nach einander starben.

Sie flochten unschuldvoll am Kränz der Jugendfreude;
Da ließ ein Engel sie die bessern Kränze sehn,
Ließ seine Friedenspalme wehn;
Und sie umarmten sich: „Komm, Schwester!" sagten beyde:
„Der Engel winkt uns, heimzugehn."

Theaterreden

für die Illenbergersche Schauspielergesellschaft, gesprochen zu Freyburg im Breisgau von Madame Dobler.

1.

Prolog bey Eröffnung der Bühne,

im Februar 1796.

Der schauervolle Krieg, der mit des Franken Blute
Das Blut der wackern Deutschen mengt;
Hier Rosengärten tilgt, und Saaten dort versengt;
Von dessen gift'gem Hauch das Schöne, wie das Gute,
Wo nicht im zarten Keim verdirbt,
Doch, wenns empor gegrünt, mit seinen Früchten stirbt —
Der schauervolle Krieg verheeret
Nicht unter obstbeladnen Bäumen nur
Die Mutterwerke der Natur
Und ihrer Kinder Fleiß auf frisch gebauter Flur;

Die mildern Künste selbst, genähret
Im Frieden an der Freude Brust,
Erzogen zu der Völker Lust,
Die mildern Künste selber wallen,
Wo ihre Werkstatt Raub und Frevelthat ent-
weihn,
Nicht sichern Fußes mehr. Verscheucht, wie
Nachtigallen,
Wenn tief in ihren stillen Hain,
Von Hirten sonst begrüßt, an Lieder nur ge-
wöhnet,
Der Männer Feldgeschrey, des Rosses Wiehern
tönet —
Verscheuchet ziehn am öden Rhein
Die unbefangnen Göttermädchen
Umher, ob irgend noch ein Städtchen
Sie bergen will. — Und so, mit unsrer Kunst,
Mit unserm oft gehemmten Spiele,
Durchirrten wir der Länder viele,
Bis — O wir hofften nicht umsonst auf Eure
Gunst! —
Bis wir es wagten, hier ein Obdach zu erflehen,
Um ruhig, wenn ein Frühlingsstrahl
Uns wieder leuchten soll, entgegen ihm zu
sehen.

Wir kommen, wenig an der Zahl,
Weil Mißgeschick und Furcht vor Uebeln, die
uns dräuten,
Die größre Herde längst zerstreuten:
Darum erwartet nicht im bunten Feensaal
Der Oper festliches Gepränge,
Nicht Mozards Saitenklang und zaubrische
Gesänge —
Denn ihm, dem Genius der Zeit,
Der sich — Ihr Gönner, o verzeiht! —
Zu sehr des Wunderbaren freut,
Ihm können wir für jetzt kein Opfer bringen.
Kein Papageno wird im Federputze singen,
Mit Abenteuern Euch kein Oberon umringen.
Was aber mehr dem Herzen sagt,
Als leerer Pomp; wie treue Liebe klagt,
Der Unschuld reiner Blick zum Himmel sich er-
hebet;
Ein fester Sinn da, wo der Feige bebet,
Gerecht und wahr, sich selber traut,
Und sorglos in die Nacht der Wetterwolke schaut;
Was nicht in Tönen bloß dem Ohr vorüber-
schwebet,
Was durch lebend'ges Wort den guten Seelen
Kraft

Und Trost gewährt, und beßre Bürger schafft;
Auch muntern Scherz, der zwar kein rothes
Käppchen trägt;
Den aber gern die Welt der Klügern höret,
Weil er, von Grazien gepflegt,
Uns lächelnd hohe Pflichten lehret:
Ihr Gönner! das geloben wir;
Und überall soll uns Natur und Einfalt leiten.

O nehmt uns auf, wie man in jenen Zeiten
Die Schauspielkunst empfing, als noch, von frem-
der Zier
Entfernt, sie Stadt und Dorf entzückte,
Noch ohne Sängerchor und ohne Kleiderpracht
Ihr kleineres Gerüst mit grünen Zweigen schmückte!
Da wurde herzlicher geweinet und gelacht,
Und tiefer in die Seelen drückte
Sich jeder Weisheitsspruch. —
Nicht Beyfall, nur Geduld,
Ihr Gönner! wenn uns Eure Huld
Die Arbeit lohnt, so wird sich unser Häuflein
mehren;
Und dann in vollen, lauten Chören
Hier unsern Dank! Mit neuer Melodie
Soll über uns die Luft sich füllen,

Der Bühne täuschende Magie
Das Reich der Schatten Euch und den Olymp
enthüllen.

2.

Abschiedsrede.

Im May 1797.

Den alten Spruch: „Es sey das Leben hier
Nur eine Pilgerschaft zu nennen;
Ein Kommen nur und Gehn, sich Finden
und sich Trennen:"
Wer lernt ihn täglich so beherzigen als wir,
Die stets ein fremdes Dach empfängt, am
fremden Herd
Des Glückes Eigensinn, des Zufalls Grille nährt?
So weit wir unsre Kunst und ihren Ursprung
kennen,
War immer ihr dasselbe Loos beschert;
Der ersten Bühne Principal
Sah man sein kleines Personal
Bereits umher auf einem Karren führen,
Und rohen Bauern oft, beym lust'gen Bachanal,
Die Helden Griechenlands in Liedern vortragiren,
Um schlechten Lohn, doch minder kümmerlich,

Als unter uns; warum? es brauchte wenig
Zur Oper noch; der Held und König
Trat barfuß auf; Göttinnen malten sich
Die Wange, statt Pariser Schminke,
Mit Hefen, und die Macht geheimer Zauberwinke
Verwandelte die Scene nie.
So reis'ten, ohne Gold und ohne Wechsel, sie,
Voll hohen Muths, Begeistrung in den Blicken,
Von Dorf zu Dorf; ein jedes gab genug;
Die ganze Garderobe trug
Der Virtuos' auf seinem Rücken;
Und, o wie leicht, wie fröhlich wird der Zug,
Bey leerem Beutel selbst, wenn keine Schulden
drücken!

Ach' aber unser Pilgerstand,
Seitdem die fein're Welt ein beßres Spiel begehret,
Seitdem die Mode Perl' und Band
Und Federbusch und Galakleid erfand,
Wie haben Noth und Arbeit ihn erschweret!
Der Karren wurde bald zum größeren Gerüst;
Mit Sängern paarte sich der Tänzer und Statist;
Es folgten schön geschmückte Bühnen,
Orchester, Vorhang und Maschinen,
Theaterpomp und Feerey.

Da gabs der Aemtchen mancherley,
Vom Sologeiger bis zum raschen Paukenschläger,
Vom Architekt zum Zettelträger,
Und eine Sorge rief die andre nun herbey.

Wird Sorge Kummer erst, geht freyer Muth verloren,
Weil im Gefolg erwachter Creditoren
Der böse Dämon droht, sein Debet in der Hand,
Der einst vor Theodor, dem Corsenkönig stand;*)
O dann — jedoch zu weit verirrt sich meine Klage —
Verzeiht, ihr Gönner, uns an unserm Abschiedstage
Den Wunsch, indem wir ohne Scheu,
Was die Coulisse birgt, getreu,
Obschon mit schwachen Farben schildern,
Des Kenners Richterspruch zu mildern!
Wir wissen: Oefters ward des Schauspiels Gang gehemmt;
Wir selber fühlten unsre Schwächen;
Allein der Busen war beklemmt,
Und sollte doch im Ton der Freude sprechen.

---

*) In der bekannten Oper: Il Re Teodoro.

O mögen jene Freuden all,
Die wir Euch nicht gewähren konnten,
Beym Frühlingsruf der Nachtigall,
An grünen Ufern, auf besonnten,
Mit Blüthen überdeckten Höh'n,
Im Hauch des Zephyrs Euch umweh'n,
Umtanzen Euch auf neubegrasten Weiden! —
Lebt wohl! und gönnt der mangelhaften Kunst,
Zum Troste noch, bevor wir scheiden,
Ein kleines Zeichen Eurer Gunst!

An den Freyherrn von Zink in Emmendingen.

Freyburg, am 2. Februar 1796.*)

Hier, wo dein Schattenbild, du Lieber,
Vertraulich sich zu mir gesellt,
Der kleinen Tafel gegenüber,
Die, sanft vom Morgenlicht erhellt,
Um langer Trennung Qual zu lindern,
Mir Schlossers Bild in seinen Kindern
Lebendig vor die Seele stellt;
Hier duftet mir ein Strauß von frühen
Schon offnen Veilchen — wie sie blühen!
Du glaubtest nicht, daß sie verzagt

---

*) Emmendingen, diese kleine, angenehme Stadt, drey Stunden von Freyburg, wurde zu der Zeit öfters von mir besucht, als mein Freund Schlosser dem dortigen Oberamte vorstand.
Die Witterung im Februar 1796 war so gelind, daß man den Frühling weit eher als gewöhnlich erwartete.

Der Wintererde sich entwagt —
Und jedes schmeichelt mir, und sagt:
Es werde bald, von Melodien
Umtönt, der blüthenvolle Hain
Dein Wiedersehn mir prophezey'n.
Jedoch, bevor aus seiner Hülle
Das erste Laub der Birke dringt,
Wenn kaum hernieder in das stille
Verlaßne Thal die Lerche singt,
Dann ebnet schon die Sehnsucht mir
Den kurzen Weg, o Freund! zu dir;
Den Weg der Wonne, den vor Zeiten
Für mich die schönsten Götter weihten,
Als mancher hergeflogne Brief,
Zu manches Festes holder Feyer,
Mich noch in Schlossers Arme rief.
O, meinem Herzen, wie so theuer
War deine Flur, dein Städtchen da!
Wie jedes Dörfchen, das ich sah,
Mit jedem Zaun und jedem Stege,
Mir so bekannt auf diesem Wege!
Wie hell vom reinen Himmel schien
Die Sonne dort ins frische Grün!
So boten die bekränzten Matten
Der Herde nirgend ihren Schatten!

Auch dann, wenn dürre Stoppeln nur
Die Felder, wo ich einsam fuhr,
Bedeckten, wenn bewegt vom Sturm
Die Wälder heulten, Dorf und Thurm
Vor mir im tiefsten Nebel lagen,
Auch dann, in ihrer Herbstgestalt,
Erheiterten sich Wies' und Wald;
Denn Liebe lenkte meinen Wagen.
Sogar in Nächten, wo kein Stern
Den rauhen, kalten Himmel schmückte,
War mir das Lämpchen, das von fern
Aus einem Hüttenfenster blickte,
Wie Mondesschimmer unterm Dach
Von Lindenblüthen. — Aber ach!
Die bange Stunde schlug; ich drückte
Des Freundes Hand, die mich beglückte,
Zum letzten Mal; da tönte schwach
Mir am verstummten Mühlebach
Des Finken Lied; da regte sich
Die hohe Pappel schauerlich;
Die Blümchen flüsterten den Weiden
Ihr Lebewohl, und wollten scheiden.

Seit jener Stunde lockten mich
Auf meinem so geliebten Wege

Vergebens Nachtigallenschläge;
Die Sonne kam, die Sonne wich:
Matt war ihr Glanz, die Sternlein trübe;
Doch weinend pries ich noch die Liebe.

Und die Getreue sandte dich;
Sie ließ in goldner Morgenstunde
Den ersten Trost aus deinem Munde
Mich hören; und der erste Thau
Erquickte wieder Feld und Au;
Wie vormals war der Himmel blau,
Der Busch von leichtgeschwingten Westen
Durchsäuselt, und zu kleinen Festen
Lud wieder mich dein Städtchen ein.

Darum, o Freund! gedenk' ich dein
Bey diesen Veilchen; dir allein
Verdank' ich jedes süße Hoffen,
Verdank' ich, daß von Neuem offen,
Wie Blumen, die ein Zephyr küßt,
Mein Herz den Frühlingslüften ist.
Wer, wenn ich traurig weggewandt
Von jungen Rosenknospen stand,
Wer eilte mir, wie du, entgegen?
Dir war des Freundes Klage werth;

Du winktest mich an deinen Herd,
Als hätte Schlossers Brudersegen
Ein Plätzchen da für mich erfleht —
Und o, er thats! Zum öftern geht
Er noch, in der Erinn'rung Träumen,
Wehmüthig unter jenen Bäumen,
Von ihm geliebt, von ihm gepflanzt,
Von seinen Kindern froh umtanzt,
Wo Gottes Luft ihm sanfter wehte,
Und lispelnd sein Gefühl erhöhte,
Zu ahnden, was den reinen Geist
Beseligt, Wahn den Thoren heißt;
Dort geht in grünen Dämmerungen
Stillsinnend, Arm in Arm geschlungen
Mit seiner Gattin er, und zeigt
Dahin, wo lustig zwischen Reben,
Von buntem Wiesenplan umgeben,
Empor dein Gartenhügel steigt;
Und beyde lächeln dann, und senden
Dir leisen Gruß im Abendglanz,
Weil du mit nimmer laßen Händen,
Sobald die Rosen mir im Kranz
Der Freude welken, neue findest;
Wenn aber alle dir verblühn,
Um meine Leyer Wintergrün

Nebst ewig frischer Myrthe windest.
Und hat dein eigner Saitenklang
Durch ungekünstelten Gesang
Nicht oft die Muse mir versöhnet,
Nicht jede Sorge weggetönet?

Freund! O wie Vieles gabst du mir!
Nimm, weil ich nichts zu geben habe,
Zufrieden einst von meinem Grabe
Den ersten Veilchenstrauß dafür!

Antwort.

Emmendingen, am letzten Februar 1796.

Ein Veilchenstrauß von deinem Grabe?
Welch trauriges Geschenk, o Freund! für mich,
Der ich der Freunde wenig habe,
Des Namens werth! Soll einst die Aue sich
Mir neu beblümen ohne dich,
So werd' ich schweigend gehn an unsern Bächen,
Und nicht des Ufers Blumen brechen.
Auch wird der Frühling dann dir keine Veilchen
streun;
Obwohl bescheiden sie prachtvolle Beete fliehen,
Und gern im stillen Thal, wie deine Tugend,
blühen.
Dein Grab — so hört' ich einst die Muse pro-
phezey'n —
Umduften jugendliche Rosen,
Geschaffen, über deinem Staub sich
liebzukosen,
Und ihrer kleinen Schöpfung sich zu
freun. *)

---

*) Die Gräber der Dichter, von Michaelis.

O möge bis dahin noch manchen Stein
Auf stolzer Gruft der Jahre Gang bemosen!

Wie aber lohn' ich dir dein liebendes Gedicht?
Erquickender ist Sonnenstrahl dem Greise,
Ist, wenn der Boden glüht, auf mühevoller Reise
Dem Wandersmann die Quelle nicht,
Die kühle Lüfte leis' umschweben,
Als meinem Herzen dein Gedicht.
Könnt' ich zur Hälfte nur das Glück dir wiedergeben,
Das ferner keines Freundes Herd
Auf diesen Fluren dir gewährt!
Denn ach! wie dürftig muß dir unser Städtchen scheinen,
Wo dich mit Schlosser und den Seinen
Der Liebe festgeknüpftes Band
Vereinte; wo ein Druck der Hand,
Ein Blick, ein Wort aus treuem Munde
In mancher leidenvollen Stunde
Dir Balsam in die Seele goß!
Da ward, in sorgenlosen Tagen,
An Schlossers Arm, dir süßes Wohlbehagen,
Wenn trauliches Gespräch von seinen Lippen floß;
Da ging, wie Frühlingsglanz, aus ihrer Dunkelheit

Die Wahrheit leicht hervor; und tiefer Gründ-
lichkeit
Gab frohe Laune das Geleit.
Genug, o Freund, um andres zu entbehren!
Ein Geist, den deinigen zu nähren,
So überreich! Sein Haus, ein Sammelplatz
Für Deutschlands Edle, wo entkleidet
Von jenem Prunk, den ächte Größe meidet,
Die besten Fürsten einen Schatz
Erprobter Weisheitslehren fanden;
Am kleinen häuslichen Altar
Die Hoheit sich vergaß, die Vorurtheile schwan-
den,
Und nur der Mensch daheim bey guten Menschen
war!

Noch oft besuch' ich jene Bäume,
Von ihm geliebt, von ihm gepflanzt,
Von seinen Kindern einst umtanzt,
Wo durch der Blätter enge Zwischenräume,
Kommt erst der May zurück, die Morgensonne
dringt,
Und einsam Philomele singt.
Mit ihr stimm' ich der Sehnsucht Klagen an,
Und fühl' um Stirn und Wange dann

Von Schlossers Geist das sanftre Wehen.
Jetzt ist die Freude mir versagt,
Mich, wenn im Ost der Himmel tagt,
In jenen Schatten zu ergehen;
Noch minder gönnt die schweigende Natur
Auf ihrer todten Winterflur,
Auf ihren unbelaubten Höhen,
Umstürmt von rauhen Winden, mir
Den frohen Gang, o Freund! zu dir.
Jedoch, sobald der Lenz die Lüfte wieder wärmet,
Um ihren Blüthenbusch die erste Biene schwärmet,
Ergreif' ich meinen Wanderstab,
Und walle — nicht zu deinem Grab,
Um dort mit thränenschwangern Blicken
Dein trauriges Legat zu pflücken —
Mit leichtem Muth und heiterm Sinn
Eil' ich zu dir und unserm Schnetzler hin.

Der Wiedehopf.

Vor einem schön vergoldeten Sylvan
Ließ einst auf weitem, grünen Plan
Ein Wiedehopf, dem Grenzpatron zu Ehren,
Sich laut mit einem Hymnus hören.
Die Nachtigall verstopft ihr Ohr,
Und dem gesammten Sängerchor
Sträubt jede Feder sich empor.
Doch saßen sie umher, voll Andacht in den Mienen;
Denn weislich sprach der klügste unter ihnen:
Vielleicht, daß dieß Geschrey dem Goldnen dort
behagt;
Mit Liedern pflegt es wunderlich zu gehen;
Es sollen, unter uns gesagt,
Nicht alle Götter sich auf die Musik verstehen.

Die Verlobten.

Wohl dem Jüngling, der im Kreise
Wilder Freuden, unbethört,
Wachend über sich, die leise
Stimme seines Herzens hört;
Der in Dämmerlauben still
Auf das Lied der Musen achtet,
Nach dem Lob der Edeln trachtet,
Und zum Guten nur das Schöne will!

Ihm gelingts, die Zauberkünste
Junger Phrynen zu verschmähn,
Und dem zartesten Gespinnste
Der Versuchung zu entgehn.
Locket gleich verbotne Lust
Ihn mit Lydisch weichen Tönen,
Immer trägt das Bild des Schönen
Er, als Heiligthum, in seiner Brust.

Und sein Herz wird lauter schlagen,
Von der Mayenluft umschwebt;
Quell und Aue wird ihm sagen,
Daß für ihn die Traute lebt,

Die dem holden Bilde gleicht,
Die der Unschuld erste Züge
Rein erhielt, der in der Wiege
Grazien die Götterhand gereicht.

Auszuspähen die Geweihte,
Schrecket ihn kein Dornenpfad,
Bis sie schüchtern, im Geleite
Hoher Tugenden, ihm naht.
Einfalt ist ihr Feyerkleid;
Sittsam, wie der Busen, wallte
Stets ihr Schleyer; jede Falte
Spielt in eigner, sanfter Lieblichkeit.

Wohl dem Mädchen! Still verlangend,
Ging auch sie durchs frische Grün,
Fest an einem Bilde hangend,
Das in Träumen ihr erschien. —
Wie der Wange Purpur glüht!
Und ein Seufzer sagt: Er ist es!
Und der Jüngling ruft: Du bist es!
Und der Waldgesang wird Hochzeitlied.

An die Frau von **,
welche einen Garten anlegte, um selbst darin zu arbeiten.

Freundlich ist die Erde
Ihren Kindern, die sie trägt;
Mütterlich hegt
Sie den Halm, die Staude, nährt und pflegt,
Wie des Waldes Gewild, den Hirten, die Herde;
Freundlich ist die Erde
Allem Lebenden, das ihr vertraut;
Freundlicher dem, der liebevoll sie baut;
Der zum Acker die Wüste bereitet,
An der Hütte sein Gärtchen umpfählt,
In das Wiesenthal entfernte Bäche leitet,
Und die junge Rebe vermählt.
Holder schmücket sich für ihn
Feld und Aue, schöner blühn
Ihm die Zweige; mit helleren Farben
Lacht die Kirsche durchs Laub, und goldner
sind die Garben.

Aber nicht die kornbedeckte Flur
Und die hochbegras'te Weide,

Nicht die reifende Frucht, die knospende Ranke
nur —
Jedes Rauschen, jedes Säuseln der Natur
Bringt ihm süßere Freude.
Wie erquickend weht
Um sein dürres Pflanzenbeet
Ihm das Lüftchen! welcher Segen
Schimmert im Thau, der an den Büschen hängt,
Rieselt herab im leisen Regen,
Der die lechzende Blume tränkt!
Und wo sich die Hagelwolke senkt
Unter lauten Donnerschlägen,
O wie dankend hebt
Er den Blick empor, wenn sie vorüber schwebt,
Wenn der Friedensgürtel sie umwindet,
Und den Saaten Sicherheit verkündet!

Siehe! der Wonne so viel
Harret dein, weil mit des Feldes Geräthen
In der zarten Hand, gewöhnt an Grazienspiel,
Du den Hügel ersteigst, dein Ländchen zu
gäten,
Zu bepflanzen, Lauben zu bau'n,
Und am Sprößling einst die lohnende Frucht zu
schau'n.

Auf dem stillen Hügel dort
Wird Natur dir manches traute Wort
Aus der abendlichen Laube flüstern,
Dich mit allem zu verschwistern,
Was die Mutter Erde trägt;
Mit dem Bäumchen, das sich regt,
Mit der Blume, die ein linder Hauch bewegt.
Schwester! ruft es dann von allen Seiten;
Schwester! murmelt dir des Baches Lauf;
Und vergoldete Wipfel deuten
Nach der Sonne letztem Glanz hinauf.
Da, wo sich im Thau die Büsche kühlen,
Wirst du wandeln, seh'n den schaffenden Geist,
Den die kleinste Pflanze preis't,
Und dich liebender noch und noch geliebter fühlen.

An Gleim.

An seinem Geburtstage, den 2. April 1796.

Freund! an deiner Holtema *)
Sah ich in beglücktern Zeiten
Diesen Tag zum Klang der Saiten
Mit den Musen tanzen, sah
Veilchen dir in allen Gründen
Sich zu Liebesketten winden;
Welche Lustgesänge da!
O wie waren mit Gleminden
Alle Freudengötter nah!
Dort, an deiner Holtema,
Schließen unsre Freunde wieder
Ihren Kreis um dich, und Lieder
Singen unsre Sänger dir.
Ach! indessen trübt sich mir
Fern von meinem Gleim, die helle

*) Die Holzemme bey Halberstadt.

Dreisam *); ihrer Silberwelle
Leiser Schlag auf fremder Flur
Murmelt banges Heimweh nur. —
Aber nein! vergieb die Klage!
Lassen unsre schönsten Tage
Nicht im Fliehn ihr Bild zurück?
Lächelts nicht, wie Sonnenblick,
Mitten unter spätern Leiden
Noch aus weiter Fern' uns an?
Unverwelklich sind die Freuden
Dem, der Freude fühlen kann.
Nein! auch hier auf Frühlingsbeeten
Wird das Veilchen blau; es röthen,
Seit der Nord dem Zephyr wich,
Schon der Blumen viele sich;
Und mein Knäblein wird sie finden
Und mein Weibchen Kränze winden;
Denn es soll, zum ersten Mal,
Unter Blumen dein Pokal **)

---

*) Ein Fluß bey Freyburg.

**) Ein Pathengeschenk, mit der Aufschrift: Seinem Pathchen u. s. w. von dem Freunde seines Vaters, dem alten Oheim.

Festlich stehn, und Freude spenden.
Jauchzend hebt mit beyden Händen
Ihn mein Kleiner dann empor;
Von den laut gewordnen Wänden
Schallt es, wie ein Jubelchor.
Freund! da nenn' ich dich, und drücke
Weib und Kind an meine Brust;
Labe mich an vor'gem Glücke,
Singe von zukünft'ger Lust,
Wenn, dem Guten und dem Schönen
Einst mein Knabe treu und hold,
Liebend deinen Becher krönen,
Theurer, als des Bechers Gold,
Achten wird das Wort der Weihe,
Das ihn heiligt, und verstehn,
Was es heißt, ihn ohne Reue
Lebenslänglich anzusehn.

Kommt mir nun die letzte Feyer
Dieses Tages; soll die Leyer,
Die du selber mir bespannt,
Ewig ruhn; ist deine Hand
Ihrem süßen Saitenspiel
Auch entsunken; strahlt am Ziel
Ihr der beßre Kranz entgegen —

O so geht auf öden Wegen
Mein verlaßner Sohn, und weint
Um den Vater, um den Freund
Seines Vaters; feyert still,
Wo dem blumigen April
Sich das Winterthal verjünget,
Deiner Muse Fest, und bringet
Ihr auf häuslichem Altar
Erstlinge des Frühlings dar;
Lernt von ihr, daß man, verborgen,
Edle Thaten edler übt;
Daß ein Sinn, der Weisheit liebt,
Gleich dem Deinen, nie getrübt
Von der Erde nicht'gen Sorgen,
Helle Nächte, heitre Morgen,
Und ein frohes Alter giebt.

Am Vorabend des ersten May.

Wem rühren wir die goldnen Saiten,
Mit diesem Blüthenzweig im Haar?
Der zwölfe Schönstem, die das Jahr
Daher am hohen Himmel leiten;
Dem von der Freude längst herbey
Gewinkten May!

Zwar jeder Mond hat seine Tänze,
Und jedem ward sein Schmuck verliehn;
Den ärmsten bleibt ihr Wintergrün;
Doch trägt den lieblichsten der Kränze,
Umtönt von jubelndem Geschrey,
Der bunte May.

Den Thälern kündigt seine Feyer
Das Morgenlied der Hügel an;
In Wäldern singt, was singen kann;
Die Harfe rühmt, es lobt die Leyer,
Es preisen Flöt' und Feldschalmey
Den holden May.

Denn, wo mit Reif bedeckten Schwingen
Der Rabe jüngst den Stürmen rief,
Kein Pärchen auf den Aesten schlief,
Und Hirt und Hirtin einzeln gingen,
Da gehn im Grünen zwey und zwey,
Gelockt vom May.

Schon sieht man bey den Mädchenreigen
Im nächsten Lenz' ein Mütterchor;
Die Kinder heben sie empor
Zum rosigen Gewölk, und zeigen
Sie unter süßer Schmeicheley
Dem Vater May.

Und wieder grüßt der Vögel Kehle
Den Hain, den Frühlingsluft durchweht;
Und jede weis're Mutter fleht
Für ihrer Tochter zarte Seele,
Daß sie am Wohlthun ähnlich sey
Dem guten May.

Der Vater wallt in stillen Gründen
Mit seinem Sohn, und lehret ihn,
Wo Rosen, Busch und Acker blühn,
Den heiligsten der Tempel finden,
Zu beten ohne Heucheley,
Umstrahlt vom May.

Die also beten, die belebet,
Als Greise noch, auf ihrer Flur
Das milde Säuseln der Natur;
Und leicht, wie Blüthendüfte, schwebet
Ihr Geist hinüber, froh und frey,
Zum bessern May.

An die Laute.

Im Juny.

Auch dir, verlaßne Laute,
Die vormals die Vertraute
Von meiner Muse war,
Als, Myrthen noch im Haar,
Ich manchen Festaltar
Den Huldgöttinnen baute,
Auch dir, verlaßne Laute!
Soll nun das schön're Jahr
Halb offne Rosen bringen.
Denn wisse! nie gereu'n
Mich unsre Jugendspiele
Im Amorettenhain,
Wenn gleich der Stolzen viele
Aus ihren Wolkenhöh'n
Auf sie herunter seh'n.
Die ächten Weisen merken
Auf sanften Liederton;
Und auch den kleinsten Werken
Der Muse bleibt ihr Lohn.

Befrage jene Richter
In ihren Wolkenhöh'n,
Durch wen des Himmels Lichter
Die Strahlenwege gehn!
Wer gab den Blitzen Flügel,
Dem Weltmeer seine Riegel,
Den Strömen ihren Lauf?
Wer thürmet Felsen auf,
Und läßt, mit frohem Beben,
Empor die Ceder streben?
Ists nicht dieselbe Hand,
Durch welche Busch und Weiden
Sich lächelnd ins Gewand
Des Blüthenmondes kleiden?
Ists nicht dieselbe Hand,
Die mit Vergißmeinnicht
Den Silberquell umflicht?
Sie winkt der Morgenröthe;
Sie schaffet Tulpenbeete;
Sie malt den Schmetterling;
Nichts achtet sie gering.
Vom Bogen in den Lüften,
Zum Steinchen in den Klüften,
Zur Muschel tief im Meer
Blieb nichts von Schönheit leer.

Und Sänger sollten nur
Den Flug zur Sonne nehmen,
Sich kleiner Lieder schämen,
Indessen die Natur
Der Anmuth holde Spur
In Berg und Thäler drücket;
Das Große prachtvoll schmücket,
Und Farben, hell und zart,
Dem Kleinen aufbewahrt?

Ihr Thoren! immer blicket
Auf unser Spiel herab,
Das Andern Freude gab!
Wir lachen eures Spottes:
Was Menschenfreude mehrt,
Ist selber eines Gottes
Und seiner Schöpfung werth.

Danklied der Breisgauer Landleute, gesungen ihrem Landschaftspräsidenten, dem Frey-herrn von Baden.

Im Juny 1797.

Birgt immer noch ein Nebelflor,
Du liebe Sonne, dich?
Verlaß die Wolken; blick' hervor!
Es lohnt der Mühe sich!

Hilf feyern uns ein frohes Fest
Dem wackern Ehrenmann,
Der, wie dein Strahl, uns nie verläßt,
Uns nie verlassen kann;

Wie du, nicht achtest leeren Dunst,
Der aufsteigt und verweht,
Und, unbesorgt um Menschengunst,
Die Bahn des Rechtes geht.

Das Zeugniß einer fremden Hand,
Was solls dem Ehrenmann?
Ihm zeugt sein Herz; das Vaterland
Hängt ihm das Siegel dran.

Denn als der Feind mit bitterm Hohn
Durch unsre Heere brach,
Als zitternd unsre Wächter flohn,
Und Keiner für uns sprach,

Da bot mit waffenlosem Arm,
Vergessend der Gefahr,
Umlagert von der Franken Schwarm,
Er sich zum Vormund dar.

Sein Wort, des Volkes Schutz und Wehr,
Schuf uns ein sanftres Joch;
Auf Breisgaus Feldern weit umher
Stehn unsre Hütten noch.

Wenn muthig nun der Mäher singt
Zu seiner Sense Klang,
Der Schnitter heim die Garben bringt —
Dann tönt ihm unser Dank.

Und bey dem tröstlichen Geläut
Der Glocke, früh und spät,
Schließt Greis und Kind ihn allezeit
Mit Thränen ins Gebet.

Erntelied.

Stadt und Thürme schwinden!
In umbüschten Gründen
Macht das reich begabte Feld
Aug' und Seele heiter,
Leicht das Herz und weiter
In der weiten Gotteswelt.

Lustig ists, im Freyen,
Hier durch lange Reihen
Hoher Garben hinzugehn;
Dort die himmelblauen
Blumen anzuschauen,
Die bey goldnen Aehren stehn.

Mit den Aehren wallen,
Flüstern sie, und fallen,
Sterben willig gleichen Tod;
Oder Kinderhände
Pflücken sie behende
Noch bevor die Sichel droht.

Pflückt, ihr Kleinen, pflücket
Jede Blume, schmücket
Hut und Haar zum Erntetanz!
Mindre Lust gewähren
Euch die vollen Aehren,
Als ein buntgeflochtner Kranz.

Eurem Paradiese
Bringt die grüne Wiese,
Bringt der Acker Sträuße nur;
Ach! in künft'gen Tagen
Wird er Disteln tragen;
Euer Schweiß benetzt die Flur.

Wenn ihr dann, gebücket,
Matt zur Erde blicket,
Seht ihr keine Blume mehr —
Aber nein, ihr Lieben,
Nein! sie sind geblieben;
Lachen selbst aus Dornen her.

Mit der Hand am Pfluge,
Bey dem Wasserkruge,
Sorgt, daß euch zur Rosenzeit
Nichts vergebens blühe;
Gebt der Lebensmühe
Stets die Freude zum Geleit!

Ποτήριον ἀγαθοῦ δαίμονος. *)

Des guten Gottes Becher
Beseligt frohe Zecher;
Den Armen giebt er Muth,
Giebt Heldengeist dem Krieger,
Und Mäßigung dem Sieger,
Dem Dichter neue Gluth.

Dagegen hat zum Rächer
Den Weingott selbst, der Becher
In des Berauschten Hand:
Die Freude ras't; sie wetzet
Den Dolch, und Thais setzet
Persepolis in Brand.

*) Bey den Griechen ging, nach geendeter Mahlzeit, der sogenannte Becher des guten Gottes herum, woraus ein jeder nur wenig trank. Man betete bey demselben zum Bachus, daß er alle schändlichen Ausschweifungen, die aus dem Mißbrauche des Weins entstehen könnten, verhüten möchte.

Hinweg von unsern Mahlen,
Wer, wenn die Nektarschalen
Der gute Gott uns füllt,
Und wir von höhern Dingen
Im Epheukranze singen,
Dann unsre Wonne schilt!

Wir taumeln nicht; uns siehet
Der Gott, der uns durchglühet;
Nie fand man seine Spur,
Wo Sinnenlose toben;
Begeistrung kommt von oben
In reine Seelen nur.

Die Zugvögel.

Ein wohlgemästeter Entrich, welcher neben dem Schloß eines Landedelmanns, auf seinem Teiche voll Selbstgenügsamkeit, hin und her schwamm, sah einen Haufen wilder Enten, die zu ihrem herbstlichen Abzuge sich bereiteten.

„Wohin?" fragte der Entrich. In ein wärmeres Land: gab eine der jüngern Enten zur Antwort.

„Bist du schon da gewesen?" Ich selber nicht, Aber die Alten waren da, und ich glaub' ihnen; denn ich fühl' etwas in mir, das mich forttreibt. Mir ahndet, daß ich finden werde, was ich suche.

„Man hört wohl, daß ihr an das Herumschwärmen gewohnt seyd! Euer wildes Geschwätz sieht euch ähnlich. — Fühlen? Ahnden? Bin ich nicht Ente, so gut als du? müßt' ich nicht eben dasselbe fühlen?"

Du würdest; wenn du im Freyen ausgebrütet wärest, im Freyen erzogen, wie wir. Hät-

test du so dich genährt, von jeder Luft dich anwehen lassen, auf dich selber geachtet, und nicht verlernt, zu fliegen und Regen und Sonnenschein zu wittern . . . .

Indem lockte man im Schloßhofe zum Futter. Der Entrich eilte dahin, und die muthige Schar der Uebrigen höb sich mit Lustgeschrey in die Höhe.

Zu dem nachstehenden Gedichte.

Ich verdanke dieses Gedicht einem meiner Bekannten, welcher mir dasselbe vom Schwarzwalde, wo er in Bergwerksgeschäften sich aufhielt, mit folgendem Schreiben zuschickte:

Tottnau, im Herbstmonat 1797.

Heute, zur Erholung, nach einer Reise in den Schlund der Erde, von welcher ich nicht so viel Lustiges zu erzählen weiß, als Klimm von seinen unterirdischen Reisen, will ich das Gedicht Friedrichs, das ich Ihnen unlängst versprach, mit den nähern Veranlassungsumständen begleiten, und an sie abgehen lassen. Das Original wird in unserer Familie als ein Schatz, von Erbe zu Erbe aufbewahrt. Dieser Familienstolz machte uns so eifersuchtig darauf, daß es eben deßwegen noch in keiner Sammlung von Friedrichs Werken erschien.

Jetzt aber, um den Verehrern des grossen Mannes nicht länger zu entziehen, was durch

Bekanntmachung mehr als durch Zurückhaltung die Ehre unserer Familie fördert, erbat ich mir von meinen Eltern die Erlaubniß, Ihnen meine Abschrift des Gedichts zu beliebigem Gebrauche mitzutheilen. Darf ich mir etwas dabey ausbedingen, so ist es eine poetische Uebersetzung des französischen Textes, von Ihrer Hand.

Die Veranlassungsumstände sind folgende:

Als der Kronprinz Friedrich, in der größten Ungnade seines Vaters, des Königs von Preußen, nach Reinsberg verwiesen war, wollte ihm seine Mutter eine überraschende Freude machen, und ersuchte den Hofmaler, Anton Pesne, ihre Person in ganzer Figur zu malen, und das Gemälde in einem Zimmer, durch welches der Kronprinz früh Morgens zu gehen pflegte, auf einen Obsttisch zu stellen.

Die Freudenthränen Friedrichs waren Beweise des guten Erfolgs. Pesne, der Schöpfer dieser Wonne, welcher sich in der Nähe verborgen hielt, wurde herbeygerufen, um in der Umarmung seines hohen Freundes den Dank für seine Bemühung zu erhalten. Während des fröhlichen Mittagsmahls, bey welchem Pesne gegenwärtig war, verlangte der Prinz ein Schreib-

zeug, und schrieb in Einem Zuge dieses Lobgedicht. Nur wenige Worte hat er nachher geändert.

Anton Pesne wurde im Jahr 1682 zu Paris geboren, und starb 1757 den 5. August zu Berlin. Er heirathete zu Rom eines französischen Malers Tochter, Ursula Dubuisson, wurde Vater von zwölf Kindern, und hinterließ, ungeachtet seiner glänzenden Haushaltung, ein beträchtliches Vermögen. Er war Professor der königlichen Maler- und Bildhauerakademie zu Paris, und Direktor der königlichen Akademie zu Berlin.

In Füßlis Malerlexikon, und in den Zusätzen ist eine ausführliche Nachricht von seinen Arbeiten zu finden.

Pesne ist mein Urgroßvater mütterlicher Seite. Nehmen sie dieses kleine Andenken freundlich auf u. s. w.

P. M. Edler von Berks.

POËME

ADRESSÉ AU SIEUR ANTOINE PESNE.

Quel spectacle étonnant vient de frapper mes
yeux !
Oui Pesne, ton pinceau te place au rang des
dieux —
Tout respire, tout rit, tout plaît en ta peinture ;
Ton savoir et ton art surpassent la nature,
Et du fond du tableau tes ombres font sortir
L'objet que de clarté ta main sut revêtir.
Tel est l'effet de l'art, tels en sont les prestiges ;
Tes dessins, tes portraits sont autant de prodiges.
Quand d'un vaillant héros*), des peuples estimés,
Tu nous traces les traits, et les yeux animés :
On le voit plein de feu, tel qu'entouré de gloire
Jadis dans les combats il fixait la victoire.
Quand de la jeune Iris, **) brillante de santé,

---

*) Du général prince d'Anhalt-Dessau.
**) De Mad. Walmont.

Tu nous montre l'image, et la rare beauté:
Je sens pour tes couleurs tout ce qu'en mon
jeune âge
Des graces, des beautés inspire l'assemblage.
Mais ton pinceau s'élève ainsi que ton sujet,
Ton ouvrage est rempli des beautés de l'objet,
Et pour exprimer l'air de notre auguste Reine —
Certes, il ne fallait pas être au-dessous de Pesne.
Son port vraiment royal, son front majestueux,
Sa bonté, sa douceur, son air affectueux,
Tout est représenté dans ce portrait sublime,
Jusqu'à cette vertu, qui fait frémir le crime,
Qui pardonne au coupable, et d'un soin généreux
Vient essuyer les pleurs des yeux du malheureux.
Je crois voir devant moi cette main bienfaisante,
Qui répand toutes parts ses graces quoiqu'absente,
Plein d'admiration pour ce divin aspect,
Je sens mon coeur ému, pénétré de respect;
De mes yeux attendris je vois couler des larmes.
Quoi! des viles couleurs ont-elles tant de charmes,
Que, par l'illusion de ton art si vanté,
D'un regard passager l'esprit soit enchanté?
Pesne! si la vertu, chère jusqu'en peinture,
De tes portraits fameux ne faisait la parure,
De ton original maudissant les défauts,
Je louerais froidement tes grands coups de pinceau.

C'est dans les beaux sujets que ton crayon excelle ;
Pour peindre un Alexandre il faut être un Apelles.
Qu'un statuaire habile ait épuisé son art
Pour immortaliser l'image d'un César —
Tibère à peine expire, on vient briser son buste;
L'amour et la vertu gardent celui d'Auguste.
Ainsi de ces morceaux l'art exquis, la beauté,
Hors de bons empereurs, n'étaient point respectés.
Ainsi dans leur fureur, plein du fiel des écoles,
Les chrétiens triomphans abbattaient les idoles,
Et sans avoir égard au nom de Phidias,
Tout buste fut détruit qui s'offrait sur leurs pas,
Et de l'antiquité les plus fameux ouvrages
Périrent pour jamais dans ces affreux ravages.
C'est du choix du sujet que dépend ton succès.
Non pas qu'à tes talens je fasse le procès,
Qu'agité des accès de quelque vapeur noire,
Je veuille de ton art diminuer la gloire :
Mais si Lancret peignait les horreurs de l'enfer,
Penses-tu, que chez moi son goût serait souffert;
Que du sombre tartare, entr'ouvrant les abîmes,
Je visse avec plaisir tous les tourmens des crimes?
L'architecte est à sec sans bons matériaux,
Et le peintre est sifflé sans bons originaux.
Toi, qui reçus du ciel les graces en partage,

D'un plaisir séducteur suis la riante image,
Et que du spectateur le regard attaché —
En voyant tes tableaux, sente en plaisir caché.
C'est par de tels sujets que plaisent les ouvrages.
Et non pas sur l'autel, où leur rendent hommages
Le faux zèle aveuglé, la superstition,
Le préjugé, l'erreur, et la prévention.
Ton pinceau, je l'avoue, est digne qu'on l'admire,
Mais pour l'adorer, non, je ne ferais qu'en rire.
Abandonne tes saints entourés de rayons:
Sur de sujets brillans exerces tes crayons;
Peins nous d'Amarillis les danses ingénues,
Les nymphes des forêts, les graces demi-nues,
Et souviens toi toujours, que c'est au seul amour
Que ton art si charmant doit son être et le jour.

Ce 14. Novembre 1737.

Frédéric.

Freye Uebersetzung

des vorstehenden Gedichts an den Maler A. Pesne.

Ein bloßes Bild? ein Farbenspiel, wo Schatten
Sich freundlich mit dem Lichte gatten?
Ein Werk des Pinsels nur? — So täuschte nie
Mich noch die mächtigste Magie
Der Kunst! es blickt mich an, es schwebet
Entgegen mir; es athmet, lebet!

O Pesne! blühte noch ein weiseres Athen,
In Marmor würdest du bey seinen Göttern stehn.
Was, männlich stark, und weiblich schön,
Die Herzen lockt, den Geist erhebet,
Muß, wenn du winkst, hervor aus todter Lein-
wand gehn.
Malst du den Feldherrn uns, den fremde Völ-
ker ehren, *)

*) Den General, Fürsten von Anhalt-Dessau.

So kann die Heldenstirn des Lorbers leicht entbehren;
Auch ohne Lorber machst du seine Größe kund;
Die redet aus den kleinsten Zügen;
Sein Auge flammt und schreckt, und seine Blicke siegen.
Soll jetzt ein frischer Rosenmund,
Den selbst die Grazien mit ihrem Lächeln schmücken,
Auf deiner Tafel uns entzücken,
So zauberst du die reitzende Gestalt
Der jungen Iris hin; *) für deine Farben wallt
Mein jugendliches Blut, als ob es Iris wäre.
Und wenn du in erhabner Sphäre
Dein Urbild wählst, so schwingt dein kühner Sinn
Sich höher — Unsre Königin,
Die nicht ihr Diadem, umglänzet von den Strahlen
Erborgter Größe trägt, darf nur ein Pesne malen.
Hier thront vor mir die Herrscherin
Voll Majestät und weiser Milde;
Ich seh' im königlichen Bilde,
Wie sie zurück das Laster dräut,

---

*) Madame Walmont.

Dem Irrenden vergiebt, die Hand zur Hülfe
beut,
Und Segen in die Ferne streut.
Vor Liebe schlägt mein Herz; ich sehne
Mich nach der Göttlichen — nimm für dein Bild,
o Pesne,
Nimm meinen Dank in dieser Thräne!

Ist aber, was mich rührt, allein
Der Farben lieblicher Verein?
Ihr sanftes Licht, von Schatten leicht gehoben?
Der Form getreuer Umriß? — Nein!
Wenn mich in deinen Meisterproben
Die Tugend nicht mit ihrer Allgewalt
Ans Urbild fesselte, fürwahr! ich würde kalt
Die Wunder deines Pinsels loben.
Der Tugend Anblick nur durchglüht, begeistert dich;
Sitzt Alexander ihm, so fühlt Apelles sich.
Vergebens sah man einst an stolzen Cäsarköpfen
Die Bildner ihre Kunst erschöpfen;
Gerechte Rache schont des Meißels Arbeit nicht;
Kaum ist Tiber erblaßt, als Rom sein Bild
zerbricht.
Des Titus Marmor weiht man künftigen Ge=
schlechtern;

Er hat des Volkes Gunst und sein Verdienst zu
Wächtern:
So muß, was dauern soll, die Herzen an sich
ziehn;
Nicht jedem schönen Werk' ist Ewigkeit verliehn.
Als die verlaßnen, unbeschirmten
Altäre Latiums die Christen niederstürmten,
Da sicherte vor ihrem frommen Haß
Den goldnen Götzen nicht der Name Phidias;
Sie rissen um den Hain, wo vormals Völker knieten,
Und Zevs, ohnmächtig zu gebieten,
Sank hin mit seinem Donnerstrahl;
Zum Fluch, zum Gräuel ward der Schönheit
Ideal.

O glaube mir! des Stoffs mißlungne Wahl
Läßt sich durch Feerey der Farben nie vergüten.
Wenn mich Lancret, *) anstatt zu Tanz und Mahl,

*) Die Gemälde des Lancret sind romantischen Inhalts, in der Manier des Wateau, welchen letztern König Friedrich in seinen jüngern Jahren vorzüglich schätzte. Nachher änderte sich sein Geschmack, und die Stücke des Wateau hingen nur noch in den Gängen des alten Sanssouci. Anm. d. Uebers.

Hinab in unterird'sche Nächte
Zu wohl gruppirten Geistern brächte:
Meinst du, die tausendfache Qual
Verworfner Seelen, ihr Entsetzen,
Ihr Winseln würde mich ergötzen?
Soll ich dein Kunstgefühl, wie deinen Pinsel schätzen,
So suche dein Original
In unsrem Himmel nicht, und nicht in unsrer Hölle;
So male, was gefällt; ein Mädchen in der Quelle
Sich spiegelnd mit umkränztem Haar,
Und Grazien und Nymphen; aber stelle
Mir nicht auf einen Hochaltar
Die Märtyrer mit büßenden Gesichtern,
Das kahle Haupt im goldnen Schein,
Beleuchtet von geweihten Lichtern!
Deß kann die Einfalt nur sich freun —*)

---

*) Im jugendlichen Alter ist es sehr verzeihlich, wenn man lieber gemalte Nymphen und Grazien, als Heiligenbilder sieht; insonderheit ist dieses einem jungen Prinzen zu verzeihen, gegen den die Nymphen und Grazien gefälliger als gegen Andre zu seyn pflegen. Bey Friedrich dem Zweyten kam noch die Art seines ersten Un-

Was schön und reitzend ist, bringt auf beblümten Wegen
Die Liebe selber dir entgegen;
Sie gab dir Farbenbret und Pinsel in die Hand;
Denn Liebe wars allein, die deine Kunst erfand.

---

terrichts hinzu, da ihm beständig religiöse Vorstellungen aufgedrungen, und eben dadurch minder angenehm gemacht wurden. Uebrigens widerlegen das hier gefällte einseitige Urtheil die Werke des Guido Reni, Carlo Dolce, Raphael und so vieler großen Meister, von denen wir die höchsten Ideale der Schönheit haben, und die gerade diejenigen Gegenstände wählten, welche der Dichter verwirft.

Anm. d. Uebers.

Guter Glaube.

An Schlosser.

Dir, lieber Bruder, widme ich die folgende Geschichte, zum Andenken an einen unserer glücklichen Morgen in Emmendingen. Es war Sonntag; um uns her die feyerlichste Sabbathstille, und dein Wohnzimmer erfüllte die Sonne mit ihrer ganzen Herrlichkeit. Da hörtest du von mir diese Geschichte, und sie rührte dich, wie ich selbst jedesmal von ihr gerührt bin, wenn ich sie erzähle. — Oeffentlich mitgetheilt, wird sie freylich auf Wenige nur eine ähnliche Wirkung thun; aber mir genügen die Wenigen, denen sie etwas seyn kann und seyn wird.

Unweit meiner Vaterstadt also lebte, als Candidat der Theologie, Magister H**, ein frommer Mann, dessen Religion, geläutert von aller Sektirerey, die Religion ohne Namen war.*) Immer sah man ihn heiter, offen, voll kindlicher

*) Ein viel in sich fassender Ausdruck, den ich in einer alten Predigt fand.

Einfalt; gewissenhaft, ohne ängstliche Scrupel, seines Thuns und Lassens gewiß, und in muntern Gesellschaften aufgeräumt, wie die Uebrigen. Zu der Zeit wünschte sich die kleine evangelische Gemeinde in D** einen eigenen Pfarrer; aber sie konnte demselben keinen hinlänglichen Gehalt zusichern; er mußte sein geringes Einkommen von dem Wohlstand und der Freygebigkeit einzelner Gemeindsglieder erwarten. Man wendete sich an den Magister H**, und dieser, ohne vorher zu rechnen, folgte dem Ruf. Als er sich zu Fuß an den Ort seiner Bestimmung begeben wollte, kam unterwegs ein reicher Pächter zu ihm, den er kannte. „Wo geht die Reise hin, Herr Magister?" — Nach D**, wo ich als Prediger angestellt bin. — „Was denken Sie? nach D**? um dort zu verhungern?" — Lassen wir das gut seyn! unterbrach ihn H**, und lenkte das Gespräch auf etwas anderes. Nachdem sie eine Weile mit einander gegangen waren, fing er auf einmal an: Ich muß euch doch etwas sagen, das mir wehe thut. Bisher kannt' ich euch als einen rechtschaffenen Mann; und nun hör' ich, daß ihr euren Leuten, die von Morgen bis Abend arbeiten müssen, nicht satt zu essen

gebt. Was? versetzte der Pächter in der größten Hitze: Meinen Leuten nicht satt zu essen? Wer mir dergleichen nachsagt — — — — — Stille nur! fiel ihm jener ins Wort: es ist so böse nicht gemeint. Ich hab' euch bloß daran erinnern wollen, daß der liebe Gott gewiß nicht schlechter ist, als ihr, und daß er mich nicht wird hungern lassen, wenn ich für ihn arbeite. — Diese Worte faßten die ganze Denkungsart des Magisters in sich; dieß war sein Glaube, dem er bis ans Ende getreu blieb. Oft, insonderheit nach seiner Verheirathung, bestand alles, was er besaß, in wenigen Groschen; dadurch aber wurde seine Ruhe keinen Augenblick gestört. Vielmehr gab er alsdann von dem Wenigen noch die Hälfte dem Nothleidenden, wenn einer ihn darum ansprach, fest überzeugt, das Gegebene wieder zu bekommen, sobald er dessen nothwendig bedürfte. Und das fehlte ihm nie.

Einst, an einem Festtagsmorgen, als er eben zur Kirche wollte, sagte seine Gattin zu ihm: Du dauerst mich, hast doppelte Arbeit, und heute Mittag kann ich dir keine Speise bereiten. „Ich werde schon etwas finden," versetzte H**. Du hoffest umsonst, antwortete sie; der Mittag rückt

heran, und ich habe keinen Bissen im Hause. Du wirst haben! Dabey blieb er, und verrichtete freudig den Gottesdienst. Kaum war er hinweg, so brachte ein unbekannter Bedienter ein Briefchen, worin sich einige Ducaten befanden. Sein Herr hatte sich vor Kurzem in einer Predigt des Magisters vorzüglich erbaut. H** kam aus der Kirche zurück, und seine Frau, im Kochen begriffen, erzählte ihm den Vorfall. Er aber, ohne sich im mindesten zu wundern, sagte kaltblütig: Das wußt' ich wohl, daß ich heute Mittag essen würde.

Ein anderes Mal besuchte ihn ein dürftiges kränkliches Fräulein, um, wie sie öfters that, eine kleine Beysteuer von ihm zu erhalten. Jetzt hab' ich nichts, gab er zur Antwort, als ein Fläschchen Malaga, das letzte von denen, die ein guter Freund, meiner schwächlichen Gesundheit aufzuhelfen, mir schenkte. Nehmen Sie das! es wird Sie stärken; ich brauch' es gegenwärtig nicht. — Nun! sagte sie mit der innersten Rührung, so wünsche ich, daß jeder dieser Tropfen Ihnen wieder zur Flasche werde! — Das Fräulein ging heim; und es währte nicht lange, so führte man dem Magister ein Fäßchen Malaga vor sein Haus.

Aehnlicher Vorfälle, zu deren Bestätigung mehrere noch lebende Zeugen vorhanden sind, gab es eine solche Menge, daß H** ein großes Tagebuch damit angefüllt hat.*) Er sagte deßwegen zu einer meiner Freundinnen: Er begreife es wohl, daß man ihn mit seinem Glauben für einen Thoren halten müßte, könnt' es auch niemandem verargen; sicherlich aber würde jeder andre, dem es sein ganzes Leben hindurch so gegangen wäre, wie ihm, zu demselben Glauben sich genöthigt fühlen. Nicht selten wär' er, ohne einen Kreuzer in der Tasche, über Feld gegangen, und überall wäre sein Tisch ihm gedeckt worden ohne sein Zuthun.

Mit gleichem Vertrauen bestand er die letzten Prüfungen im Alter. Seine Frau wurde so schwächlich, daß sie, anstatt ihn zu verpflegen, seiner Pflege bedurfte, indem sie nicht mehr ihren Lehnstuhl zu verlassen im Stande war. Dennoch blieb es ein Trost für ihn, sie da sitzen zu sehen, und er betete zu Gott, daß er sie nicht

---

*) Möchten die Verwandten des Verstorbenen sich bereden lassen, wenigstens einen Auszug aus diesem merkwürdigen Tagebuch herauszugeben!

lang überleben möchte. Sie starb. Als man, nach ihrem Begräbniß, im Bethause sich versammelte, saß er, wie es die dortige Einrichtung mit sich brachte, an seinem Pult, und verbarg in seine Hände das weinende Gesicht. Hierauf hub die Gemeinde das Sterbelied an, da richtete er sich auf, begleitete den Gesang mit heller Stimme, und hielt die Leichenrede.

Wenige Zeit nach dem Tode seiner Gefährtin wurd' er selbst bettlägerig. Noch schien sein Ende nicht nahe zu seyn, als an einem Morgen die Wärterin, um nach ihm zu sehen, ins Zimmer trat. Er saß in seinem Bett, und bemerkte sie nicht. Plötzlich nahm er sein Käppchen ab, sah mit freudigem Lächeln gen Himmel, streckte die Arme in die Höhe, und sprach, als hätte jemand ihm gerufen: Herr! Hier bin ich! — Dann legt' er sich nieder, bewegte kein Glied mehr, und entschlief.

Familiengemälde,

der Familie des Herrn Präsidenten, Freyherrn von B** gewidmet.*)

Hätt' ich deine Zauberhand, o Miris!**)
Deine Farben, lieblich, leicht
In einander schmelzend, wie der Iris
Strahlen; deinen Pinsel, dir gereicht

*) Keine Phantasie; sondern mit eben der Wahrheit entworfen und ausgeführt, mit welcher meine damaligen Empfindungen in demselben ausgedrückt sind. Ein trüber, herbstlicher Nachmittag, vor dem Schlusse des letzten Jahrhunderts, den ich im Zirkel dieser Familie zubrachte, veranlaßte mich dazu.

**) Franz von Miris, oder Mieris, ein holländischer Maler, dessen kleine Kabinetstücke

Von der helfenden Natur, um ihre Thränen,
Ihre Freuden, in des Lebens kleinern Scenen
Abzubilden; könnt' ich malen, so wie du,
Mit den dunkeln, hellen, immer schönen
Farben, oder mit den Tönen,
Jeden engern Kreis in Arbeit und in Ruh;
O wie manche der geschiednen Stunden,
Durch kein Bild verewigt, ohne Lied verschwunden,
Rief' ich aus der Ferne dann zurück!
Und die Laute wollt' ich dämpfen; wollte singen
Einen, auf des heut'gen Tages Schwingen,
Mir entfloh'nen finstern Augenblick,
Finster, bang, voll ernster Feyer,
Aber meinem Herzen theuer,
Mehr, als Jubellaut und Festgewühl:

---

wegen der Zierlichkeit der Composition und wegen des lieblichen Colorits noch immer bewundert werden, nahm seine Gegenstände aus dem gemeinen Leben und stellte sie mit der möglichsten Treue dar, so daß alles an denselben, bis auf die Stoffe der Gewänder, mit der größten Sorgfalt ausgearbeitet ist.

Denn es ruhte, nach geschloßnem Mahle
Nun die oft gefüllte Nektarschale;
Und ich sah der Ritter und der Fräulein viel
Im getäfelten, geschmückten Saale
Rings um mich, vertheilt, in Gruppen stehn;
Sah Lisetten mit Sephinen,
Jungfräuliche Schalkheit in den Mienen,
Hüpfend, wie zum Spiel, zur Arbeit gehn.
Malchen, in der Unschuld Rosenjahren,
Setzte sich ans tönende Clavier,
Und gebückt, mit seinen grauen Haaren,
Saß ihr treuer Lehrer neben ihr;
Lauschend ließ er über goldne Saiten
Den behenden Bogen gleiten;
Und der Freuden Chor, von neuem wach,
Schwebte durch das murmelnde Gemach.

Wie belebt von Malchens Fingerschlägen,
Schien die Nadel in der Schwestern Hand
Rascher nach der Melodie sich zu bewegen,
Schien der Busen schneller sich zu regen
Unter seinem steigenden Gewand.

Aber jenen lauten, muntern Schlägen
Folgten sanftre. Langsam wälzten sich

Halbe Töne jetzt mit klagendem Gewinsel,
Wie gebrochne Meereswellen um der Insel
Schaumbedeckte Klippe. Wehmuth schlich
In der Mädchen Brust, und liebender gewor-
den,
Hatten unter weicheren Accorden
Sie den Blick zur Mutter hingewandt,
Fühlten besser sich und weiser,
Knüpften enger noch das schwesterliche Band.

Und des Saals Gemurmel wurde leiser
Bey dem leisern, oft gehemmten Saitenklang,
Bis der weinende Gesang
Süßen Schmerz in Männerseelen drückte.
Mit gesenktem Fittig, halb entschlummert,
nickte,
Wiegend sich in seinem Ring, der Papagey;
Und in Wolken zog der Abend trüb' herbey.

Welche Pause! — Schweigend rückte
Fort der Zeiger an der Tafeluhr.
Ach! in Einer schrecklichen Secunde fuhr
Ein Jahrhundert auf des Blitzes Flügeln
Mir vorüber; mit gesprengten Riegeln
Stand der Zukunft offner Tempel da.

Was die Nächte ferner Zeit umgeben,
Wie so schauerlich dem Auge nah!
Um mich her versunken jedes Leben!
Umgeschaffen der geliebte Saal;
Leer die Stelle, wo der Festpokal
Jetzt noch glänzt; die Krone weggerissen,
Die krystallne, die bey kindlich frohen Küssen
Ihre Kerzen trägt, bey spätem Mahl
Oft getreu dem letzten Becher schimmert;
Ewig stumm der väterliche Ruf,
Stumm des Liedes Ton, der Wonne schuf,
Und das Saitenspiel zertrümmert!

Doch der Stunde und der Tage Lauf
Hält nicht Jugendlied, nicht Flehn des Alters
auf.
Mag denn über Gräber, die zerfallen,
Wieder ein beginnendes Jahrhundert wallen,
Hier Paläste bauen, stürzen dort!
Keine fromme That, kein edles Wort,
Keine milde Thräne kann zerstäuben;
Menschenarm verwes't, die Werke bleiben.

O beschließet nun den Klaggesang,
Holde Saiten! tönet schneller!

Neue Freude bringt der Monde Gang;
Tage trüben sich, und werden heller:
Singend wollen wir den Samen streu'n,
Den wir künftigen Geschlechtern lassen,
Wollen ihrer Garben schon uns freu'n,
Und uns brüderlich umfassen;
Denn nicht lange scheint der Erdensonne Strahl;
Immer weiter muß der Zeiger rücken;
Unser Weg ist kurz; wir drücken
Uns die Hände bald zum letzten Mal.

An meine Frau,
an ihrem Geburtstage.

Dir sang ich, als Naiden,
Auf leichtem Hirtenrohr
Einst meine Sehnsucht vor:
Da blicktest du zufrieden
Den Sänger an; und doch
Mußt' unsre Liebe noch
Romantisch hinter Hecken
Von Rosen sich verstecken:
Warum denn wendet sich
Von meinen Lautenschlägen,
So schüchtern, so verlegen
Dein Auge jetzt, wenn ich,
Seit, nach gewohnter Weise,
Gott Hymen zum Roman
Den Schluß hinzugethan,
In dir das Weibchen preise,
Das williglich die Kreise

Der muntern Jugendwelt
Verließ, und, unverstellt,
Mich liebend in der Stille,
Mein Alter, meine Brille
Und manche Dichtergrille
Mir gern zu gute hält? —
So hätt' ich von Chlorinden
Und Daphnen und Belinden,
Den Buchen, Birken, Linden
Erzählt, am Wiesenbach
Die Nachtigallen wach,
Den West herbey gesungen;
Alinen oft geseh'n
Von Grazien umschlungen,
Und oft die Amoretten
Ermahnt, auf grünen Höh'n
Mit ihren Myrthenketten
Den Mädchen nachzugeh'n,
Wenn es entfliehen wollte;
Und meine Leyer sollte,
Nach hundert Liedern, nun
An deinem Feste ruhn?
Am Tage, wo dort unten
Die Parcen einst für dich
Zum phantasiereich-bunten

Gewebe schwesterlich
Den ersten Faden spannen,
Die Arbeit lieb gewannen,
Und, als die Spindel lief,
Als an der Mutter Busen
Das längst mir von den Musen
Verheißne Mädchen schlief,
Und Freuden es umhüpften,
Des Kindes Faden schnell
An mein Gewebe knüpften? —
Naide! so entschlüpften,
Wie einem Silberquell,
Die letzten meiner Jahre,
Des Lebens Ueberrest;
So bleichten meine Haare
Mir sorglos. — Welch ein Fest!
Und unbekränzet bliebe
Das stumme Saitenspiel?
Warum? Weil dem Gewühl
Der Thoren frostig klingt,
Was man von treuer Liebe,
Von Vaterfreude singt?
Weil hier ein faselnd Herrchen
Auf mein zu deutsches Lied
Hohnlächelnd niedersieht,

Und dort ein Modendrechen
In buhlerischer Tracht
Leichtflatternd, wie die Winde,
Des reinen Kusses lacht,
Den Meineid nicht zur Sünde,
Nicht Sünde süßer macht?
Darum sollt' ich nicht rühmen,
Wie täglich zwischen dir
Und unserm Knäblein mir
Die Stunden sich beblümen?
Du weißt, ein Sprichwort sagt:
Daß um den Beyfall Aller
Man sich vergebens plagt.
Will Canitz oder Haller
Der Gattin Aschenkrug
Mit Klaggesängen ehren,
So wird er laut genug
Den Witzling spotten hören;
„Der Dichter," heißt es, „weint;
Doch müssen, wie es scheint,
Ein Lied sich zu erwerben,
Erst seine Weiber sterben."
Singt nun ein Andrer sie
Noch lebend; eitle Müh!
Dem Spott entgeht er nie.

Wenn Otto mit dem Pfeile,
Gespornt von süßer Eile,
Zu seiner lieben Frauen,
Ihr Angesicht zu schauen,
Den Weg sich räumen läßt; *)
Wenn Ritter, kühn und fest,
Jedoch im Dienst der Minne
Getreu, von sanftem Sinne,
Den Rosenmund, das Haar
Des Weibes hoch erheben,
Und Könige sogar,
Von der Vermählten fern,
Um ihre Nähe gern

---

*) Rument den Weg der minen lieben frowen u. s. w. Ein Lied von dem Margrave Otte von Brandenburg mit dem Pfile, einem Minnesinger aus dem dreyzehnten Jahrhundert. Bekannteemaßen waren unter diesen Dichtern Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen und Herren, und viele derselben sangen ihre Gemahlinnen, denen sie eben so viel Schönes sagten, als unsere Dichter ihren Mädchen; nur mit dem Unterschiede, daß es in einem einfältigeren Ton und eben darum noch wärmer und herzlicher geschah.

Die goldne Krone gäben;
So gönnet man dem schon
Fünfhundertjähr'gen Ton
Des Liedes seinen Lohn,
Den Rittern ihre Damen,
Den Hillmas ihre Namen,
Ihr gothisches Gewand;
Und singt, am Ruhebette
Der artigsten Coquette,
In einer Ariette
Neumod'schen Liebestand.

Dem Künstler nur verzeihen
Halbkenner, Kenner, Laien,
Wie strenge sie auch sind,
Die Schwachheit, Weib und Kind
Zu modeln und zu malen;
Aus seiner Leinwand strahlen
Noch für die spätre Zeit,
In eigner Lieblichkeit
Die Augen, deren Blicke
Zu manchem Meisterstücke
Den Muth ihm aufgefrischt.
Wer ist's, die dort im Grünen,
Mit unbefang'nen Mienen,

Vom Geißblatt schön umbüscht,
Der Liebe Glück erwäget?
In wessen Rechte leget
Sie, vor sich hingewandt,
Die zarte, weiße Hand?
In jenem Zauberbilde
Voll Kraft und voller Milde,
Sitzt Rubens traulich da,
Um, seiner Gattin nah,
Stillschweigend zu genießen;
Sie aber, ihm zu Füßen,
Will den Genuß versüßen.*)

Selbst in der großen Scene,
Wo Angst und Wonnethräne
Sich mischen, banges Licht
Aus Wetterwolken bricht,
Und Grüfte sich beleben,
Und Engel niederschweben
Zum letzten Weltgericht;
Selbst da, wer dürft' es wagen,

*) Die beyden angeführten Gemälde von Rubens befinden sich in den Bildergallerien zu München und Schleißheim.

Den kleinsten Spott zu sagen,
Wenn, bey dem Auferstehn
Der schon verklärten Leiber,
Uns Rubens seine Weiber
Rothwangig malt und schön
Geründet, unerschrocken,
Mit blonden seidnen Locken,
Die um den Busen wehn;
Noch mehr! wenn ungescheut
Er, ihnen zu gefallen,
Den blonden Mädchen allen
Die Seligkeit verleiht,
Und, ohne der Brünetten
Nur Eine zu erretten,
Hartherzig insgesammt
Zur Hölle sie verdammt?

Gesichert vor dem Spötter
Sind auch die Liebesgötter,
Die, von Albano's Pinsel
Beseelt, im Rosenhain
Der mütterlichen Insel
Sich ihrer Spiele freun.
Du kennest sie, Naide!
Sahst ihren losen Schwarm

Wetteifernd in der Schmiede,
Cyclopen gleich, den Arm
Zur schweren Arbeit schwingen,
Die Feueress' umringen,
Am Blasebalge zieh'n,
Und Stahl zu Waffen glüh'n.
Die neue Rüstung galt
Dianens raschen Nymphen,
Sie, welche stolz und kalt
Auf Kuß und Liebe schimpfen.
Nach einem kurzen Streit
— Denn Amors Pfeile trafen —
Sahst du in Sicherheit
Die müden Krieger schlafen;
Und nun der Nymphen Chor,
Das ungesäumt hervor
Aus Busch und Höhle stürzet;
Behend und leise dann
Des Feldherrn Flügel kürzet,
Und alle, Mann für Mann,
Entwaffnet, ihre Bogen,
Die erst zum Siege zogen,
Zerbricht, den Flammen beut,
Und, triumphirend, weit
Umher die Asche streut.

Zu diesen Phantasieen,
Wer hat Begeisterung
Dem Künstler, wer den Schwung
Anakreons verliehen?
Es lenkte seine Hand
Die Liebe selbst; er fand
Zur Amorettenschar,
Was ihm vonnöthen war,
In seinen eignen Knaben,
Albano's Töchter gaben
Das Urbild zur Gestalt
Der Nymphen, die den Wald
Mit schlankem Wuchs durchkreuzen,
Und aus der Gattin Reizen
Wußt' er ein Ideal
Der Venus sich zu bilden,
Umblüht vom schönsten Thal
In Amathunts Gefilden.*)

---

*) Franz Albano ist eben so sehr Dichter, als Maler. Seine Frau und seine zwölf Kinder dienten ihm zu Modellen, wenn er eine Venus, Nymphen und Liebesgötter vorstellen wollte. Um die letztern schwebend abzubilden, hängte er die kleinen Kinder in Bändern an die Decke des Zimmers. -

Was Lob dem Künstler bringt,
Will man's dem Dichter wehren?
Mich soll ein Lied entehren,
Das meine Traute singt?
Naide! hab' ich je
Der Venus Wolkenwagen
Mit Schwänen, weiß wie Schnee,
Bespannt, um dich zu tragen?
Auf irgend einer Höh',
In Thälern, an der See,
Dir Opfer rauchen lassen?
Und unserm Kleinen hier,
Wann kam der Einfall mir,
Ihm Flügel anzupassen?
Ihr machtet beyde so
Mein Leben minder froh.
Das Bübchen giebt mir Freude
Als Bübchen, wie es ist,
Im Matelottenkleide,
Muthwillig, ohne List,
Schon jetzt die Augenweide
Der Mädchen, klein, wie er;
Und du, die Flur und Hütte
Verschönert um mich her,
Du halfst, nach alter Sitte,

Mir ohne meine Bitte.
Wenn eine Last zu schwer
Auf meinen Schultern lag:
Darum soll dieser Tag
Gesang und Kränze haben.
Mein Weib und meinen Knaben,
Mein Alles, meine Welt,
Sie will ich, muß ich singen,
Und den zum Schweigen bringen,
Dem solch ein Lied mißfällt;
Ein Lied, das sich der treuen,
Schuldlosen Liebe weiht,
Die selbst in Wüsteneyen
Den Schwesterarm uns leiht;
Bescheiden sich im Glücke
Zum Fröhlichen gesellt,
Uns wider alle Tücke
Des Schicksals aufrecht hält;
Die, wenn wir unter Sorgen
Entschlummern, sanft uns deckt,
Und wieder uns am Morgen
Mit leisem Kusse weckt;
Zum Krankenlager eilend,
Auf jeden Pulsschlag merkt
Und jeden Seufzer theilend,

Die müde Seele stärkt;
Ein Lied von jener Stunde,
Wo Lust an Lust sich drängt,
Weil an des Vaters Munde
Sein Erstgeborner hängt;
Von jenen Seligkeiten,
Die leider jetzt, verkannt,
Gelästert, weggebannt,
Einsamen, unentweihten
Gebüschen zugefloh'n —
Ach! keiner Leyer Ton
Bringt sie zurück. — Naide!
Dein Auge voller Friede
Besänftige den Schmerz,
Der nun erwacht! O blicke
Mich tröstend an, und drücke
Den Knaben an dein Herz!

Einfalt.

Seit meinen ersten Kinderspielen,
Wie oft entwich der Frühling schon!
Ihm klagt' ich, wenn die Blüthen fielen,
Ihm sang ich bey der Lerche Ton;
Doch unter Klagen, unter Scherzen,
Blieb ich getreu dem eignen Herzen,
Und liebte, was voll Einfalt lacht,
Was leicht und froh das Leben macht.

Im weiten Saal auf Purpurdecken,
Wo Gold und Marmor uns umglänzt,
Kann oft der Wein so köstlich schmecken,
Als wo man irdne Becher kränzt;
Indessen wählt der Frohsinn lieber
Ein hartes Polster gegenüber
Der Einfalt, die, entfernt von Pracht,
Hinweg des Lebens Mühe lacht.

Es schmücken täglich ihre Hände
Mein Häuschen, das wie Silber strahlt,
Sobald der Mond auf weiße Wände

Die runden Fensterscheiben malt,
Im Schatten dann mein holder Kleiner
Sich hüpfen sieht, und heller, reiner
Ihm durch die sanft verklärte Nacht
Der Mutter offnes Auge lacht.

Wenn rings um bunte Feenschlösser
Die Kunst ein Tempe werden heißt,
Uns hier ein steigendes Gewässer,
Dort eine kühle Grotte weis't,
Und, o Natur! dir nachzubilden,
Durch Wüsten führt zu Lustgefilden,
In Höhlen schreckt, in Hainen lacht;
Wer rühmt nicht ihre Zaubermacht?

Ist aber das von Buchenhecken
Umzäunte Gärtchen wonneleer?
Wo dichte Lauben mich verstecken,
Wo Bienen summen um mich her,
Durchs Grün die rothen Aepfel blinken,
Und Sonnenblumen freundlich winken,
Da geht, vom Himmel angelacht,
Natur in leichter Hirtentracht.

Hoch über Stadtpaläste hebet
Des Tempels Dom sich feyerlich;

Bey seinem Glockenklang durchbebet
Der Andacht heil'ger Schauer mich;
Doch fühl' ich besser Gottes Nähe,
Wenn ich des Dörfchens Kirchthurm sehe,
Wo Frömmigkeit voll Einfalt lacht,
Und mir das Beten leichter macht.

Ihr Mütter! drückts mit jedem Kusse
Den zarten Kinderseelen ein:
Zum reinsten, sichersten Genusse
Kann Einfalt nur die Herzen weih'n;
Sie tanzt mit uns um schlechte Hürden,
Lehrt singen unter schweren Bürden,
Und weilen, wo die Unschuld lacht,
Die leicht und froh das Leben macht.

Die Tempel.

„Ihm, der die Alpen aufgethürmt,
Die, seit Jahrtausenden umstürmt,
Umdonnert, das Gewölk durchschauen,
Ihm reißet aus der Berge Schooß
Ihr kümmerlich den Marmor los,
Um eine Wohnung ihm zu bauen?

Blickt hin, wo sich zum Heiligthum
Sein Himmel wölbet, wo sein Ruhm
Durch die gestirnten Hallen schimmert!
Was sollen dem, der ewig war
Und seyn wird, Tempel und Altar,
Die einst der Zeiten Gang zertrümmert?“

Wir blicken hin: Allwaltend schwebt
Er auf Gewittern; dennoch hebt
Sich unser Tempel dem zur Ehre,

Der auch den niedern Schlehdorn liebt,
Die Blume schmückt, und Wasser giebt
Dem Wiesenbächlein, wie dem Meere.

Ihm bauen wir, der Welt an Welt
Ins Unermeßliche gestellt,
Der Sonnen mißt und Erden gründet,
Zum Guten weislich Schönes wählt,
Dem Schwachen Stärkeres vermählt,
Und alles ordnet, alles bindet.

Es knüpft ein wundervolles Band
Zusammen Mond und Meer und Land,
Den Ysop und den Cedernwipfel;
Ein festes Band; allein zu groß
Für unsern Blick! Wie regellos
Umschauern uns der Alpen Gipfel!

Seht der Verwirrung grauses Bild,
Wo schneebedeckte Lasten wild
Aus dicht verschlung'nen Büschen ragen;
Wo über Klippe Klippe hängt,
Und vor dem Felsen, der sich senkt,
Der Abgrund zittert, Wälder zagen!

Entschwunden ist dem Auge da
Der Eintracht Kette; fern und nah
Verkündigt sich ein Gott der Stärke,
Der will und schafft. Im Bergstrom braus't
Er nieder; seine Tanne saus't;
Nur Allmacht stempelt seine Werke.

Wir aber suchen ihn, den Geist,
Der schafft und ordnet, blühen heißt
Das Feld, bevor die Aehren wallen;
Dem sich in Chören Sterne dreh'n,
Und Sonnen auf= und untergeh'n
Beym Wechsellied der Nachtigallen.

Ihn suchen, ahnden, finden wir,
Wenn dort der Epheu bebt, sich hier
Der Weinstock an die Ulme lehnet;
Des Rasens blumiger Altar
Macht ihn dem Herzen offenbar,
Das liebend sich nach Schönheit sehnet.

Er selber lenkt den innern Sinn
Auf Ebenmaß und Ordnung hin:
Drum steh'n, in schwesterlichen Reihen,

Die Säulen da; der Marmor schmiegt
Und wölbt, die stolze Tanne fügt
Zu Tempeln sich, die wir ihm weihen.

Und Lobgesang ertönt von Chor
Zu Chor; die Seele steigt empor,
Und wandelt schon in lichtern Sphären;
Zur ewig großen Harmonie
Der bessern Welt bereitet sie
Sich an vergänglichen Altären.



Son pittore anch' io.

Wenn mir Anakreon, von Grazien umringt,
Das Lächeln der Natur, des Lebens Freuden singt,
So glüht Begeisterung in mir: Auch ich bin Dichter!
Wenn aber Klopstocks Harfe klingt,
Wenn ihm Gedanken, groß und schön,
Hervor aus heil'gem Dunkel gehn,
Stillglänzend, wie des Himmels Lichter;
Dann überwältigt mich des Sängers hoher Sinn,
Dann blick' ich schüchtern nur auf meine Lieder
hin,
Seh' um mich her die Weisesten als Richter,
Und frage: Bin auch ich ein Dichter?

Aufklärung.

So recht! die Läden auf, daß wir dem Tages-
schein,
Dem Sonnenlicht' entgegen lachen!
Nur werft, um Alles hell zu machen,
Uns nicht die Fensterscheiben ein!

Liebhaberey.

Im Schatten dieses Baums, warum
So unbeweglich und so stumm?
Was schaut ihr da mit unverwandten
Emporgehobnen Augen?

„Schweige du!
Wir sitzen hier als Dilettanten,
Und hören jenem Kuckuk zu."

Der
Neujahrstag auf dem Lande.

Ein Vorspiel in einem Aufzuge.

Personen.

Christoph, ein Bauer.
Hannchen,
Liesel, ein Kind von sechs Jahren, beyde seine Töchter.
Michel, ein Bauer.
Wilhelm, sein Sohn.
Ernst, Jäger des Barons von Burchhelm.

Die Scene ist in einer Bauernstube.

Erster Auftritt.

Hannchen. Wilhelm. Nachher Liesel.

Hannchen (durch die verschlossene Thür zu Wilhelm der draußen steht). Bitte mich nicht, lieber Wilhelm! es ist umsonst, ich darf dich nicht herein lassen; aber sagen will ich dir alles, was du zu wissen begehrst.

Wilhelm (draußen). O ich merke schon, was du mir sagen willst.

Hannchen. Du betriegst dich; höre nur!

Wilhelm. Auf diese Art kann ich und mag ich nicht hören. So niederträchtig laß ich mir nicht begegnen.

Hannchen. Aber wenn ich nicht darf?

Wilhelm. So darf ich auch nicht länger bleiben. Behüte dich Gott, Hannchen! Fürs erste siehst du mich nicht wieder.

Hannchen. Wilhelm! ... Wilhelm! (Für sich.) Ach! wenn er geht, so ist alles verloren. (Sie öffnet hastig die Thür und ruft ihm nach.) Wilhelm! Ein einziges Wort.

Wilhelm (kommt langsam und trotzig herein). Billig hätte ich nicht umkehren sollen ... Mich so zu beschimpfen, heut am Neujahrstag, und wo du mich selber kommen heißest, wenn der Vater in der Kirche wäre!

Hannchen. Auch hat mich gewaltig nach dir verlangt.

Wilhelm. Ich glaub' es. Du konntest wohl die Freude nicht erwarten, mich draußen vor der Thür abzufertigen.

Hannchen. Schon gut, Wilhelm! Das ist der Lohn dafür, daß ich deinetwegen meinem Vater ungehorsam bin, der mir ausdrücklich befohlen hat ...

Wilhelm (aufgebracht). Mir das Haus zu verschließen? Geht er so mit ehrlichen Leuten um? Zwey Monate hat er wegen seiner Einwilligung in unsre Heirath, zwar nichts versprochen, aber mich dennoch hoffen lassen; hat immer auf heute mich vertröstet; auf Neujahr wollt' er mir Bescheid geben; und nun sperrt er mich, wie einen Schelm, vor die Thür? Bey Gott . . .

Hannchen Sey doch nicht so unbändig. Du weißt ja nicht . . .

Wilhelm. Ich weiß genug, weiß, daß dein Vater einen andern Freyer im Sinn hat, den Jäger, der vorigen Herbst beständig in eurem Hause war, und den mir dein Vater bey jeder Gelegenheit vorzog. Gestern Abend ist er hier angekommen.

Hannchen. Den Jäger Ernst? O vor dem bist du sicher. Wir haben ihn mit keinem Auge gesehen, und er hat so wenig einen Gedanken auf mich, als ich auf ihn.

Wilhelm. Nur keine Unwahrheit! Alles könnt' ich eher verzeihen als die.

Hannchen. Hab' ich dir jemals eine gesagt? — Lieber Wilhelm! laß mich nur einen Augenblick reden! — Heute Morgen, sobald mein Vater

aufgestanden war, kam er zu mir, faßte mich bey der Hand, und sagte: Was meinst du, wird mich Wilhelm jetzt an mein Versprechen erinnern? Er ist ein wackerer Bursche, und wenn ihr beyde des Handels noch einig seyd, so bin ichs zufrieden . . .

Wilhelm (in voller Freude.) Zufrieden?

Hannchen. Geduld! Es ist eine Bedingung dabey. Vor dem Mittagessen mußt du meinem Vater das Neujahr abgewinnen.

Wilhelm. Mich wunderts. Er pflegt sonst von dergleichen Späßchen kein Liebhaber zu seyn.

Hannchen. Auch diesesmal ist es kein Spaß, sondern voller Ernst. Was er darunter hat, begreife ich nicht; aber das Neujahr muß abgewonnen seyn.

Wilhelm. Hätt' er mir doch nichts leichteres aufgeben können! Ich springe gleich hin, stelle mich auswendig an die Mauer vom Gottesacker, und wenn er vorbey geht . . .

Hannchen. Damit ist es nicht gethan. Es muß hier im Hause geschehen.

Wilhelm. Noch besser! Du versteckst mich in einen Kasten oder . . .

Hannchen. Auch dafür ist gesorgt. Verstecken darf ich dich nicht, und eben deßwegen mußt' ich die Thür verriegeln. Alles, was er mir erlaubte, war, durch das Schlüsselloch dich von der Sache zu benachrichtigen.

(Wilhelm denkt nach, indessen schleicht von hinten Liesel herzu.)

Liesel (zu Wilhelm). Glückseliges Neujahr!

Wilhelm. Warte du kleiner Muthwille! Hättest mich fast erschreckt.

Hannchen (zu Liesel). Recht so! Jetzt aber gehe wieder zu deinem Spielzeug, und laß uns allein.

Liesel. Warum soll ich denn immer fort, wenn dein Wilhelm da ist? ich seh' ihn eben so gern als du.

Wilhelm. Höre, Liesel! bey Nachbar Thomas wird das Neujahr gesungen; gehe du voran, ich komme bald nach, und dann schwatzen wir mit einander.

Liesel. Aber auch gewiß! (Geht ab.)

Hannchen. Was meinst du, Wilhelm? Da ist guter Rath theuer. Indessen denke ich, wenn du mich lieb hast, so wird dir schon etwas einfallen. Nur säume nicht! Die Zeit zum Mit-

tagessen ist kurz. Insonderheit müssen wir uns in Acht nehmen, daß mein Vater dich nicht antrifft; hiermit könnten wir alles verderben. (Indem sie nach der Uhr zeigt.) Siehe doch! die Predigt muß den Augenblick aus seyn. Um Gottes willen . . . .

Wilhelm. Ade, liebes Hannchen! Ich werde um das Haus herumgehen, wie der Wolf um den Schafstall. Solltest du auf einen Anschlag gerathen . . . Ihr Mädchen seyd doch immer schlauer als wir. (Geht ab.)

Zweyter Auftritt.

Hannchen. Nachher Christoph und Michel.

Hannchen (allein). Ach! es liegt mir schwer auf dem Herzen. Ich mochte den armen Wilhelm nicht muthlos machen; aber ich fürchte mehr, als ich hoffe. In der That ist Wilhelm zu ehrlich, um dergleichen Kunststücke recht auszuführen. Fast immer verräth er sich selbst, und mein Vater läßt sich nichts ablauern; der wird kein Gesicht von der Thür verwenden, wird mich hüten, auf alle meine Schritte und Tritte passen. (Es klopft.)

Das ist er. (Indem sie ihr Hütchen tiefer ins Gesicht rückt.) Wenn er mir nur an den Augen nichts ansieht! (Läuft nach der Thür.) Wer klopft?

Christoph (draußen.) Mache auf! ich bins.

(Christoph und Michel treten herein, letzterer ganz in sein Gespräch vertieft, so daß er Hannchen nicht wahrnimmt. Diese lehnt vorsichtig die Thüre an, ohne sie zuzuschließen; nähert sich darauf, und will dem Michel Glück wünschen, kann aber ihren Wunsch nicht anbringen.

Michel (im Hereintreten). Nein, Gevatter! die Predigt laß ich mir nicht verachten.

Christoph. Aber wer verachtet sie denn? sage nur . . . (Er merkt, daß die Thür nicht verschlossen ist, verriegelt sie, giebt Hannchen einen ernsthaften Blick, und winkt ihr in die Kammer zu gehen. Hannchen traurig ab.)

Michel. Worüber könnte man wohl am Neujahrstage besser predigen, als über die Zeit? Was glaubt ihr, Christoph . . .

Christoph. Aber, Gevatter Michel . . . .

Michel. Was glaubt ihr? wenn mancher das Jahr hindurch jeden Tag aufschreiben müßte, wie er ihn zugebracht hat, und am letzten December müßt' er die Tage nach einander mustern . . .

Christoph. So versteht mich doch! Es war eine schöne gelehrte Predigt; aber man konnt's ihr anmerken, daß der Pfarrer kürzlich erst aus der Stadt gekommen ist. Dahin taugte sie mehr als für die Bauern. Bey uns heißt es: Wer nicht arbeitet, der soll auch nicht essen. Hier lernt sichs wohl; daß man nicht den halben Tag so verfaullenzt.

Michel. Ich seh' ihrer doch auch genug, die etwas Bessers thun könnten, als ihren Topf nach dem Kloster tragen, und mit einem andächtigen Gesicht . . .

Hannchen (schleicht hervor, und lauert. Als Christoph sie gewahr wird, läuft sie auf ihn zu, und fragt leise:) Vater, soll ich nicht ein Glas Branntwein holen?

Christoph. Thue das, Hannchen! und ein Brod dazu!

Michel. Ey! glückselig neues Jahr, Hannchen!

Hannchen. Ich bin schon die längste Zeit um euch herum gegangen, euch das Neujahr abzugewinnen, aber ihr habt mich nicht sehen wollen.

Michel. Nun! mein Sohn Wilhelm soll den

Fehler wieder gut machen; der hat jüngere Augen. (Hannchen wird roth, und läuft in die Kammer.)

Christoph. Setzt euch, Gevatter! (Sie setzen sich.)

Michel. Lassen wir nun die Predigt, und denken daran, unsern Kindern ein vergnügtes Jahr zu machen. Ihr verspracht ja meinem Wilhelm ... (Hannchen kommt mit dem Branntwein, und hört die letzten Worte.) Seht doch, sie wird schon wieder roth! Wenn die Mädchen so alle Augenblicke roth werden, dann gehts ihnen, wie den Zugvögeln im Herbste; sie wollen fort aus des Vaters Hause.

Christoph. Ist's wahr, Hannchen? Bist du es müde bey mir?

Hannchen. Warum sollt' ich? Ihr habt mir nichts zu Leide gethan.

Christoph. Aber sage, wo bleibt denn unser Liesel? Die pflegt sonst ihren Pathen Michel nicht zu versäumen.

Hannchen. Sie hört in der Nachbarschaft das Neujahrsingen. Ich will sie ... (Sie geht nach der Thür hin.)

Christoph. Nein, Töchterchen! Es möchte vor der Thür etwas herumspucken ... Du weißt unsere Abrede.

Hannchen (für sich.) O, es hat mir geahndet!

Michel. Wie versteht ihr das, Gevatter?

(Es klopft.)

Christoph (zu Hannchen.) Frage zuvor, ehe du aufmachest!

Hannchen (für sich.) Die Knie zitern mir, daß ich kaum gehen kann. (Laut, mit furchtsamer Stimme:) Wer ist draußen?

Stimme vor der Thür. Der Jäger Ernst.

Christoph. Nur herein.

Dritter Auftritt.

Ernst. Die Vorigen.

Christoph. Ey, willkommen, Herr Ernst! viel Glück zum neuen Jahr!

Ernst. Eben so! (zu Michel.) Und euch deßgleichen! (Er reicht beyden die Hand. Michel giebt ihm die seinige ganz frostig.)

Christoph (zu Michel.) Ihr kennt ihn doch? Er ist bey dem Herrn von Burchhelm. (zu Ernst.) Wie sehen wir uns denn hier?

Ernst. Ich bin gestern mit meinem Baron hergeritten, der besucht euern gnädigen Herrn.

Christoph. Hannchen! einen Stuhl und noch ein Glas! Setzen wir uns!

Ernst. Wie hat Sie denn unterdessen gelebt, Jungfer Hannchen?

Hannchen (etwas verdrießlich). Recht gut, Herr Ernst! (Für sich im Weggehen.) Wüßte der arme Wilhelm das, er stürbe vor Eifersucht.

Christoph. Mich nimmts aber Wunder, daß der Herr Baron gerade zu dieser Zeit gekommen ist; denn heute muß es in der Stadt viel lustiger seyn, als auf dem Lande.

(Hannchen bringt ein Glas und entfernt sich gleich wieder.)

Ernst. Mein Herr verreis't immer auf diesen Tag; und er hat recht, denn er ist der langweiligste im ganzen Jahr.

Christoph. Hm! unter den Stadtleuten ist doch alles so ganz anders! Was wir lustig nennen, das heißen sie langweilig und umgekehrt.

Ernst. Sie machen sich eben hundert Dinge beschwerlich, die ihr kurz abthut, und manches thun sie kurz ab, worüber sie länger nachdenken sollten. Am Neujahrstage schüttelt ihr eurem Nachbar die Hand, damit ist es geschehen; bey ihnen aber kann man sich nichts Gutes wün=

schen, ohne daß es Mühe und Anstalten kostet. Nachher gehen sie wieder in die Kirche, wie ihr zum Tanz. Mein Herr pflegt deßwegen von den Stadtleuten zu sagen, ihr Ernst wäre gemeiniglich Spaß, und ihr Spaß Ernst.

Christoph. Ein braver Herr, der Baron, dem die Vornehmen nicht alles sind, und der sogar den Bauer etwas gelten läßt.

Ernst. Was ist das für eine Rede, Christoph? Sogar! Wahrhaftig, ihr auf dem Lande seyd nicht gescheid, daß ihr euch selber so gering macht!

Christoph. Dann und wann denk' ich es auch, wenn ich um meinen Acker herumgehe, und das Korn Manns hoch da steht. Dann mein' ich, es wäre keinem eine Schande, wenn ich zum Gruß ihm die Hand böte, die das gearbeitet hat.

Ernst. Mein Herr sagte neulich zu seinem Neffen, als wir bey einem Kornfelde vorbeyritten: Es ist doch ein Glück, wenn man seine Arbeit so von der Sonne darf bescheinen lassen!

Christoph. Auf des Herrn Barons Gesundheit! (Sie trinken.)

Hannchen (kommt, und sieht verstohlen auf die Uhr). Ach! es dünkt mich eine Ewigkeit, und doch läuft mir die Uhr zu geschwind! Könnt' ich sie

heimlich zurückstellen! ... Wo er seyn, was es beginnen mag! (Christoph sieht sie bedeutend an.) Vater! verlangt ihr etwas?

Christoph. Nichts, meine Tochter! (Hannchen ab.) Aber Michel! wie ihr da sitzt! Ihr seyd immer so beredt, so aufgeräumt; war't es noch, als wir aus der Predigt gingen, und auf Einmal ...

Ernst. Vielleicht, seitdem ich gekommen bin. Er bedachte sich lang', ob er mir die Hand geben wollte oder nicht.

Christoph (zu Michel). Habt ihr etwas gegen ihn, Gevatter, so sprecht! Das Maulen kann ich für meine Sünde nicht leiden.

Ernst. Ich eben so wenig ... Frey heraus, Michel! Seht ihr mich nicht darum scheel an, weil ihr meint, ich wollt' eurem Sohn ins Gehäge? Wilhelm that gestern auch in der Schenke so fremd gegen mich. Ihr habt Unrecht! ich will nicht läugnen, daß mir Hannchen gefiel; und vorigen Herbst, als ich hier mit dem Baron auf der Jagd war, ging ich ihr einige Wochen nach. Sobald ich aber merkte, daß sie und Wilhelm einander verstühnden, ließ ich ab; denn solch ein Pärchen trennen wollen, das bringt weder Glück

noch Segen. Jungfer Hannchen selbst wird Zeuge seyn. . . .

Michel. Ich brauche keinen. Hier! (Reicht ihm die Hand.)

Ernst. Und nun, lieber Christoph! wenn mein Fürwort bey euch etwas gilt, so bitte ich, daß ihr dem ehrlichen Wilhelm es nicht länger sauer macht. Auf zehn Meilen in der Runde weiß ich keinen, der Hannchen so verdient, wie er.

Christoph. Es liegt einzig an ihm, so bekommt er sie heute noch.

Michel. Wie das?

Christoph. Als ich um meine selige Frau anhielt, da gab mein Schwiegervater, der seine eigenen Grillen hatte, mir die Einwilligung nicht anders, als unter der Bedingung, wenn ich ihm in seinem Hause das Neujahr abgewönne. Ich ließ mich in einem Weinfasse vor seine Thür fahren, er lud mich ab, und brachte mich selber ins Haus. Da rief ich ihm aus dem Fasse das Neujahr zu.

Michel. Hätt' ich euch doch solche Schwänke nicht zugetraut!

Christoph. Es ist lange her, Gevatter! . . . Nun gelobt' ich in meiner Freude, daß, wenn

ich Töchter gros zög', ich die älteste unter eben der Bedingung . . .

(Man hört vor der Thür eine Geige.)

Christoph. Hannchen! hörst du nicht?

Hannchen, (welche langsam und traurig hervor kommt, für sich). Ich meine das Herz will mir zerspringen! Diese Musik fehlte mir noch.

Ernst. Wahrlich! die Geige klingt nicht übel.

Christoph (zu Hannchen). Siehe zu, wer der Spielmann ist.

Hannchen, (nachdem sie herausgeguckt hat). Ein blinder Mann mit seiner Tochter.

Christoph. Laßt ihn herein!

Vierter Auftritt.

Wilhelm, als ein alter blinder Mann in Bettlerkleidung, mit einem grossen Hute. Liesel ebenfalls ärmlich gekleidet, und so viel als möglich verhüllt.

Die Vorigen.

Wilhelm (tritt herein, und spielt ein sehr trauriges Stück). Michel steht tiefsinnig auf einen Stuhl gelehnt, und sieht starr vor sich hin). Ernst blickt mit Bedauern Hannchen an.)

Hannchen (für sich). Keine Hoffnung mehr!

Dürft' ich nur in meine Kammer, und mich satt weinen!

Christoph (wirft einen verstohlenen Blick auf die Uhr und schüttelt den Kopf). Es wäre mir doch leid, wenn er nicht käme! (Zu Wilhelm, als dieser eine Pause macht.) Woher, alter Vater? (Jener antwortet nicht. Du! (Zu Liesel.) Ist dein Vater stumm? (Liesel heftet die Augen auf den Boden, und schweigt.)

Wilhelm (spielt ein lustiges Stück)

Hannchen wendet sich weg, und trocknet die Augen.)

Christoph (zu Wilhelm). Alter! ist denn kein Wort aus dir zu bringen?

Wilhelm (nimmt den Hut ab). Glückseliges Neujahr!

Christoph und Michel. Wilhelm! Wilhelm!

Hannchen (läuft weinend auf ihn zu). Ach! bist du's?

Christoph. Du hast deine Sachen gut gemacht. Komm! (Fällt ihm um den Hals.) Mir ist nicht weniger bang geworden, als dir. (Michel drückt ihm die Hand, ohne etwas zu sagen.)

Liesel (enthüllt sich). Glückselig neues Jahr!

Christoph. Ey! Ey! Das kleine Ding auch mit im Komplot?

Michel (hebt sie in die Höhe und küßt sie). Das sollst du mir nicht umsonst gethan haben.

Ernst (zu Christoph). Erlaubt ihr, daß ich den Beyden euer Jawort gebe?

Christoph. Herzlich gern.

Ernst (legt des Mädchens Hand in die von Wilhelm). Da, Wilhelm! Gott sey mit euch!

Wilhelm. Hannchen! Ernst! Christoph! Ich hab' euch allen so viel zu sagen; aber … (Er legt in einer heftigen Bewegung die Hand auf sein Herz.)

Christoph. Nun, Kinder! laß ich keinen von euch weg. Am Neujahrstage wird immer in meinem Hause für ein Paar Freunde mitgekocht. Das war so die Weise meines Vaters, und die behalte ich bey. Hannchen! ist alles gerichtet? wohl schwerlich! Die Küche wird diesen Morgen ein wenig gelitten haben. Wir wollen uns gedulden. Ernst erzählt unterdessen etwas Neues aus der Stadt.

Ernst. Ich wüßte nichts, das euch Freude machen könnte, als diese Neujahrswünsche. (Zieht einen Bogen aus der Tasche.) Sie mahnen mich fast wie der Basler Todtentanz, worin auch alle Stände vorkommen, vom Kaiser bis zum Stallknecht. Eigentliche Wünsche sind es nicht; mehr eine Haustafel, wo jeder seine Lection findet.

Christoph. Das ist vernünftig! Die meisten

Menschen hätten, was sie brauchen, wenn sie es nicht beym Wünschen allein bewenden ließen. Ich bin sehr begierig. Les' er uns das, Herr Ernst!

(Während dem Lesen geht Hannchen ab und zu.)

Ernst (liest). An die Herren von der Regierung ..., ist nur für die Stadtleute ... An die Herren vom Magistrat ... auch ... An die Väter.

Christoph. Gebt her! das muß ich selbst lesen. (Liest.)

Laßt eure Kinder Kinder bleiben,
Daß sie mit Pupp' und Steckenpferd,
So lang' es die Natur begehrt,
Ihr kindlich frohes Wesen treiben.
Die Blüthe fordert ihre Zeit,
Wenn Knospen Früchte geben sollen;
Und der Natur entgegen wollen,
Hat manche Thoren schon gereut.

Michel. Ist gut gemacht. Weiter!

Christoph (liest). An die jungen Frauen. Hannchen! da ist etwas für dich; komm, und lies!

Hannchen (liest). An die jungen Frauen.

Dem Weibchen, dem sein Haus gefällt,
Das gern zu Mann und Kindern sich gesellt,
Dem mangelt's nicht an immer neuen Festen.
Von allen Freuden auf der Welt
Sind doch die häuslichen am besten.

(Giebt den Bogen an Ernst zurück.)

Ernst (liest). An die Mädchen.

Habt ihr bey Tändeley und Spiel
Der Langenweil' und Grillen viel,
So, hört mich, liebe Mädchen!
Versucht's am Rocken, singt und seht,
Wie lustig sich die Spule dreht:
Da laufen mit dem Rädchen
Die Stunden um die Wette;
Und nach gethaner Arbeit geht
Man fröhlicher zu Bette.

Christoph (zu Hannchen). Ich habe dir's immer gesagt: Ein Mädchen, das seinem Spinnrocken nicht treu ist . . .

Ernst. An Ebendieselben.

Ihr Mädchen! schreibt an Thür und Wand
Das alte Sprichwort euch; denn Vieles kann es nützen:
Weit besser ist ein Sperling in der Hand,
Als zehn, die auf dem Dache sitzen.

Michel. Es heißt schon in einem alten Liede: So gehts, wenn ein Mädel zween Knaben lieb hat.

Ernst (liest). An die Kinder.

Christoph (zu Liesel) Da mußt du sehen, ob du es zusammen buchstabirst.

Liesel (liest.)

Unschuld ist den Kindern hold;
Bey der Unschuld Rosen
Malt das Wölkchen sich mit Gold,
Oeffnen sich die Rosen.
Wohl versorgt in ihrer Hut
Seyd ihr lieben Kleinen;
Aber wenn ihr Böses thut;
Zwingt ihr sie, zu weinen,
Bis des Engels nasser Blick
Eurem Aug' entschwindet,
Und ihr dann des Lebens Glück
Nirgend wieder findet.
Laßt den Engel nicht entfliehn!
Geht ihm voller Reue
Zärtlich nach, und bittet ihn,
Daß er euch verzeihe!

Michel. Zu diesen Reimen muß Pater Beda, der die Orgel schlägt, uns eine Weise suchen, damit Hannchen sie als Wiegenlied singen kann.

Ernst (liest). An die Soldaten.

Frisch auf, ihr Krieger, jeden Feind
Des Vaterlandes abzuwehren!
Doch bleibt des guten Bürgers Freund!
Der Bürger Schweiß muß euch ernähren.

An den Handwerksmann.

Der Bürger, dessen harte Hand
Mühselig Axt und Beil und Hobel führet,

Sey treu in dem, was ihm gebühret,
Und lieb' und ehre seinen Stand.
Wenn neben ihm der Amboß klingt,
Die Säge knarrt, die Hämmer tönen,
Dann sag er freudig seinen Söhnen,
Daß Arbeit süße Ruhe bringt
Und ächtes Lob; daß jeder wackre Mann,
Zu gut, um knechtisch sich zu beugen,
Mit schweißbedeckter Stirn sich aller Orten zeigen,
Und Fürsten unverzagt ins Auge sehen kann.

Den Handwerksleuten gehts ungefähr so wie den Bauern; sie halten sich auch selber zu schlecht; und das sollten sie nicht.

Den jungen Theologen.

Michel. Laßt mir dieses, Herr Ernst! denen hätt' ich so manches zu sagen. (Liest.)

Will einer sich der Kirche weihen,
So wünsch' ich ihm zu seiner Priestertracht
Ein Herz, das über sich in stiller Demuth wacht;
Ihm wünsch' ich jenen offnen, treuen,
Arglosen Brudersinn, den fremdes Glück erfreuen,
Der schonen kann, und dulden und verzeihen.
Er übe gern die Tugend ohne Pracht,
Die menschliche, die auch den Laien
Ehrwürdig seinem Volke macht.

Was ich davon verstehe, gefällt mir. (Giebt den Bogen zurück.)

Ernst (liest). An junge Rechtsgelehrte. Mit denen habt ihr auch nicht selten zu thun.

An klugen Räthen fehlt es nicht,
Obwohl in groß und kleinen Staaten
Es hier und dort an Muth gebricht,
Dem Mächtigen ins Angesicht
Auch das, was ihm mißfällt, zu rathen.

Endlich noch eine Erinnerung, weiß nicht an wen.

So mancher, den das Glück erhob,
O möcht' er, bey des Pöbels Lob,
Sich selbst und seine Würde kennen!
Das Bäumchen, das, vom Wind umbraust,
Auf einem hohen Berge haust,
Das pflegt ja Niemand groß zu nennen!

Christoph. Und nichts unter allen den Reimen für die Bauern? Die werden doch überall hintan gesetzt. Ein Glück, daß unser gnädigster Landesherr uns nicht vergißt! Wenn indessen die Stadtleute sonst billig gegen uns sind, so wünschen wir ihnen von Herzen alles Gute.

Alle. Der ganzen Stadt ein glückselig neues Jahr!

Phädon und Naide
oder
der redende Baum.

Ein Singspiel in zwey Aufzügen.

Vorbericht.

Die Urtheile meiner Freunde über dieses Singspiel waren, bey der ersten Erscheinung desselben, getheilt. Einige fanden, nach der strengsten Prüfung, nichts darin, was ein zartes religiöses Gefühl beleidigen könnte. Ihnen dünkte, so wie mir, daß die einfältig fromme Naide, Phädon mit seinem festen Glauben an etwas Ueberirdisches, und die reuige Priesterin dem leichtsinnigen Eurydamas vollkommen das Gegengewicht hielten. Andre ärgerten sich an dem letzteren, weil sein Frevel ohne widrige Folgen für ihn blieb, und nicht einmal sein Gewissen ihn deßhalb zur Rechenschaft forderte.

Da ich Niemanden, auch nur durch den blo-
ßen Schein einer Verletzung dessen, was den Men-
schen am heiligsten seyn muß, wehe thun möchte,
so habe ich in meinem Stücke einige Veränder-
rungen angebracht, welche ich zwar für Auf-
opferungen ansehe, die mich aber nicht gereuen
sollen, wenn mein Zweck, jede Mißdeutung zu
verhüten, durch sie erreicht wird.

Personen.

Phädon, ehemaliger Richter in der Stadt Pherä, in Thessalien. Die Kleidung seinem Stande gemäß, aber voll Einfalt.

Naide, ein junges Hirtenmädchen, mit einem ländlichen Hut, und einem Stabe, der oben gekrümmt ist, nach griechischer Art.

Eurydamas, ein junger Mann aus der Stadt Knossus in Kreta. Seine Tracht griechisch; aber von der des Phädon verschieden und kostbarer.

Cleodora, Priesterin des Apollo, welche das Orakel bedient; einfach, doch mit Würde gekleidet. Um die Stirn eine weiße Binde, und auf dem Haupte ein großer Lorberkranz.

Die Scene ist ein Thal in Thessalien, nahe bey Tempe.

Erster Aufzug.

Ländliche Gegend mit einer Hütte in der Ferne.

Erster Auftritt.

Phädon nachher Naide.

Phädon (allein).

Lange sucht' ich sie vergebens
In der Städterinnen Zahl;
Endlich winktest du, o Thal!
Vor dem Abend meines Lebens
Mich zu ihr ins Hirtenchor.

Ach! wie tönten alle Wipfel
Oft am hellsten Rosentage
Bange Klage
Mir ins Ohr!
Singt, ihr Vögel, nun den Frieden
Meiner Seele; von Naiden
Singet mir ein Brautlied vor!

Naide kommt herbeygelaufen, nimmt seine Hand, und sieht ihm freudig, jedoch mit einer gewissen Unruh, ins Auge.

Naide. Ist es wahr, lieber Phädon! ist es wahr? bist du glücklich?

Phädon. So glücklich, daß ich meine vierzig Jahre ganz vergesse, und in der vollen Blüthe der Jugend, mit dir in gleichem Alter zu seyn glaube.

Naide (lächelnd). So lange man noch sagt, daß man etwas vergessen habe, ist dem Vergessen nicht sehr zu trauen.

Phädon. Mag seyn! Genug, daß vor zwanzig Jahren mir die Sonne nicht heller schien, der Wald nicht grüner war, als jetzt . . . Aber, Naide! wirst du nicht morgen um diese Zeit mir völlig zugehören? Kannst du noch fragen, ob ich glücklich bin; noch zweifeln?

Naide. Wenn ich dich sehe, nicht. Dann verschwinden alle Zweifel. Nur wenn ich allein bin . . .

Phädon. Rede fort, liebes Mädchen!

Naide. Ich schäme mich zu wiederholen, was ich so oft dir klagte, worüber du so oft mich zufrieden sprachst, und was mich doch immer von neuem quält.

Phädon. Sahst du mich jemals ungeduldig, wenn es darauf ankam, wegen irgend einer Bedenklichkeit dich zu beruhigen?

Naide Nein, du Guter! Und eben darum weil du so gut bist, von allen Menschen, die ich kannte, der beste; eben darum hätte ich keine frohe Stunde mehr in meinem Leben, wenn aus Liebe zu mir das deinige minder glücklich wäre. Da geh' ich denn, wenn ich allein bin, und kümmere mich, und überlege eins nach dem andern; deine vorige Lage, und deine jetzige. Wie du, in einer volkreichen Stadt geboren und erzogen, an ihre Vergnügen und Zerstreuungen dich gewöhntest, als Richter deine täglichen Geschäfte hattest ... Und nun, dieß einsame Thal zur beständigen Wohnung, diese immerwährende Muße ... Ach, vergieb! ich hange dir an, wie ein Kind, und vielleicht sorge und rede ich so.

Phädon. Desto besser, liebe Naide! Was mir deine Rechtschaffenheit ist, das ist mir dein kindlich unbefangenes Wesen. Aber du solltest ohne Kummer seyn, da ich dir versicherte, daß Pherä, meine Vaterstadt, ihr Anzügliches für mich verlor; daß sie von Jahr zu Jahr üppiger und leichtsinniger wird; daß die Obern ihre Ge-

walt je länger, je ungescheuter mißbrauchen, und darum von meinen Freunden die wenigen, welche das Licht der Sonne noch sehen, in andre Länder sich begaben; daß außer ihnen ...

Naide. Ich weiß das alles, du Lieber!

Phädon. Von meinem Richteramt erzählte ich dir vor kurzem erst ausführlich, warum ichs nicht länger verwalten konnte. Wasser zu tragen in bodenlose Fässer, ist, wie du von deiner Mutter hörtest, eine Höllenarbeit der Danaiden; und das war die meinige. Ich arbeitete mehr, denn sie alle; was aber den sauersten Schweiß mir gekostet hatte, wurde von gewinnsüchtigen, offenbar ungerechten, oder schwachen Mitrichtern jedesmal vereitelt. Anfangs haßten und verfolgten sie mich; nachher thaten sie, als ob sie mich gering schätzten. Sie gaben mich für einen gutherzigen Schwärmer aus, über den sie die Achseln zuckten; bis sie nach und nach mich ermüdeten, ich mein Amt niederlegte, und damit ich nicht, als bloßer Bürger, ihrer kleinen Rache ausgesetzt wäre, die Stadt verließ.

Naide. Auch dieses weiß ich, und begreife wohl, daß du von deinen Mitbürgern dich entfernen mußtest; aber deßwegen hier innerhalb

unsrer Hügel dich einzuschließen, die man immer zu den anmuthigsten von Thessalien rechnen mag, wo doch heute ist wie morgen, wo niemand dir begegnet, als unwissende Hirten . . . O Phädon! ich könnte nicht mehr leben ohne dich; und dennoch . . . (Phadon reicht ihr seine Hand, die sie mit Liebe und Wehmuth an ihr Herz drückt.) Armer Phädon!

Phädon. Warum sagst du so? Bist du nicht meine Naide?

Naide. Aber auch alles was du hast!

Phädon. Wärest du mein einziges, bey den Göttern! ich hatte nie so viel. Indessen bin ich außerdem reicher als du mich angiebst, und deine Besorgniß verbreitet dir über meine Lage ein falsches Licht. Sind wir denn hier von der übrigen Welt so ganz abgeschnitten? Kommen nicht, zumal in der schönen Jahreszeit, der Fremden genug, selbst aus dem entlegensten Griechenland, um das Orakel des Apollo zu fragen, oder das angrenzende lustige Tempe zu besuchen? Kurz, meine Liebe! was ich zwischen diesen Hügeln entbehre, dessen bedarf ich nicht mehr; und was mir immer Bedürfniß seyn wird, das finde ich in dir.

Naide. In einem schlechten Hirtenmädchen, das vor wenigen Wochen die Herden noch hütete, nie eine Stadt sah, mit den feinern Sitten unbekannt, und in keinem Ding unterrichtet ist, als was man auf dem Lande zu lernen Gelegenheit hat, oder hier und da von einem Fremden hört!

Phädon. Den Sänger aus Larissa nicht zu vergessen, den das Hirtenmädchen zu seinen schönsten arkadischen Liedern begeisterte!

Naide. Nur Geduld! Wenn du meiner Offenherzigkeit spottest, so behalt' ich in Zukunft meine kleinen Geschichten für mich.

Phädon. Im Ernste bin ich dem jungen bescheidenen Sänger, dem es genügte, wenn er dir gegenüber saß, und du ihn anhörtest, vielen Dank schuldig. Er gab dir nicht mehr und nicht weniger Bildung, als ich wünsche, und nahm dir nichts von der schönen Einfalt, um derentwillen ich dich höher schätze, als alle Damen zu Pherä mit ihrer feinen Welt.

Naide. Als die Damen zu Pherä? Ach! eben diese Vergleichung fürchte ich am meisten. Liebender und treuer zu seyn, das verspreche ich dir; aber ist das alles? Ich müßte, wie sie,

reden, so dich unterhalten können; sonst wirst du meiner in Kurzem müde.

Phädon. Freylich thun sie auf ihre Gespräche sich viel zu gut; und es ist etwas darin, das anfänglich gefällt. Schade nur, daß ihr Reitz mit der Neuheit aufhört! Das Vorzügliche derselben liegt größtentheils nicht in dem, was, sondern in der Art, wie sie es sagen; in zierlichen Wendungen, die noch dazu gelernt oder nachgeahmt sind. Eigenes darf man überhaupt wenig erwarten; denn die vornehmen Städterinnen sehen alles, wie es von Kind auf ihnen gezeigt wurde. Alles ist verabredet. Ich, der ich die schönen Sachen auswendig konnte, war ihrer längst überdrüssig. Noch überdrüssiger des Geschwätzes, das mehr, als bloße Unterhaltung, zu seyn scheint, aber im Grunde weniger ist; wo man begierig fragt nach dem, was man nicht zu wissen verlangt; inständig bittet um das, was man nicht begehrt; einmal über das andere ausruft, ohne sich zu verwundern, und Versicherungen giebt, von denen man vorher weiß, daß sie Niemand glaubt. So gewöhnen sich die artigen Rednerinnen, immer weniger zu denken. Von Tage zu Tage wird das Urtheil seichter, das

Gefühl stumpfer, und darum hat in dem ganzen feinen Zirkel nicht Eine mich so verstanden, wie du; nicht Eine mir so viel Neues gesagt.

Naide. Letzteres wundert mich nicht, weil du mit jenen Damen beständig lebtest, und mit keinem Landmädchen noch Umgang hattest. Zwey Monate sind es, und kaum, daß wir einander kennen. Leider wird es mit dem Neuen bald am Ende seyn.

Phädon. Da du alles mit deinen Augen siehst, mit deinem Herzen empfindest, so kann es nie daran fehlen . . . O Naide! kein Mißtrauen mehr in dich selbst! ich bitte dich. Wüßtest du, wie verlassen ich oft umherging in der volkreichen Stadt, wegen deren Verlust du mich bedauerst; was ich gelitten, wie ich geseufzt habe nach einer guten Seele, gleich der deinigen; wie du mir wohl thust mit deinem geraden Sinn, mit der unbestechlichen Wahrheit in dir; unmöglich könntest du . . .

Naide. Nichts weiter! Von nun an will ich Muth fassen; will denken, du wärest nicht in meine Hütte gekommen, hätten nicht die Götter dich zu mir geführt. Und die Götter lieben dich! Sie wollten dein Glück den Händen eines armen

Mädchens anvertrauen, eines armen Mädchens; aber ihm ist es heiliger, als allen andern. So würde keine darüber wachen . . . Ja, Phädon! ich glaube dir, wie du mir geglaubt hast.

Phädon. Das solltest du, meine Liebe! Du erinnerst dich, wie du nur wenige Worte brauchtest, um wegen der Ungleichheit unsers Alters mir jeden Zweifel zu benehmen. Ich traute deiner Versicherung, obwohl ich wußte, daß von hundert jungen Mädchen nicht Eins neben einem Manne von meinen Jahren auf die Dauer vergnügt ist; daß wenigstens manche Stunde kommt, in welcher der Anblick schöner blühender Jünglinge . . . .

Naide (sieht ihn traurig an). Phädon!

Phädon. Sey ruhig! Seitdem ich dir angelobte, mir keine Bedenklichkeiten mehr zu machen, hab' ichs gehalten.

Naide. Du hättest auch gar zu großes Unrecht! In jeder Miene siehst du, hörst es in jedem Wort, im Ton der Stimme selbst, und fühlst es, wenn ich deine Hand drücke, was du mir alles bist. Wo fänd' ich den Jüngling, den ich lieben und ehren könnte, gleich dir? Wem könnt' ich so folgen in allen Dingen, auf wen so

festiglich mich verlassen, daß er mich leitete, mich stärkte zum Guten? Wiederum hätte kein Jüngling an mir die Freude, wie du; so würde keiner mir anhangen — — — Und dann, lieber Phädon, was bedeutet dein Alter? Vom Greise bist du noch weit entfernt. Jugendlich ist dein Herz, und mehr Leben und Munterkeit in dir, als in vielen, deren beste Zeit erst beginnt. — O gewiß, unter Tausenden gäb' ich an Keinen mich hin, mit der Zuversicht. Bey dir, meine ich, muß der Himmel wohlgefällig mich ansehen, und mir kann nichts Böses begegnen.

Wie das Blümlein gern im Schatten
Einer breiten Buche steht,
Wenn sie leis' auf grüne Matten
Ihre Kühlung niederweht;

Phädon.

Wie, verjüngt, auf frischen Matten
Die bejahrte Linde steht,
Wenn der West in ihrem Schatten
Um ein zartes Blümlein weht;

Naide.

Also bleib' ich ohne Sorgen
Neben dir, in deiner Hut.

Phädon.

Also giebst du süße Sorgen
Täglich mir und frohen Muth.

Beyde.

Naide. Wohl der Liebe, Phädon. Wohl der Treue,	die verborgen
Naide. In getreuen Phädon. In geliebten	Armen ruht!

Phädon. Aber nun, du kleine Zweiflerin, das, weßwegen du vermuthlich mich aufsuchtest — die Antwort deiner Mutter! Erläßt sie uns die Befragung des Orakels, oder glaubt sie, daß unsre morgende Hochzeitfeyer dieselbe nothwendig fordere?

Naide. Wie die Alten sind, lieber Phädon! Ich hab' ihr alle deine Gründe gesagt; daß man nämlich den Apollo nicht um Dinge befragen sollte, die man selber sich beantworten kann; daß wir Beyde, von unsrer gegenseitigen beständigen Liebe versichert, keiner weiteren Versicherung bedürfen; daß, wenn auch ein Götterspruch uns Unglück weissagte, wir darum nicht von einander abließen, längst entschlossen, jedes Schicksal gemeinschaftlich zu dulden, und einander zu erleichtern. Alles hab' ich meiner Mut-

ter gesagt; aber sie bestand darauf, es wäre so die Gewohnheit des Landes von undenklichen Zeiten her, und die Verabsäumung derselben möchte den Gott erzürnen. Sie wollte weinen; da brach ich ab.

Phädon. Du hast recht gethan. Ich gehe sogleich zur Priesterin, damit sie das Nöthige veranstalte.

Naide. Und ich zu meiner Mutter, um ihr die Botschaft zu bringen. Dort erwarte ich dich. Aber, du Lieber! die Höhle der Priesterin ist nicht weit; eile, daß ich dich bald wieder sehe!

Zweyter Auftritt.

Naide allein; nachher Eurydamas.

Naide (sieht dem Phädon nach). Da geht er, der Liebe, Gute! Mein Herz ist überall mit ihm. Wenn er nur auf Augenblicke mich verläßt, so vermiss' ich ihn schon. Und wenn er dann zurückkehrt, so freudig zurück zu seiner Naide, zu der seinigen ... O ich fühl' es im Innersten der Seele, was es heißt, einem solchen Manne sein Liebstes zu seyn. Sonderbar, daß oft bey meiner Herde mir etwas hiervon ahndete, mir

etwas träumte von einer bessern Liebe, wie ich nirgend unter meines Gleichen sie gesehen hatte! Fast wär' ich um des süßen Traums willen über die Niedrigkeit meines Standes mißvergnügt geworden. Die Götter verzeihen mirs! Nun ist es eben der niedrige Stand, dem ich alles schuldig bin; denn Phädon wählte das Hirtenmädchen. Auch bleib' ich dabey, Morgen zur Hochzeit mich als Hirtenmädchen zu schmücken; und dieser Stab, mit welchem ich hinter meinen Ziegen herging, soll in meine neue schönere Wohnung mich begleiten. Er ist der Ehre wohl werth!

Du frommer Hirtenstab,
Des Himmels bester Segen!
Die Unschuld selber gab
Dich mir auf meinen Wegen:
Da war ein Kinderspiel, ein Scherz
Genug für mein zufriednes Herz.

Wie glücklich, wenn ins Thal
Die Morgensonne schaute,
Und ich in ihrem Strahl
Mein Haus von Zweigen baute!
Dir sey's gedankt, o Hirtenstab,
Den lachend mir die Unschuld gab!

(Eurydamas kommt leise aus dem hintern Gebüsch hervor, und hört anfänglich von weitem zu. Alsdann nähert er sich immer mehr; doch ohne von Naiden gesehen zu werden.)

Hier ließ ein grüner Ort
Mich unter Blumen singen;
Aus Binsen lernt' ich dort
Mir einen Gürtel schlingen:
So ländlich waren Spiel und Scherz,
Und Einfalt sicherte mein Herz.

Und wenn im langen Zug
Die Frühlingsvögel kamen,
Welch eine Lust, den Flug
In Tänzen nachzuahmen!
Ihr Götter! mir zum Schutze gab
Die Unschuld diesen Hirtenstab.

Ihr Götter . . .
(Sie wird den Eurydamas gewahr.)

Eurydamas. Zürne nicht, liebes, holdes Mädchen, daß dein Gesang mich herbeylockte! Angenehm ist es, dich singen zu hören; noch angenehmer, dich zu sehen.

Naide. Was begehrst du, Fremdling? Denn deine Kleidung verräth, daß du kein Thessalier bist. Kann ich dir über etwas Bericht geben,

oder dich zurechtweisen? Man bedarf dessen in einer unbekannten Gegend.

Eurydamas. Ich begehre nichts, als dir zu gefallen.

Naide. Wenn du nichts besseres mit mir zu reden hast, so lebe wohl! Es warten Geschäfte auf mich, die keinen Aufschub leiden. (Sie will gehen.)

Eurydamas (hält sie zurück). Ist man hier so unfreundlich, daß man die Fremden nicht einmal nach ihrem Namen und nach ihrer Heimath fragt?

Naide. Wir halten das für eine Neugier, welche jungen Mädchen nicht geziemt.

Eurydamas. Ich aber könnte dir von meinem Vaterlande vielleicht manches erzählen, das dir keine Langeweile machte; denn ich komme weit her; von der Insel Kreta, wenn du jemals sie nennen hörtest.

Naide. Vorlängst hatten wir einen deiner Landsleute bey uns, den ich aber nicht sah. Er war (so hieß es) auf der Flucht, und kam in diesen Winkel von Thessalien, um bey unserm weissagenden Lorber Rath zu holen.

Eurydamas. Die weissagenden Lorber ha-

den vor mir gute Ruh'. Ich reise bloß in der Absicht, meine Jugendjahre zu nutzen, und mich zu vergnügen. Jetzt will ich nach Tempe, welches man als den Lustgarten von Griechenland, und von der ganzen Welt beschreibt, als den Sitz aller Freuden. Mein Weg ging hierdurch. Wer aber kann eure schönen Rebenhügel, mit Oel= und Mandelbäumen umpflanzt, eure Wiesen, mit ihren hundert klaren Bächen, und die Citronen= und Granatenwäldchen sehen, und vorbeyziehen? Ich mußte verweilen. Wo mir etwas Gutes aufstößt, da nehm' ich es mit; und würde mein Wunsch erfüllt, so wäre mein Leben ein beständiger Genuß.

Becher schäumten in die Runde;
Küsse rauschten zum Gesange;
Rosen kränzten mich, so lange
Mir die Sonn' am Himmel lacht.

Alle führt die schwarze Stunde
Zu des Orcus Finsternissen;
Und betäubt von Wein und Küssen,
Sieht man nicht des Grabes Nacht.

Naide. Mit diesen Gesinnungen wird es dir bey uns, unter einem Hirtenvolke, das seine wenigen einfältigen Vergnügen durch Arbeit zu

verdienen gewohnt ist, schwerlich gefallen... Aber ich habe nun gethan, was die Pflicht gegen Fremde fordert, und darf keinen Augenblick länger von Hause bleiben, wo meine Mutter nach mir verlangt.

Eurydamas. So vergönne mir wenigstens, mit dir zu gehen! (Er faßt sie bey der Hand.)

Naide (will die Hand wegziehen). Es ist nicht Sitte; laß mich!

Eurydamas (der sie fest hält, mit einem bittenden, zärtlichen Ton). Kannst du mir eine so kleine Gefälligkeit versagen? Auf dem Wege von Kreta bis hierher sah ich der Mädchen viel; aber wie du, entzückte mich keins. (Er drückt ihre Hand an sich.)

O wie so gern
Möcht' ich an deinen Arm mich schließen!

Naide reißt sich mit Gewalt los, und stößt ihn zurück.)

Verwegner, fern!
Den kleinsten Fehler wirst du büßen.

Eurydamas (nähert sich, ohne sie anzurühren).

Wir sind allein;
Die Bäume schweigen.

Naide.

Doch giebt es Zeugen
Im stillen Hain.

Beyde.

Eurydamas.	Wir sind allein;
	Die Bäume schweigen
Naide.	Doch giebt es Zeugen
	Im stillen Hain.

Eurydamas.

Vielleicht die Nymphen?
Wer sah sie noch?

Naide.

Den Hain beschimpfen
Ließ keine doch.

Eurydamas.

Göttinnen müssen Scherz verstehen:
Die ganze Rache treffe mich!

Naide.

Sie droh'n und segnen auf den Höhen;
Sie lobt das Thal, und fürchtet sich.

Beyde.

Eurydamas.	Und wenn es alle Nymphen sehen;
Naide.	Und wenn es keine Nymphen sehen;
Eurydamas.	Mein Busen glüht für dich!
Naide.	Mein Herz verachtet dich!

(Eurydamas will den Arm um sie schlingen; entfernt sich aber, als er den Phädon sieht.)

Dritter Auftritt.

Phädon. Die Vorigen.

Naide (läuft dem Phädon entgegen). Dank sey den Göttern, lieber Phädon, daß du kommst, und von diesem kecken Fremden mich los machst! O wie freu' ich mich unsrer nahen Verbindung! Von morgen an geh' ich nimmer allein, hab' ich überall dich zu meinem Beschützer.

Eurydamas (zu Naiden). Also ist dieser die Ursache, warum du so viel Ehrfurcht gegen die Nymphen bezeigtest, und mich einen Frevler nanntest, als ich meinen Arm zur Begleitung dir anbot? Hättest du nur ein Wort hiervon gesagt! Ich bin so unbescheiden nicht, in einem solchen Fall ein armes Mädchen in Verlegenheit zu setzen; vielmehr lob' ich deine Vorsicht. Wer seinen Bräutigam nach der Klugheit gewählt hat, muß auch mit Klugheit ihn behandeln.

Naide. Magst du immer so von meiner Wahl urtheilen! Dir und deines Gleichen geht es nicht ein, daß ein junges Mädchen an einem Mann, außer Gestalt und Jugend, etwas von Herzen lieben könne, und daß ich meinen Phädon nicht

Vergabe für den schönsten Jüngling aus Kreta, der über das Meer reist, um in fernen Ländern Weine zu kosten, Rosen zu pflücken, und unschuldige Mädchen zu verführen.

Eurydamas (für sich.) Wenn es solcher Mädchen hier viele giebt, so bleib' ich nicht lange.

Phädon. Laß ihn, Naide! und gehe zu deiner Mutter, um dir einen Kranz von Lorbern zu flechten, wie es denen gebührt, welche sich dem Orakel nähern wollen. Ich folge dir bald. Unterdessen wird die Priesterin das Feuer auf dem Altar anzünden, und sorgen, daß alles bereit sey.

Naide. Gut, lieber Phädon! Aber du kommst doch, ehe der Kranz fertig ist?

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Phädon. Eurydamas.

Phädon. Nun sage du mir, junger Flatterer, woher du meinst, daß unter allen Himmelsstrichen alle Mädchen, denen du zum erstenmal begegnest, dir zugehören? Ich rede nicht von Naiden, als meiner Verlobten; denn mit

ihrem Hirtenhute war sie dir, was jedes andere gemeine Mädchen; und ein Auge, wie das deinige, konnte nichts Besseres an ihr wahrnehmen. Aber ein Mann, dächte ich, der die Sprache und die Kleidung eines freygebornen Griechen hat, sollte auch gegen eine Hirtin keine Gewalt brauchen. Du siehst, ich bin so billig, wie an meiner Stelle Wenige seyn würden; indessen rathe ich dir, jetzt, da du mich und Naiden kennst . . .

Eurydamas. Ereifere dich nicht! Ich habe dich bisher fortsprechen lassen; denn du mußtest dir Luft machen; deine ganze Rede aber hättest du sparen können. Die Mädchen, auch die besten, übertreiben gern. Bey kaltem Blute wird Naide selber gestehen, daß ich nichts verlangte, als sie nach ihrer Wohnung zu führen.

Phädon. Und da sie nicht wollte, auf eine Art es verlangtest . . .

Eurydamas. Man muß ja zuvor ein Mädchen prüfen, ob es im Ernste nicht will! Doch, um kurz abzubrechen, du hast von mir nichts zu befürchten, und ich koste dir sicherlich keinen Wächter und keinen Riegel mehr. Nun von andern Dingen! Erlaube mir, dich etwas zu fragen, woran mir viel gelegen ist.

Phädon. Dürfte ich nicht, ehe wir ein neues Gespräch anfangen, deinen Namen wissen, und in welcher Gegend von Kreta du geboren wurdest?

Eurydamas. Mein Name ist Eurydamas, und meine Vaterstadt Cnossus.

Phädon. Wo man das Grab des Jupiters zeigt.

Eurydamas. Leider! ich habe mich schon genug über diese Posse geärgert, die uns Kretern so wenig Ehre macht, als euch euer Lorberbaum, welcher auf alles antwortet, und das Sprechen vermuthlich von Jupiters Eichen zu Dodona gelernt hat. Soll er doch mit ihnen um die Wette prophezeyen, und sein Handwerk so gut verstehen, daß er immer eine Ausflucht behält, die Prophezeyung mag eintreffen, oder nicht!

Phädon. Zwischen eurem Grab' und unserm Lorber ist, meines Erachtens, ein merklicher Unterschied.

Eurydamas. Den möchte ich hören; und das war es eben, was ich dich fragen wollte; ob du bloß aus Gefälligkeit gegen deine Braut zum Orakel gehst, oder ob du wirklich . . . Aber

nein! es wäre Beleidigung, dergleichen von dir zu argwöhnen. Du hast länger gelebt, mehr erfahren, und mehr gedacht, als ich: Dir muß ein wahrsagender Baum so lächerlich scheinen, wie mir die Heiligthümer bey Cnossus.

Phädon. Du irrest sehr, Eurydamas! Ein Jupiter, der, als euer König, bis auf den heutigen Tag in Kreta begraben liegt, und doch, als Gott, im Olympus donnert, also zu gleicher Zeit todt und lebendig ist, welcher Verstand kann das zusammen reimen?

Eurydamas. Und ein Gott, der in einen Baum kriecht, und aus demselben von künftigen Dingen schwatzt, oder vielmehr euch Räthsel aufgiebt . . .

Phädon. Wäre vollkommen so ungereimt. Wenn hingegen ein höheres Wesen, vermittelst eines Lorbers, dich seine Gegenwart empfinden, eine Stimme dich hören läßt, welche dir seinen Willen, nach deiner Weise, menschlich offenbart; wenn der Gott einen leblosen Baum dazu wählt, um seine Reden, als göttlich, zu beglaubigen; und zwar einen ihm geweihten Baum, dessen unvergängliches Grün ein Sinnbild der unsterblichen Natur ist, was findest du hierin widersinniges?

Eurydamas. Du hast in der Kunst der Einkleidung es weit gebracht, und niemand legte noch einem albernen Mährchen ein schöneres Gewand an. Aber ist es möglich, daß du eine Sache durch ein Wunder erklärst, die ganz natürlich zugeht? Wer kennt nicht die Betrügereyen der Priester?

Phädon. Ihre Lügen und Gaukelspiele sind mir bekannt; allein man erdichtet nicht, was nimmer war, sondern dichtet es nur anders, oder etwas hinzu. So konnten die Priester nur das Wahre verstellen, und hinzu lügen. Hätte nie ein Gott mit den Menschen geredet . . .

Eurydamas. Ich verstehe dich. Wo bliebe dann die herrliche Geschichte vom Apollo? Jedes Kind weiß, daß er, aus dem Himmel gejagt, in diesen Thälern die Ochsen vor sich her trieb, und, um die Landwirthschaft zu verbessern, die Hirten nach und nach Verse machen lehrte; insonderheit aber durch seine Leyer den Geschmack der Hirtinnen verfeinerte, bis die ungelehrige Daphne . . .

Phädon. Kein Wort mehr! Die Erzählungen vom Wandel der Götter unter den ersten Menschen, deren sie sich in ihrem hülflosen Zu-

stande annahmen, sie durch Künste bildeten, und durch Liebe vereinigten, diese Erzählungen, die allen Völkern, Griechen und Barbaren, heilig sind, mag einer glauben, oder bezweifeln, wie er kann; aber verspotten lass' ich sie nicht; und wer darüber zu lachen im Stande ist, dem habe ich nichts weiter zu sagen.

(Geht ab.)

Fünfter Auftritt.

Eurydamas (allein).

Welch ein unglückliches Gestirn hat mich heute zu lauter Schwärmern geführt? Möchten sie immer phantasiren, was sie wollten; wenn sie nur nicht über alles sich erzürnten, und zu jedem lustigen Einfalle sauer sähen! . . . Aber Phädon soll am Ende mit lachen, trotz seiner Ernsthaftigkeit; und ich versuche, was mir während des Gespräches mit ihm in den Sinn kam. So wird Naide zu gleicher Zeit für ihren Spott ein wenig gezüchtigt, und vergißt, mit ihrem Triumphe zu prahlen. Sie verdürbe mir sonst bey ihren Gespielinnen mein ganzes Glück . . . Freylich ein kühnes Unternehmen . . . Aber es sey ge-

wagt! Hab' ich erst das Geheimniß des Orakels, und die Künste der Priesterin entdeckt, so muß diese mir gehorchen ... Vortrefflich! Die gesunde Vernunft am Schwindelgeiste zu rächen, das bringt einem Kreter doppelten Ruhm!

In deinen Hain, Apoll!
Will ich die Rache tragen;
Was ich gebiete, soll
Der heil'ge Lorber sagen:
Es höre da, mit banger Seele,
Naide, mich, als redenden Gott!

Dann will ich's verkünden;
Will schmücken mein Haupt
Mit Kränzen und Binden,
Dem Phöbus geraubt.
Die Priesterin, die Wunderhöhle,
Der goldne Dreyfuß werde zu Spott!

Zweyter Aufzug.

Hain des Apollo. Hinten eine Höhle; neben dem Eingange derselben, links ein goldner Dreyfuß, rechts ein alter Lorberbaum von ungewöhnlicher Größe, zwischen jungen Lorbern, die seinen Stamm verbergen, und über welche nur sein Wipfel hervorragt. Die jungen Bäume decken zugleich den halben Eingang der Höhle. Weiter vorn, auf der Seite, wo der große Lorber steht, ein alter einfacher Altar, mit drey Stufen. Auf diesem ein brennendes Feuer, welches nach dem Orakelspruch allmählig erlischt.

Erster Auftritt.

Cleodora; nachher Eurydamas.

Cleodora (kommt aus der Höhle, tiefsinnig, mit langsamen Schritten). Wieder ein Orakelspruch! Warum ließ ich in ein so gefährliches Geheimniß mich einweihen? Zwar in meinem damaligen Alter ... Welches junge Mädchen hätte die priesterliche Binde nicht angenommen, um einst, als die Vertraute des Phöbus, sich von einem gan-

zen Volke verehrt zu sehen, über ein ganzes Volk zu herrschen, durch ein Wort, durch einen Wink? ... Aber daß ich so lange des eingebildeten Glücks in Ruhe genießen konnte! daß nicht früher in mir Zweifel erwachten! Seit Kurzem erst überfällt mich ein Schauder, wenn ich in den hohlen Baum mich begeben, und die Stimme des weissagenden Gottes nachahmen soll; die Stimme dessen, der am Himmel die Sonne daherführt, jeden Abgrund erleuchtet; und jeden Gedanken der Seele durchschaut. Fürchten nicht alle, denen er Licht und Wärme bringt, seinen weit treffenden, tödtenden Bogen? Und ich, ein ohnmächtiges Weib ...

Ich? in seinem Namen lügen?
Lästern ihn in seiner Klarheit?
Meine Seele bebt zurück ...
Aber kanns Apollo rügen?
Aber ist es Lästerung?

Schleyer decken hier die Wahrheit;
Und es mag des Pöbels Blick
Nicht ins inn're Wesen dringen;
Ohne frommen Wahn empfingen
Götter keine Huldigung.

(Während des Gesanges schleicht Eurydamas, von der Priesterin ungesehen, in ihre Höhle.)

Nein! ich beging keine Freventhat. Sonst hätte Phöbus längst diesen Lorber zerschmettert, oder mitten in der Weissagung wären diese Lippen erblaßt, und ich verstummt. Wenn die Menschen nicht dann und wann Erscheinungen haben, nicht eine Stimme hören aus dem Olympus, so fragt Keiner nach den Unsterblichen. Vor einem redenden Lorber werfen sie sich auf ihr Antlitz, und beten an im Sichtbaren das Unsichtbare ... Weg mit jenem schwermüthigen Zweifel! Hab' ich doch nie etwas geantwortet, das Apollo mißbilligen könnte! Wen betrog ich je zu seinem Schaden? Und wie Vielen hab' ich Trost und Warnung gesagt ... Aber ich vergesse mich; Phädon und seine Braut werden bald da seyn.

(Sie will nach ihrer Höhle, und sieht den Eurydamas herauskommen.)

Wer bist du, frecher Jüngling, der du in die Höhle des Apollo dich wagst, die kein unheiliger Fuß betreten darf? Weißt du ...

Eurydamas. Nicht so laut, hochgebietende Priesterin! Ich weiß Dinge, welche mir sicherlich deine Achtung erwerben, wenn du mich näher kennen lernst.

Eleodora (erschrocken für sich). Gerechter Himmel! ich bin verrathen!

Eurydamas. Ueberdieß muß die Absicht, in welcher ich komme, dir nothwendig gefallen; denn es ist, um dir und deinem Gott' eine Mühe abzunehmen.

Eleodora (für sich). Hier brauchts Entschlossenheit! Sieht er mich betroffen, so ist keine Rettung mehr!

Eurydamas. Im Vorbeygehen erzählte mir ein gewisser Phädon, daß er dich um deine Fürsprache bey dem Apoll ersucht hätte, von welchem er, nicht sowohl einen guten Rath, weil es damit zu spät wäre, als einen Glückwunsch zu seiner Hochzeit verlangt. Nun dünkte michs ein wenig unschicklich, den Gott um solch einer Kleinigkeit willen die Zügel der Sonnenrosse aus der Hand legen zu lassen, und mir fiel ein, daß ich, mit deiner Erlaubniß, seine Stelle vertreten könnte. Um aber alles recht zu machen . . .

Eleodora. Hör' auf zu lästern; oder du wirst empfinden, daß man in Thessalien mit dem Orakel des Phöbus keinen Scherz treibt.

Eurydamas. Nur eine kleine Geduld, bis ich ausgeredet habe! . . . Um alles recht zu

machen, ging ich in die Höhle, durchsuchte sie, betrachtete nachher den Lorber, stieg in die Oeffnung desselben, und war so glücklich, daß ich die ganze Geräthschaft des Apollo, die er zum Wahrsagen nöthig hat, beysammen fand. Auch errieth ich sogleich, wozu ihm jegliches dient. Mit dem unter den Blättern versteckten Drahte bewegt er die Zweige des Baums; die Larve mit dem weiten metallenen Munde verstärkt ihm die für ein irdisches Ohr zu leise Stimme; und aus dem Weihrauchkästchen, auf dem kleinen Altar hinter dem Lorber, nimmt er die Wolke von Wohlgerüchen, worin er ungesehen herniederfährt. Wie nun, denkest du noch, daß ich scherze, oder leichtsinnig mich zu dem erbiete, was ich nicht ausführen kann? Noch einmal! ich besorge dir alles; muß aber gehen, damit nicht die Rathfragenden mich hier überraschen.

(Er will fort.)

Eleodora (hält ihn zurück). Du rasest! Wohin!

Eurydamas. Zum Lorber, um das Orakel zu geben.

Eleodora. Fleuch, Unverschämter! oder ich versammle das Volk, daß sie den Ruchlosen . . .

Eurydamas. Ich wag' es darauf. Mein Vorsatz ist, dem Gotte mit Gefahr meines Lebens einen Dienst zu erweisen. Thue nachher, was dir gefällt!

(Er will gehen.)

Cleodora (faßt seinen Arm). Noch ein Wort! Jener Lorber ist den hiesigen Thalbewohnern seit Jahrhunderten heilig. Mit dem Lorber nimmst du einem einfältigen, gutmüthigen Volke seinen Gott, mit dem Gotte seine Tugend und seine Ruhe. Kannst du das, so gehe hin! aber wisse, daß, wenn gleich Apoll aus keinem Baume sich hören läßt, seine Pfeile doch denjenigen treffen können, der den Glauben an Höheres und Göttliches vertilgen will!

Eurydamas. An Höheres, Göttliches? Der Mensch ist für die Erde gemacht; so lang' ihm auf derselben wohl ist, soll er nichts über den Wolken suchen.

Die Götter im Olympus lassen
Bey Nektar und Ambrosia,
Was unser ist, mit Lieb' umfassen,
Nicht glauben, was kein Auge sah,

Noch vor Orakelsprüchen beben:
Das macht das Leben
Leicht und froh.

Da fühlt man höheres Entzücken,
Wo Chierwein Propheten schafft;
Und nur in holden Mädchenblicken
Ist Zauberey und Wunderkraft:
So glaubten alle Freudenkenner,
Die weisen Männer
Alle so.

(Er läuft in die Höhle.)

Cleodora. Da kommen die beyden Verlobten! Was bleibt mir übrig? Wenn nicht Apollo durch ein Wunder hilft, so hat er die Priesterin verstoßen, und das Orakel ist ihm ein Gräuel.

(Sie verbirgt sich, voller Verzweiflung, neben der Höhle ins Innerste des Hains.)

Zweyter Auftritt.

Feyerliche Musik. Während derselben Naide und Phädon. Naide trägt auf dem Haupte einen Kranz von Lorbern, und einen Lorberzweig in der Hand. Phädon führt sie die Stufen hinauf zum Altar, den er mit seiner Rechten berührt, und auf welchem sie den Lorberzweig, als ein Opfer, anzündet.

Phädon.

Beym heil'gen Zweig, der zum Altar
Die Hand der Unschuld bringet!

Naide.

Beym unverwelkten, der das Haar
Dir, Liebender, umschlinget!

Beyde.

Sey gnädig, gnädig unserm Bund!
O Phöbus, öffne deinen Mund,
Den Rath der Götter zu enthüllen!
(Ein leichter Nebel umgiebt den Baum, und seine Zweige fangen an, sich zu bewegen.)

Phädon.

Er kommt! Es bebt
Der Lorber, umschwebt
Von reineren, himmlischen Düften!

Naide.

Er kommt! Es bebt
Mein Busen, und strebt
Empor in ambrosischen Lüften!

Beyde.

Heil uns! ein rosenfarbner Schein
Verkündigt ihn; er will den Hain
Mit Herrlichkeit und Gnade füllen.
(Stärkere Bewegung des Lorbers; Wolke von Weihrauch.)

Phädon.

Beym heil'gen Zweig, den zum Altar
Die Hand der Unschuld bringet!

Naide.

Beym unverwelkten, der das Haar
Dir, Liebender, umschlinget!

Beyde.

Sey gnädig, gnädig unserm Bund!
O Phöbus, öffne deinen Mund,
Den Rath der Götter zu enthüllen!

(Der Lorber hört auf, sich zu bewegen. Leisere Musik. Allgemeine Stille.)

Orakel (aus dem Wipfel des Baums).

Herbstliche Früchte seh' ich bey Rosen des Lenzes! Ich sehe
Den Kranz, den Liebe flocht — und Wankelmuth zerreißt!

Phädon und Naide. Zerreißt?

(Die Instrumente, welche diesen Ausruf begleiten, tönen fort, und drücken das Erstaunen und den Jammer der Liebenden aus. Naide giebt dem Phädon einen Blick voll unaussprechlicher Betrübniß, bedeckt mit den Händen ihr Gesicht, und entfernt sich. Phädon sieht ihr nach, heftet die Augen auf die Erde, schaut dann gen Himmel, und geht auf der andern Seite ab.)

Dritter Auftritt.

Eurydamas
(indem er nachdenkend aus der Höhle kommt).

Wunderbar! Wie doch ein Mährchen, in der Kindheit geglaubt, unserm Herzen so tief sich eindrückt! — Als ich den Gesang hörte; die Töne der Andacht, insonderheit Naidens unschuldiges Gebet . . . Zwar konnt' es auch etwas anders seyn; vielleicht Gefühl meines Unrechts, bloßes Mitleiden. — So geht es mir immer! Aufgebraus't, Andern wehe gethan, und gleich nachher die Reue! — Aber nein! So hat kein begangener Muthwille mich jemals beunruhigt. Schauder überfiel mich im Vorber; ich sprach die Weissagung mit zitternder Stimme, und noch scheint alles hier mich anzuklagen. Mir ist, als hätte ich an dem Boden, welchen ich betrete, mich versündigt. — Die Priesterin hatte Recht, und ich will von dem Geschehenen so viel gut machen, als ich kann, will das arme Hirtenvölkchen in seinem Glauben nicht stören, sondern mich stillschweigend entfernen. Zu meinem zweydeutigen Orakel wird Eleodora schon eine Aus-

legung finden, welche die durch mich unglücklich Gewordenen befriedigt. — Wenn ihr aber das nicht gelänge? — So sehr es mich forttreibt, so muß ich dennoch bleiben und den Ausgang von weitem beobachten.

(Geht ab.)

Vierter Auftritt.

Cleodora nachher Phädon.

(Bange, klagende Musik, um die Priesterin anzukündigen. Diese schaut aus den Gebüschen hervor, ob Eurydamas sich entfernt habe, und kommt alsdann mit wankendem Schritte näher. Ihr erster Blick fällt auf den Lorberbaum; aber schnell wendet sie, voller Scham und Zorn, die Augen davon weg; geht zum Altar, weilt bey demselben, und sieht unbeweglich in das halberloschene Feuer, bis endlich ihr stummer Schmerz in Worte ausbricht.)

Cleodora (allein).

Nichtswürdiger! Ihn hat der Rächer
Apollo mir gesandt.
Die Götter strafen so Verbrechen durch Verbrecher;
Doch zeichnet dann ihr Fluch das Werkzeug ihrer
Hand.
Wie seine Blicke höhnten, dräuten,
Indessen sie das Licht der Sonne scheuten,
Vom Himmel weggewandt!

Da geht er, läßt nicht ab von seiner Rache,
Bis ganz Thessalien mich und den Gott verlache.
Den Gott? ... Mir schauert ... Ach! wohin?
Die Decke fällt ... der Lorber ist entehret,
O Phöbus! dein Altar zerstöret
Durch deine Priesterin.
Du aber wirst den Sonnenwagen
In Wetter hüllen, wirst im öden Haine fragen
Nach Opfern ... O ich höre dich ... Wohin?
Der Köcher klingt, die Sehne rauscht;
Es hemmt den Fluß; am Ufer lauscht
Ein banges Ahnden ... Ach! vergieb der Armen,
Gebeugten, Flehenden ... Du bist ein Gott ... Erbarmen!

(Sie nimmt sich den priesterlichen Schmuck vom Haupte, und legt ihn knieend auf die unterste Stufe des Altars.)

Erbarmen! laß mich Gnade finden,
Mit Thränen leg' ich dir zu Füßen
Den Kranz und die entweihten Binden;
Vor dir im Staube sieh mich büßen,
Mich, die aus ihrer Weihrauchwolke
Zum Volke
Götterworte sprach!

(Plötzlich, als hörte sie etwas, steht sie auf, sieht schüchtern umher, ob niemand sie belausche, dann wieder hin auf ihren Lorberkranz, und von ihm weinend gen Himmel.

O blick' herab! Wie tief gefallen!
Ein Spott, ein Hohngelächter allen!
Und laute Flüche tönen nach.
Genug für das, was ich verbrochen,
Hat dich gerochen
Meine Schmach.

(Sie will den Hain verlassen; geht, kehrt aber sogleich um, hebt den Kranz und die heilige Binde auf, und versteckt sie in das Gesträuch am Eingang der Höhle. Während der Zeit kommt Phädon.)

Phädon (mit einem wehmüthigen Ton). Eleodora!

Eleodora (in der größten Bestürzung). Was willst du mir?

Phädon. Ich kann nichts wollen; ich weiß es. Das Orakel hat allzu deutlich geredet. Aber in der Gefahr, sein Liebstes zu verlieren, was thut man nicht? Man täuschet sich selber, und hofft das Unmögliche.

Eleodora (für sich). Gewiß sucht der fremde Jüngling diesen auf, um seiner Heldenthat sich zu rühmen! Ich muß weg, daß er mich nicht zu Schanden mache. (Nach einer kurzen Ueberlegung zu Phädon.) Fasse Muth! Apollo hat dir kein Unglück verkündigt. Eh' es Abend wird, bist du getröstet; nur jetzt forsche nicht weiter!

(Geht eilig ab.)

Phädon. Ich erstaune. Hier liegt ein Geheimniß verborgen. Die Priesterin ohne Kranz und Diadem? blaß, entstellt, mit niedergeschlagenen Augen? Erst ein ängstliches Nachsinnen; darauf ein Paar abgebrochene Worte; wie im Traume gesagt? Und die Eile, womit sie mich verließ? . . . Sie war außer sich: darum kann ich auf den mir gegebenen Trost nicht rechnen. Woher auch nähme sie Trost? Hab' ich nicht den Spruch des Apollo gehört? Einer andern Auslegung ist er nicht fähig . . . Nein! die letzte Hoffnung meines Lebens ist dahin! die letzte! . . . Einsam, ungeliebt . . .

(Ihn unterbricht ein leiser Ton von klagenden Instrumenten.)

Fünfter Auftritt.

Matteres Licht. Annäherung des Abends.

Phädon. Naide.

Naide (hinter der Scene, in der Ferne).
O ihr Götter!

Phädon (erkennt ihre Stimme).
Wehe, wehe!

Naide (wie zuvor).
Wie verlassen hier ich gehe!

Phädon.
Wie sie jammert!

Naide (wie zuvor).
Wehe, wehe!

Beyde (in derselben Entfernung.)
O ihr Götter in der Höhe!
Das ist unser Brautgesang!

Naide (näher, aber noch hinter der Scene).
Phädon! schweigst du mir?

Phädon (geht auf die Stimme zu).
Naide!
Komm mit deinem Trauerliede!

Naide (tritt hervor).
Einmal kehr' ich noch zurück.

Beyde.
Ach, nur einen letzten Blick!
Einen noch im letzten Schimmer
Dieses Tages: dann auf immer
Aller Freuden Untergang!

Naide

(sieht den Phädon mit stiller, aber tiefer Traurigkeit an, und wendet auf einmal im heftigen Schmerze sich weg.)

O ihr Götter!

Phädon.

Wehe, wehe!

Naide.

Wüsteney, wohin ich sehe!

Phädon.

Klagt, ihr Thäler!

Naide.

Wehe, wehe!

Beyde.

O ihr Götter in der Höhe!
Das ist Hymens Festgesang!

Phädon (welcher eine Zeitlang schweigt und nachsinnt; dann die Augen gelassen auf Naiden richtet). Also zum letzten Mal? . . . Wenn du mein Schicksal mit dem deinigen vergleichest, so bin ich weit unglücklicher, als du. In meinem Alter, in dieser Abgeschiedenheit von allen meinen Jugendfreunden . . . Aber es wäre nicht männlich, dir und mir unsre Trennung zu erschweren. Ehe

wir scheiden, nur dieses! Du gedenkest wohl, daß ich meinem Herzen eben so traue, wie du dem deinigen, und versichert bin, Apollo, indem er Wankelmuth geweissagt, habe nicht von mir geredet, sondern von dir. Indessen klagte ich noch keinen Augenblick dich an, werde nie dich anklagen, auch in meinen traurigsten, verlassensten Stunden nicht. Du hast mich geliebt. So wahr jene Berge in der Abendröthe glühen, hast du mich geliebt, und es nicht weniger treu mit mir gemeint, als mit dir selber. Allein die Natur behauptet ihr Recht. Es ist Thorheit, mit den Blüthen des Frühlings paaren zu wollen, was im späten Herbste zur Reife gelangt.

Naide. Jeder von uns erklärt das Orakel nach seinem eigenen Gefühl; darum kann einer dem andern hierin nicht glauben. Aber, o Phädon! ich gegen dich erkalten? Unmöglich! Weinen werd' ich um dich, so lang' ich Thränen habe...

Phädon (für sich.) O daß eine höhere Gewalt mich von hier weg risse!

Naide. Auch du wirst um meinetwillen viel leiden; dessen bin ich gewiß; denn auch du liebst mich, und würdest ewig mich lieben, wenn ich eines Phädons ewige Liebe verdiente. Das aber

ist nicht meine Schuld. Du fandst mich bey meiner Herde von Ziegen, und sahst die arme Hütte, worin ich groß wurde. Habe Mitleiden . . . (Ihre Thränen lassen sie nicht weiter reden.)

Phädon. Ach, Naide! wenn ich mich erinnere, wie ich unter den Oelbäumen neben deiner Hütte saß, und du vor mir hinknietest, und aufblicktest zu mir, und froh, wie die Kinder, mich fragtest: Gehör' ich dir zu, du Lieber? Bin ich dein eigen? Wenn ich mich dessen erinnere, und jetzt dein weinendes Auge mich anschaut, so ist mir, als verbürgten Himmel und Erde sich für deine Beständigkeit.

Naide. Und ich, wenn ich überdenke, was alles du für mich gethan hast; wenn ich zugleich deine Trauer sehe . . . Lieber Phädon! eine ganze Welt möchte wider dich zeugen, hätte nur kein Gott gesprochen . . . Aber der heilige Lorber . . . seine schreckliche Weissagung.

Wo ich wandle, da folgt mir die Stimme;
Ruft aus zagenden Büschen mir zu,
Dunkel warnend, wie öfter im Grimme
Fernher von den Gebirgen ein Wetter
Wald und Hirten und Herden bedroht.

Glauben muß ich der Stimme der Götter;
Ach! entwichen ist Frieden und Ruh.
Im zerrissenen Kranze verderben
Frucht und Rose ... doch ehe sie sterben,
Gieb mir, Phöbus Apollo, den Tod!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Cleodora.

Cleodora (welche ängstlich hervorschleicht, und in der Ferne stehen bleibt, zu sich selber). Noch trauern sie ... Der Fremdling hat vor den abergläubischen Thessaliern sich gefürchtet, und geschwiegen, oder ist gar entflohen. Sah er doch völlig aus wie diejenigen, die gern im Verborgenen Unheil anrichten, und davon gehn! (Sie nähert sich.)

Naide (mit einiger Hoffnung) Was bringt uns die Priesterin des Apollo?

Cleodora. Die wahre Deutung des Orakels. Weißt du noch alle Worte desselben?

Naide. Wie könnte ich sie vergessen?

Cleodora. Sag' an!

Naide (schüchtern, mit leiser Stimme).
Herbstliche Früchte seh' ich bey Rosen des
Lenzes! Ich sehe
Den Kranz den Liebe flocht. ...
(Sie weint.)

Cleodora (fährt fort).

Und Wankelmuth zerreißt! . . .

Was ist in diesen Worten, das euch kümmert? Hat nicht Wankelmuth von je her den Kranz der Liebe zerrissen, und würd' er nicht eben so den eurigen entblättern, wenn er Gewalt bekäme? Laßt die Treue darüber wachen. Der Lorber hat nichts vorher verkündigt; hat nur euch ermahnt, auf eurer Huth zu seyn.

Naide (voller Freude). Phädon!

Cleodora. Dich, Naide! wollt' er sichern gegen den blendenden Witz und die artigen Schmeicheleyen der Jünglinge, welche früher oder später dein Herz bethören könnten, daß du weniger Gefallen hättest an der ruhigen Anhänglichkeit deines Gatten, und an seiner bescheidnen Weisheit. Und du (zu Phädon) möchtest von deinem Weibe mehr Klugheit fordern, als mit ihrem Alter sich verträgt, möchtest die Wünsche ihrer jungen Phantasie . . .

Phädon. Halt ein! ich beschwöre dich. Was du jetzt redest, hat nicht der Gott, sondern Mitleiden mit uns dir in den Sinn gegeben. Aber auch aus Mitleiden solltest du nie die Sprüche des Phöbus verdrehen . . . Bloßes Ermahnen?

So ermahnt keine liebende Gottheit denjenigen, der mit Gebet und Opfer sich ihr naht. . . . Vorherverkündigung war es; Drohung eines unvermeidlichen Unglücks!

Naide. Entsetzlich! Auch dieser letzte Strahl von Licht ist dahin! Nun wird es Nacht bleiben . . . Allzu wahr! Nimmer hätte der Gott, da wir in Demuth ihn fragten, uns vergebens geängstet. Und wenn er die geheimsten Winkel der Seele kennt, so muß er wissen, daß ich, mit dieser reinen, ewigen Liebe, solcher Warnungen nicht bedarf . . . Ach, Phädon! Wie konntest du sagen, du wärest unglücklicher als ich? Wo soll ich Trost suchen in meinem Jammer, wo mich hinwenden? Zu den rohen Hirten, nachdem ich deine Gefährtin war? Zu den Mädchen, die mich beneideten, und jetzt über mich spotten werden, mit Fingern auf mich zeigen? Oder nach der Hütte, wo meine Mutter mit frohem Herzen uns Beyde zurück erwartet? . . . Wenn sie mich kommen sieht . . . Phädon! Ich, weniger unglücklich als du? . . . Wär' auch nur dieß einzige! . . . O meine Mutter! meine arme Mutter!

(Sie lehnt sich mit verhülltem Gesicht' an den nächsten Baum. Phädon mit zusammengelegten Händen, blickt starr nach ihr hin, die Augen voll Thränen. Eleodora steht, in Gedanken vertieft.)

Letzter Auftritt.

Abenddämmerung.

Die Vorigen. Eurydamas.

(Dieser kommt mit langsamen Schritten, In seiner Miene ist Verwirrung und Wehmuth. Sobald ihn Eleodora wahrnimmt, fährt sie erschrocken zusammen, ist im Begriffe wegzugehen; er aber hält sie zurück.)

Eurydamas (zu Eleodora). Bleibe! denn ich brauche dich zur Bestätigung dessen, was ich zu sagen habe.

Phädon (zu Eurydamas). Du siehst, daß wir trauern. Wenn du die Götter ehrtest, so ehrtest du auch die Menschen, und unser Stillschweigen wäre dir heilig.

Eurydamas. Eben darum, weil ich ehre, was menschlich ist, bin ich gekommen, eurer Trauer ein Ende zu machen.

(Phädon beobachtet ihn und Eleodoren, indessen Malde sich aufrichtet und den Eurydamas anstaunt.)

Wäre dieses nicht, so würde ich schweigen. Jetzt aber frage die Priesterin hier, wer euch aus dem Lorber die Antwort gab.

(Die Priesterin sieht beschämt auf den Boden.)

Wenn sie läugnet, daß ich in den alten Lorber hineinstieg, die Zweige bewegte, und prophezeyte, so wird mir der Beweis nicht schwer fallen.

Eleodora. Es bedarf keines Beweises. War nicht mein Verstummen so gut als lautes Geständniß? Ach, daß ich meinem Herzen kein Gehör gab! . . . Wenn ich aber durch meinen Stolz diese Demüthigung verdiente, so verdien' ich euer Mitleiden durch meine Reue; denn wär' auch das Unternehmen dieses Fremdlings nicht kund geworden, ich hätte das Orakel verlassen, und nie wieder in den heiligen Hain mich gewagt. Zum letzten Male betrat ich ihn, um Euch zu beruhigen. Bey dem priesterlichen Schmucke, den ich büßend ablegte! schonet meiner, daß ich ungekränkt von hinnen ziehe.

(Naide hört, ohne sich zu nähern, erschrocken zu, mit einer Art von Bangigkeit, in welcher sie alles Uebrige vergißt.)

Eurydamas. Sey unbesorgt! Ich verrathe nichts, und eile weg aus dieser Gegend, die

ich mir selbst verdorben habe. Phädon wird dir vergeben, so wie mir.

Naide (mit wehmüthiger Stimme zu Phädon). Nun bin ich dein, auf ewig!

Phädon. Und dennoch trauerst du? Sage Naide, was ist dir? Du weinst, und es sind keine Freudenthränen!

Naide. Ach! in dem Augenblicke, da ich dich wieder finde, verlier ich, was von Kind auf mir so theuer war; meinen Lorber!

Eurydamas. Deinen Lorber? Den kannst du mitten in deinem Glücke nicht verschmerzen? Warum ist er dir so theuer?

Naide. Ach! wenn ich mit meiner Herde vor dem Hain vorbey zog, und der Wipfel des heiligen Baums über die andern emporragte, so klopfte mir vor Wonne das Herz. Dieser Baum versicherte mich, daß die Götter um Menschen sich bekümmern, und erzählte mir die Geschichte des Apollo, der auf unsern Triften, gleich mir, als Hirt daher ging. Dann war Apollo mir in seiner Herlichkeit nicht zu groß, auf meine Bitte zu merken, und ich schämte mich nicht, bey meiner Hirtenarbeit, weil er sie kannte, ihn um Hülfe zu flehen, oder meine kleinen Mühselig-

keiten ihm anzuvertrauen. Selbst die Liebe gegen Phädon gestuhnd ich ihm, und nachher dünkte sie mich reiner und schöner. Das alles ist nun dahin! Um meinen Lorber werde ich lebenslang trauern.

Eleodora. Du verlorst viel, aber weniger als tausend andre; denn mit einem Herzen, wie das deinige fühlt man die Gegenwart himmlischer Wesen auch ohne wahrsagenden Baum. Wer konnte besser wissen, als ich, daß im leeren Dunste von Weihrauch kein Phöbus erschien, und doch schreckte mich, wenn mein Gewissen mich strafte, die Nähe der Gottheit.

Phädon (zur Priesterin). Du sagest recht. Sollten noch hundert Orakel triegen, sogar das ehrwürdigste zu Delphi Menschenwerk seyn; dennoch gebe ich den Glauben an Göttersprüche nicht auf, sondern höre in allen den prophezeyenden Stimmen, die aus Wäldern und Felsen tönen, den Nachhall ehemaliger wahrhafter Offenbarungen. Die Götter redeten; und noch, obgleich man ihren Laut nicht vernimmt, redeten sie mit dem, welcher ihres Umganges würdig ist.

Naide. Auch mit einem schlechten Hirtenmädchen, das in seiner Einfalt zu ihnen aufblickt?

Phädon. Mit diesem gewiß; und gewiß am vertraulichsten!

Naide (voller Entzücken). O Phädon! ich vertraue den Lorber nicht mehr. Oft, wenn ich im Frühling hervortrat aus meiner Hütte, und Wälder und Wiesen mit ihren Blüthen und Blumen da lagen im Morgen- oder Abendroth; dann ergriff mich ein Schauer, als käme Apollo vom Olympus hernieder; und mir war, als müßte noch etwas seyn jenseits der glänzenden Wolken; alles bewegte sich in mir; dann folgten Thränen, und ich gelobte den Unsterblichen, ihnen gefällig zu seyn ... O Phädon! also haben in einer solchen Stunde mit mir die Götter geredet!

Eurydamas (innig gerührt). Liebes Mädchen! lebe fort in deinem schönen Glauben. Für dich ist er mehr, als Wahrheit; und wehe dem, welcher durch den kleinsten Zweifel ihn stört! Ich selbst fange an, überzeugt zu werden, daß es etwas Heiliges giebt.

Naide (zu Phädon). Jetzt, du Lieber, du Einziger! kann ich meines Glückes froh werden. Ich behalte dich, und meine Götter.

Im stillen Thal, wo hinter Wäldern
Die Abendsonne von den Feldern
Auf frohes Wiedersehen scheidet,
Sind mir die Götter nah.

Phädon und Naide.

Die Götter sind nah.

Naide.

Und für ein Herz den Freuden offen,
Das sich mit Dank und süßem Hoffen
Am letzten Purpurschimmer weidet,
Ist dann der ganze Himmel da.

Phädon und Naide.

Der ganze Himmel ist da.

Phädon.

Wenn seine rosenfarbnen Flügel
Der Morgen schwingt, erwachte Hügel
Beym Sang der Vögel aufzuhellen,
Dann sind die Götter nah.

Naide und Phädon.

Die Götter sind nah.

Phädon.

Und wenn die Seele, neu belebet,
Sich mit dem Lerchenlied erhebet,
Und Wonne trinkt aus tausend Quellen;
Dann ist der ganze Himmel da.

Naide und Phädon.

Der ganze Himmel ist da.

Eleodora.

Wer einsam an umwölkten Tagen,
Sein eignes Herz beginnt zu fragen,

Und manchen eiteln Wahn bereuet,
Dem sind die Götter nah.

Naide, Phädon und Eleodora.

Die Götter sind nah.

Eleodora.

Und ist der Nebel ihm geschwunden,
Hat er gekämpft und überwunden,
Daß er des Sieges nun sich freuet:
Dann ist der ganze Himmel da.

Naide, Phädon und Eleodora.

Der ganze Himmel ist da.

Eurydamas.

Sah Phöbus einst mit Wohlgefallen
Die Unschuld bey den Herden wallen,
So ruht sein Antlitz auf Naiden;
Ihr sind die Götter nah.

Alle.

Die Götter sind nah.

Eurydamas.

Ich fühle, was ich nie empfunden;
O Liebe! wenn mit dir verbunden
Die Treue geht, dann ist hienieden
Für uns der ganze Himmel da.

Alle.

Der ganze Himmel ist da.

Naide.

O Liebe! Liebe!

Die Uebrigen.

Du bist uns nah.

Naide.

Dir winkt die Treue.

Die Uebrigen.

Sie lächelt im Glanze
Des Abendsterns dem bräutlichen Kranze.

Naide.

Dich segnen die Haine.

Die Uebrigen.

Der Himmel ist da.

Alle.

O Liebe! Liebe! du bist uns nah.
Dir winkt die Treue, sie lächelt im Glanze
Des Abendsterns dem bräutlichen Kranze;
Dich segnen die Haine! der Himmel ist da!

Inhalt des dritten Bandes.

Erste Abtheilung.

Seite.

Zweyte Abtheilung.

Seite.

Seite.







